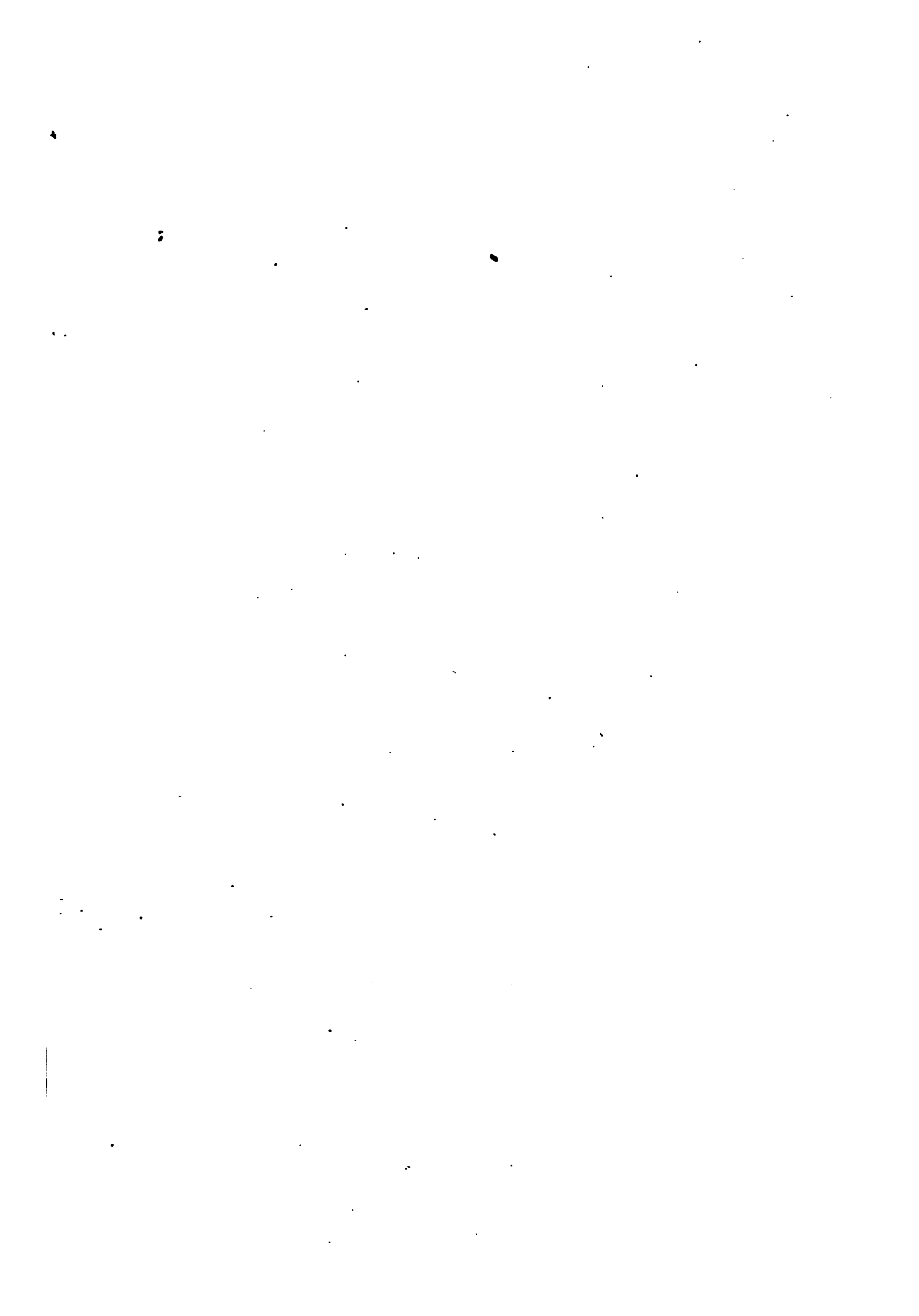
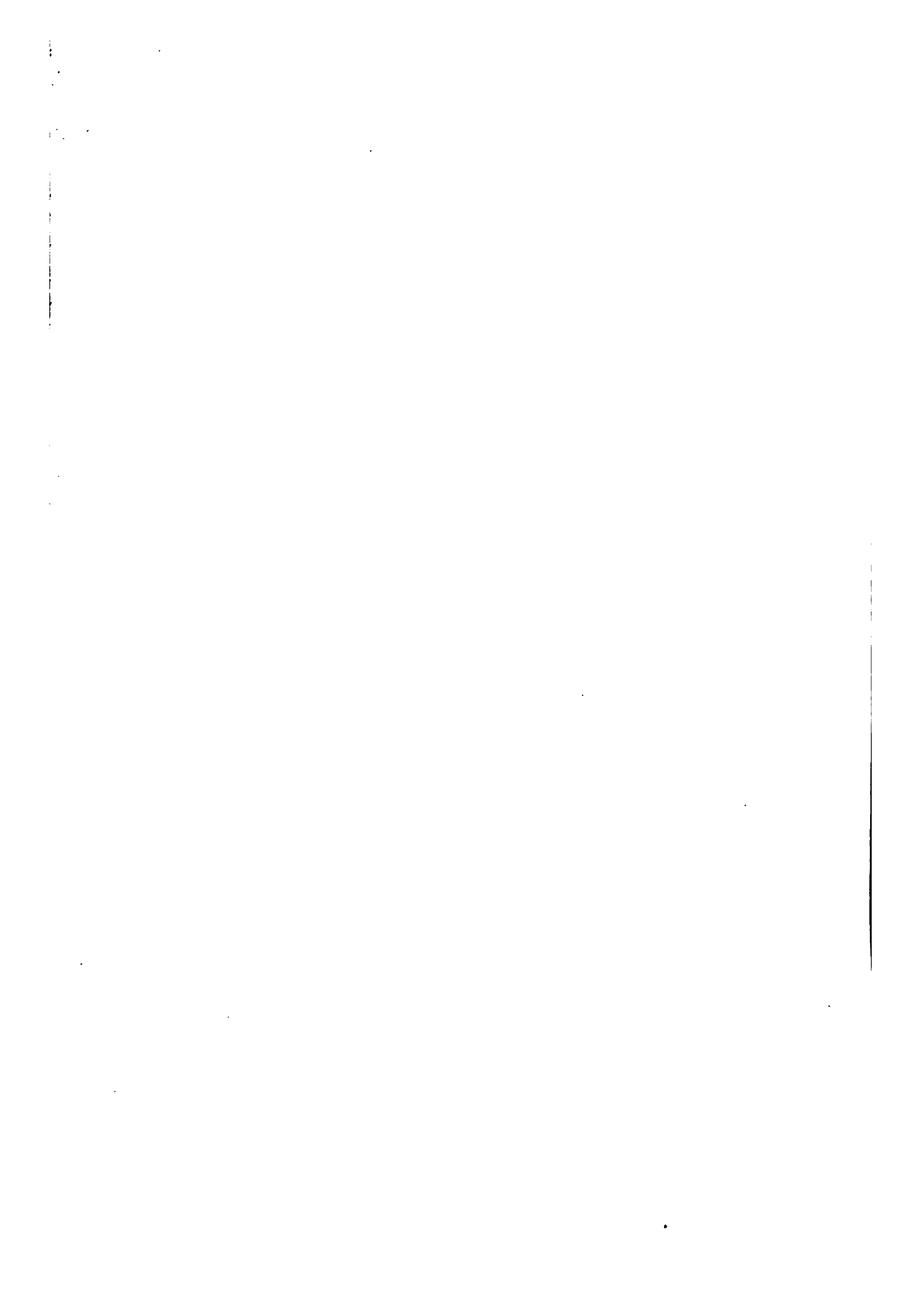
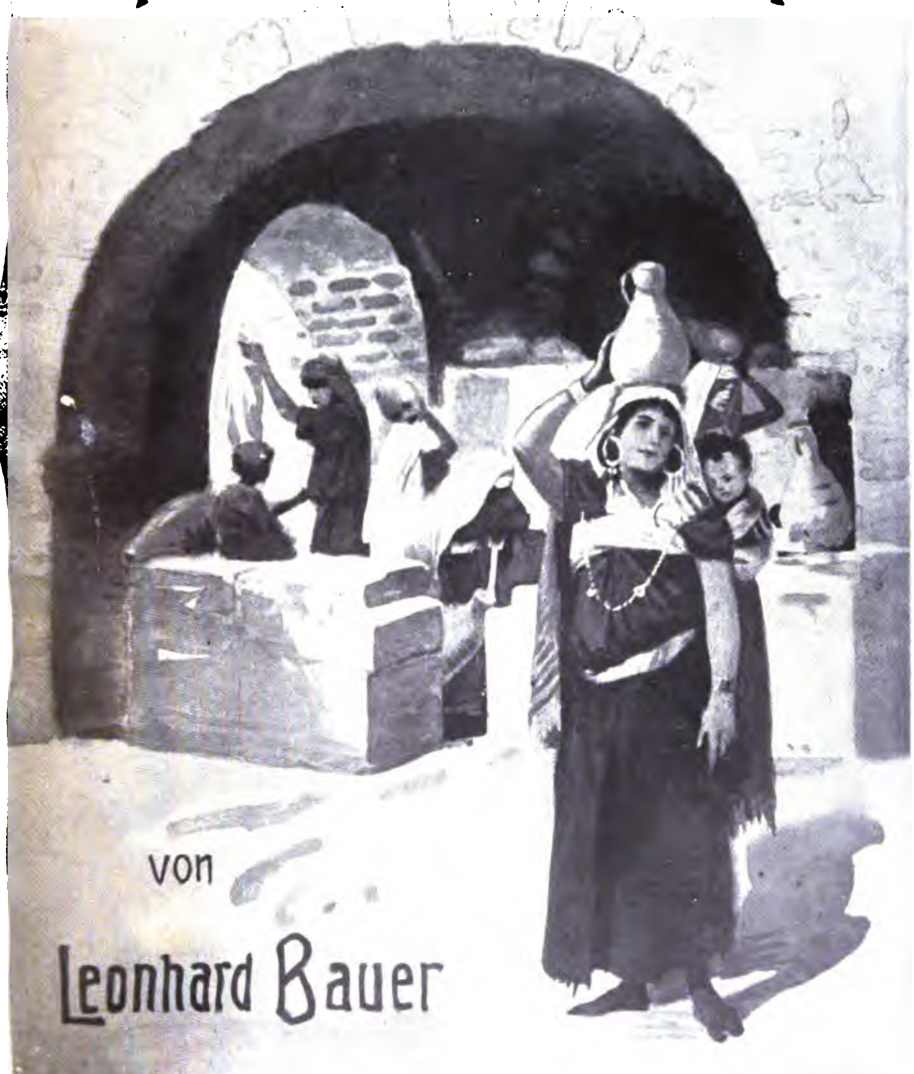






VOLKSLEBEN
im Lande der Bibel



Volksleben

im

Lande der Bibel

von

Leonhard Bauer.



Leipzig
Kommissionsverlag von H. G. Wallmann
1903.

Seinem teuren Vater

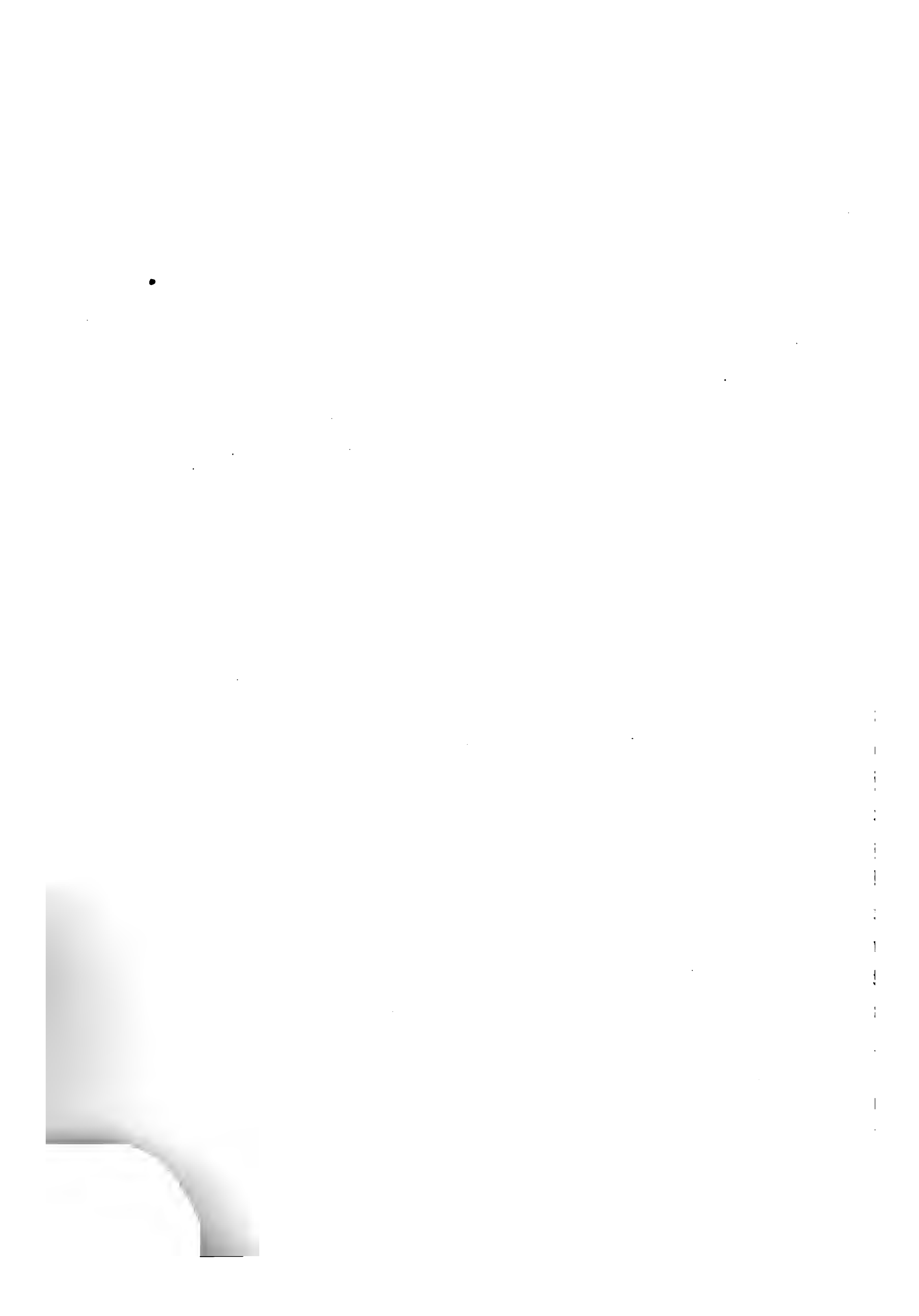
Johann Bauer

in Niederstetten

in kindlicher Liebe und Dankbarkeit gewidmet

vom

Verfasser.



Vorrede.

Je mehr in unsern Tagen das Interesse der abendländischen Christenheit für das H. Land erwacht und je größer von Jahr zu Jahr die Zahl derer wird, die den Pilgerstab zu einer Reise in das Morgenland ergreifen, um so wünschenswerter dürfte es sein, zuverlässige Aufzeichnungen zu besitzen, die uns in der Kenntnis Palästinas und seiner Bewohner fördern.

Es muß ja zugegeben werden, daß an Beschreibungen und Schilderungen der hl. Stätten kein Mangel ist, und daß auch die fachwissenschaftliche Literatur in manchen Zweigen schon beträchtlich angewachsen ist. Nichtsdestoweniger scheint uns nach einer andern Seite hin noch eine Lücke vorhanden zu sein. Wir vermissen nämlich ein Werk, welches uns den Palästiner[1] von der Wiege bis zum Grabe in seinem Tun und Lassen zu Hause, im Felde und in der Gesellschaft, in seinen Sitten und Unsitten, seinen Tugenden und Fehlern vor Augen stellt, ein Werk, von dem aus wir Rückschlüsse auf die biblische Vergangenheit des Landes machen können, ein

---

[1] nach dem Ursprung des Wortes Palästina „bilād il-filißṭīn das heißt „Land der Philister“ gebildet und nicht nach dem lateinischen palaestinensis, deshalb Palästiner nicht Palästinenser.

Werk, das nicht nur einzelne Bilder aus dem Volksleben herausgreift, weil es nicht seinen Ursprung einer flüchtigen Reise und ihren oft irreleitenden Eindrücken verdankt, sondern ein Werk, das auf alle Gebiete des Lebens eingeht und nichts aufnimmt, was sich nicht durch langjährige Beobachtungen, eigene Erfahrungen und stete, vielseitige Nachfrage des Verfassers als wahrheitsgetreu erwiesen hat.

Diese Lücke auszufüllen oder wenigstens in sie zu treten, ist der Zweck dieses vorliegenden Buches. In 32 Kapiteln schildert es Arbeit und Ruhe, Freud und Leid, Denken, Reden und Handeln des palästinischen Volkes und hofft, daß die verschiedenartigsten Leser, der Theologe, Pädagoge, Ethnograph, Naturwissenschaftler, Arzt, Poet, Musiker und Arabist, der Landwirt, Imker und Handwerker und nicht zum letzten die freundlichen Leserinnen etwas finden werden, was jedes von ihnen besonders interessieren dürfte. Die zahlreichen biblischen Rückweise[1] mögen ein Beleg dafür sein, wie sehr man in Palästina trotz der mannigfachen Völkerschiebungen und des mächtigen Eindringens europäischen Wesens noch auf biblischen Pfaden wandelt. Die häufige Beiziehung arabischer Ausdrücke und Redewendungen schien uns um derjenigen Leser willen geboten, die sich näher mit dem Land und seiner Sprache beschäftigen wollen, ohne daß sie die übrigen Leser stören dürfte, weil sie meist auf die Fußnoten beschränkt ist.

---

[1] die wörtlich anzuführen ich der Raumersparnis wegen fast durchweg unterlassen habe, die aber in einer aus dem Urtext übersetzten Bibel nachzulesen ich den Leser freundlichst bitten möchte.

Den Bildern liegen fast durchweg Originalphotographien und -zeichnungen zu grunde.

Von den wenigen mir zur Verfügung stehenden Quellen sind es besonders die „Mitteilungen über Leben und Sitten der Fellachen in Palästina“ von KLEIN in der ZDVP, Bd III, IV, und VI, denen ich mich, wie Kundige sofort sehen werden, in mehreren Stellen (vgl. Kap. 8) eng angeschlossen habe. Die übrigen Hilfsmittel wie der „Bote aus Zion“ und der 13. Jahrgang der „Neuesten Nachrichten aus dem Morgenland“ dienten hauptsächlich als Fingerzeig für eine möglichst allseitige Behandlung des Stoffes.

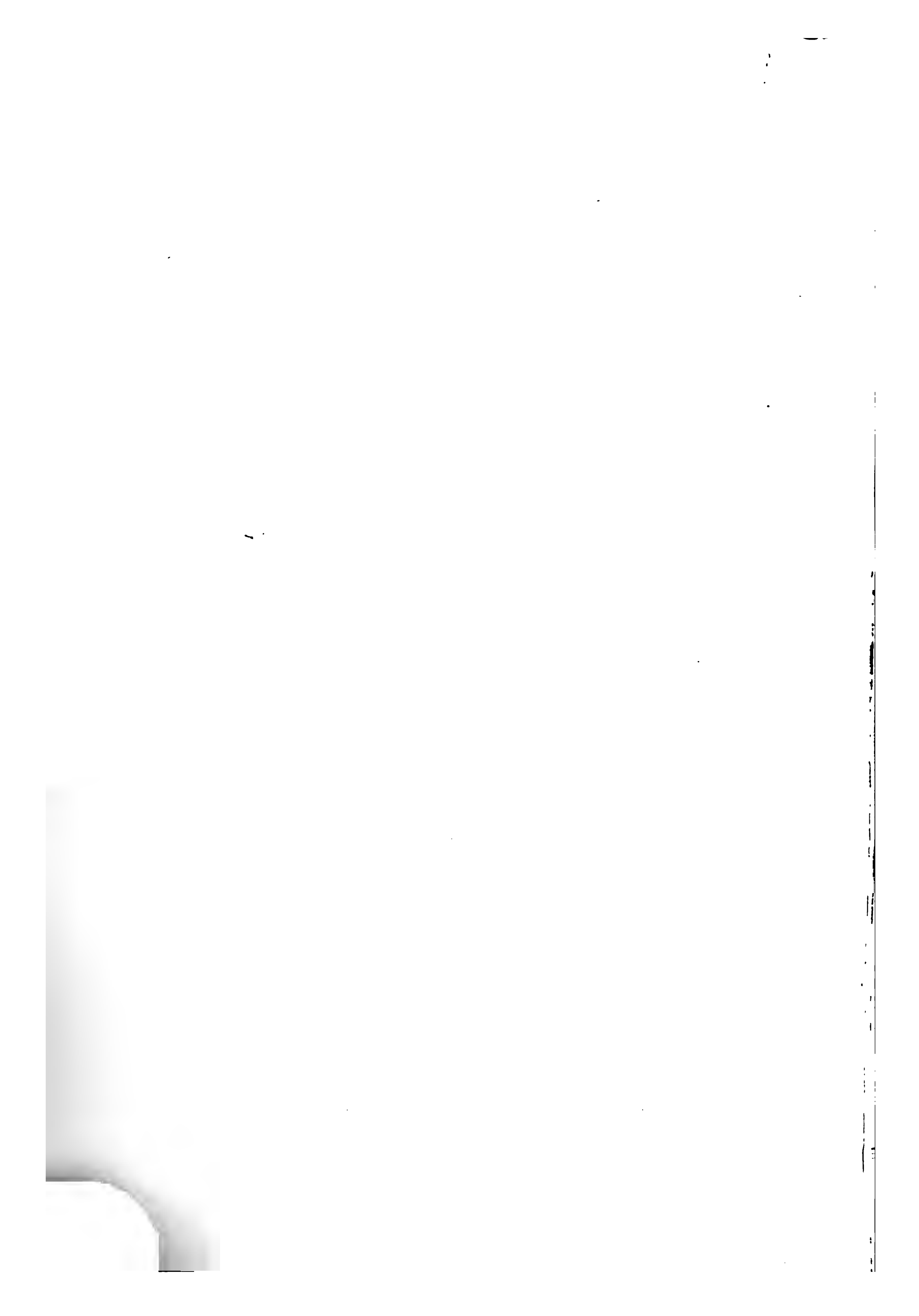
Kapitel 31 bringt in drei fragmentarisch gegebenen Reiseschilderungen noch eine Reihe selbstständiger Züge nnd Notizen über palästinische Verhältnisse.

Kapitel 32 ist inhaltlich nicht mehr zum Buch zu rechnen. In der Hoffnung aber, daß manchem Freund der „hochgebauten Stadt“ eine kurze Chronik derselben aus dem letzten Jahrhundert willkommen sein dürfte, habe ich eine solche als Anhang beigegeben.

Möge die Lektüre dieses Buches alle Leser veranlassen, nicht nur bei den hier geschilderten Verhältnissen des Lebens im H. Lande stehen zu bleiben, sondern vielmehr von ihnen als der Schale auf den Kern, auf die großen Gedanken und Taten Gottes zu dringen, wie sie die Bibel Alten und Neuen Testaments berichtet!

Im **Zeltlager** an der Mündung des
Rubinflusses, den 16. Sept. 1902.

Der Verfasser.



Kapitel 1.

Bevölkerung. Religion. Religiosität.

Die eingeborne Bevölkerung Palästinas ist ein buntes Gemisch von Teilen verschiedener Völker, die seit den frühesten Zeiten das Land überflutet haben. Kanaaniter, Israeliten, Ägypter, Assyrer, Chaldäer, Perser, Makedonier, Syrer, Parther, Römer, Seleukiden, Araber, Seldschukken, abendländische Christen, Türken — sie alle haben es kürzere oder längere Zeit in Besitz gehabt. Wenn es auch für viele nichts anderes als Schlachtfeld und Totenacker gewesen war, so dürften doch von jeder Invasion mehr oder minder bedeutende Reste sich mit den Ansässigen vermischt haben. Dafür sprechen nicht nur Rassenmerkmale wie blonde Haare, blaue Augen, helle Gesichtsfarbe, sondern auch Familiennamen wie „Eṣ-ṣalībi der Kreuzfahrer". Es läßt sich freilich nicht mehr feststellen, wie zahlreich bei diesem Prozeß der Vermischung die alten Kanaaniter und Philister vertreten sind, welches die Nachkommen der Zuzüge aus den Euphratländern sind, oder wer von den Römern der ersten Jahrhunderte abstammt usw. Der Islam hat alle diese und die mit ihm hinzugekommenen Volksteile zu einer arabisch redenden Bevölkerung verschmolzen.

Den Grundstock derselben bilden die seßhaften „Kinder der Araber[1]", die in zwei Klassen zerfallen: 1) die **Städter**[2] und 2) die **Bauern**[3] oder die ackerbautreibenden Dörfler.

---

[1] aulād il-ʿarab. [2] mädäni Pl. mädänīje. [3] fellāḥ Pl. fellāḥīn.

Ihnen reiht sich eine Klasse umherziehender Bevölkerung an, nämlich 3) die **Beduinen**[1] oder die „Söhne der Wüste[2]“, die augenscheinlich ismaelitischer und midianitischer Abkunft sind. In ihnen hat sich die arabische Rasse ziemlich rein erhalten; sie nennen sich darum auch mit Stolz „il-ʻarab“ und sehen sich als „die Araber“ par excellence an. Sie streifen in der Ebene Jesreel, bei Cäsarea, Gaza, in der Wüste Juda, im Jordantal, südlich vom Toten Meer und in den Distrikten des Ostjordanlandes umher.

Ein so viel umworbener Fleck Erde wie das H. Land beherbergt natürlich auch Angehörige fremder Völker. Wir erwähnen in erster Linie die meist christlichen **Syrer.** Sie sind Nachkommen der im Syrien der Römer wohnenden Aramäer und sind vorzugsweise in den Städten wohnhaft. Einen weiteren Bruchteil bilden die **Franken**[3] oder **Europäer** und zwar Deutsche, Österreicher, Engländer, Franzosen, Italiener, Griechen, Russen. Die **Türken** sind als Volksstamm nur sparsam verteilt, aber durch ihre Stellung als Beamte und Offiziere von Bedeutung. Die **Juden** sind weniger Nachkommen der ursprünglichen israelitischen Bevölkerung als vielmehr aus Europa Eingewanderte. Mehr oder weniger Inder, Perser, Ägypter, Abessynier, Maghrebiner vervollständigen das bunte Völkergemisch Palästinas.

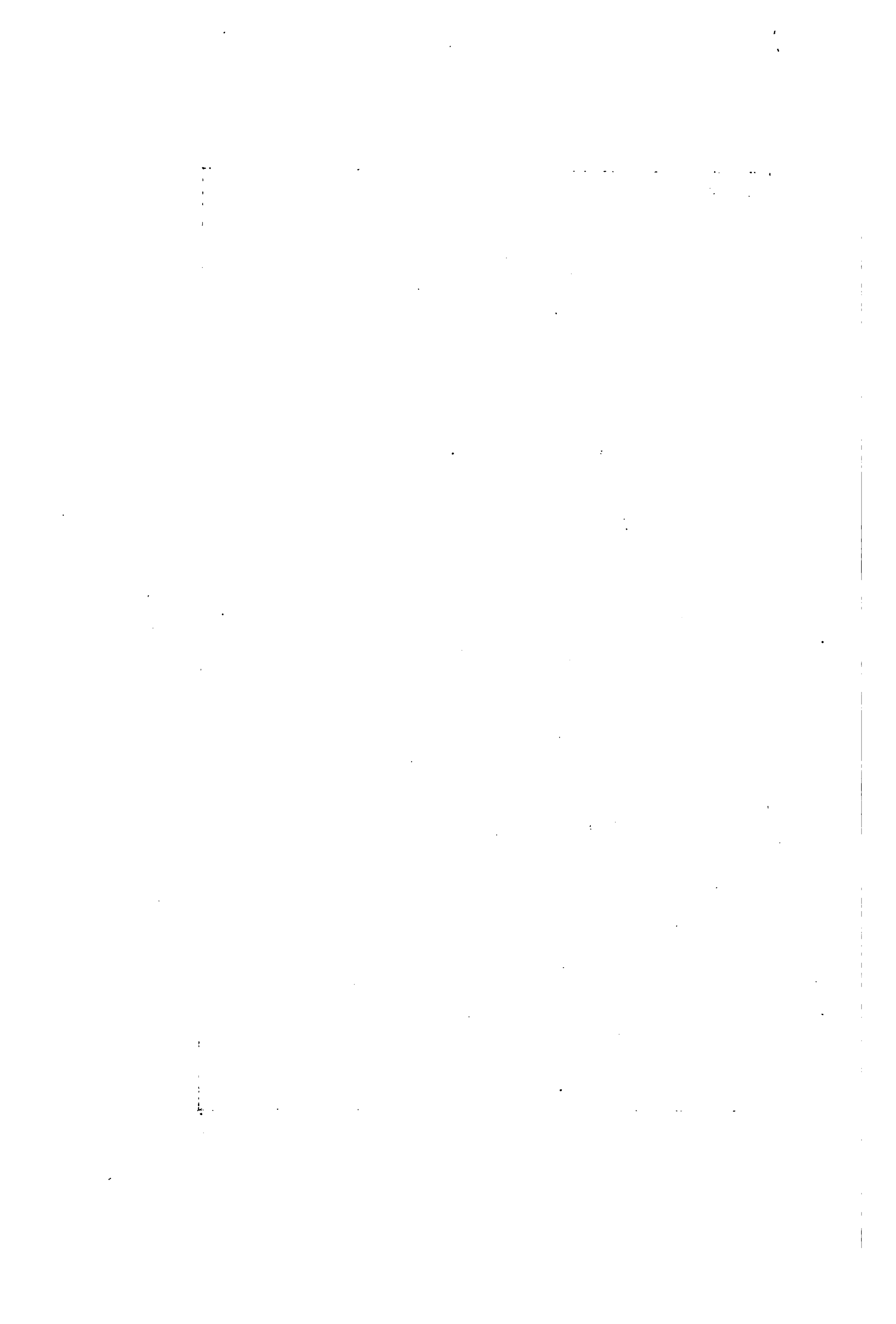
Die oben erwähnten drei Klassen werden schlechtweg **Araber** genannt. Sie unterscheiden sich aber ziemlich scharf in Bau und Einrichtung der Wohnungen, in Kleidung, Sitten und Lebensweise, in Charakter und Sprache.

Die **nomadisierenden Araber** wohnen in Zelten, die von den Weibern aus schwarzem Ziegenhaar (Hohesl 1,5) gewoben und durch ein Tuch in einen Raum für die Männer und einen solchen für die Weiber abgeteilt sind. Freiheit und Unabhängigkeit ist des Beduinen höchstes Gut. In der Stadt

---

[1] bedaui Pl. bidu. [2] auläd il-barrīje. [3] frängi Pl. fräng.

Beduinenlager.



so zahm wie ein Lamm ist er in der Wüste so gierig wie ein Wolf. An Stelle des Ackerbaus, den er stolz verschmäht, treibt er Viehzucht. Da diese ihn aber nur kärglich nährt, so muß ihm der Raub als Erwerbsquelle dienen. Entweder fallen die Beduinen wie ihre midianitischen Vorfahren (Ri 6) in das Jordantal ein und rauben das Getreide, oder sie streiten sich untereinander um Weideplätze und Quellen. Bei Stammesfehden, die durch einen offenen Kampf zum Austrag gebracht werden, reiten die Männer einander entgegen, lärmen und schießen viel, strecken aber verhältnismäßig wenig Leute zu Boden. Nach vollendetem Streit errichten die Verwandten an den Stellen, „wo des Gefallenen Herzblut geflossen" — nicht wo er begraben liegt — einen Steinhaufen (vgl. 2 Sa 18,17; Jos 7,26) und ziehen sich wieder in ihre Lager zurück (ZDPV 1900 S. 70). Treffend schildert eine poetische Stimme dies Leben in folgenden Worten:

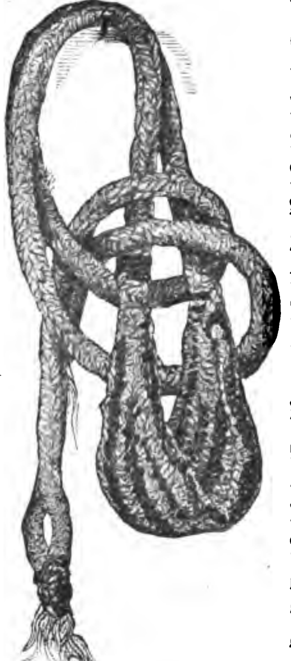
„In Stämme vereint,
der Arbeit feind,
an Herden reich,
dem Winde gleich,
auf schnellem Roß,
in der Hand das Geschoß,
bald hier bald dort,
kein fester Ort,
kein Haus uns engt,
kein Feind uns zwängt —
so leben wir frei
in der Wüstenei."

Keule

An Waffen tragen die Beduinen die Vorderladerflinte[1], nicht selten noch mit Feuerschloß versehen, einen krummen Säbel[2], manchmal auch Revolver und Dolch[3], eine Lanze[4], eine 60—70 cm lange Keule[5], deren birnförmiger, bisweilen auch

[1] bārūde [2] jatagān [3] changar [4] rumḥ [5] däbbūß

ovaler Kopf mit Nägeln gespickt ist und eine Schleuder[1] aus Wolle geflochten, die doppelt zusammen gelegt etwa 80 cm lang ist und meist mit erstaunlicher Sicherheit gehandhabt wird. Der Schleuderer führt durch das eine durchlöcherte Ende den Zeigefinger der rechten Hand, das andere Ende wird, während einige Kreisschwingungen ausgeführt werden, zwischen Mittel- und Ringfinger gehalten und plötzlich losgelassen, worauf der Stein mit voller Wucht aus der Kappe fliegt. Mehr oder weniger ähnlich ist die Bewaffnung der Fellachen, nur die Lanze fällt bei ihnen weg. Da und dort sieht man auch ein in der Mitte leicht geknietes Hartholzschwert (ḥanfe).



Schleuder

Einer der bezeichnendsten Züge der orientalischen Völker ist das ausgeprägte Bewußtsein der Stammes- oder Familienzugehörigkeit und der damit verbundenen Pflichten und Rechte. Daß der Stamm (ḳabīle) oder die Familiensippe (ḥamūle) ein solidarisch verbundenes Ganzes bildet, für dessen Ehre und Wohlergehen jeder einzelne einstehen muß, wie er ebenso dessen Schande und Not zu tragen hat — das ist auch dem einfachsten Beduinen und Fellachen klar. Der biblische Ausdruck „Haus“ im Sinn von „Familie und deren Verwandtschaft“ (1Mo 18,19; 1Sa 3,14; 22,1) ist noch heute gebräuchlich, vgl. die in Kap. 3 erwähnten Namen der Dorfgemeinschaften von Ramallah und Lifta.

---

[1] muḳlā‘

Bei den Beduinen hat jeder Stamm seine Grenzen, die er nur ungern und in Fehdezeiten gar nicht überschreitet. Auch bei den Fellachen ist es häufig so, daß jede Sippe ihr bestimmtes Dorfquartier inne hat. Mit großem Eifer hält man an den Familientraditionen fest und ist stolz auf den Nachweis der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sippe. Diese Erscheinung erklärt die Wichtigkeit und Genauigkeit der Geschlechtsregister, welche die biblischen Schriftsteller mit sichtlicher Liebe in ihre Schriften aufnahmen. So seltsam diese Stammbäume unserer Anschauung vorkommen, so sind sie nichts destoweniger von hohem Wert und Interesse. An der Spitze eines Stammes steht ein Fürst (emīr) oder Häuptling (schēch), und das Oberhaupt einer Dorfgemeinschaft ist der Schulze (muchtār = Erwählter). Ein solches Stamm- oder Familienhaupt besitzt eine weitgehende Macht und genießt großes Ansehen. In seiner Person vereinigen sich alle Würden und Ämter der stammväterlichen Verfassung. Er ist — wenigstens was den Fürsten und Häuptling betrifft — das kriegerische, richterliche, väterliche und teilweise auch priesterliche Oberhaupt des Familienbundes und der Vertreter im Verkehr mit der Regierung, kurz gesagt: Patriarch, Vater und Fürst in Einer Person. Nirgends kommt die Stammes- und Sippenzugehörigkeit so sehr zum Ausdruck als bei der Blutrache, bei sonstigen Übeltaten und in der Beilegung von Rechtsstreitigkeiten. Die Blutrache ist nicht auf den Totschläger beschränkt, sondern kann, namentlich wenn dieser nicht zu ermitteln ist, ebensowohl ein beliebiges Glied der Sippe treffen als auch, je nach der Schwere des Vergehens, wenn der Getötete z. B. im Schlaf oder meuchelmörderisch überfallen worden ist, den Tod von zwei bis vier Männern als Sühne erfordern. Bei den Beduinen packt der schuldige Familienbund seine Habe zusammen, lädt sie auf Kamele und wandert über Nacht in die Wüste zwischen Gaza und dem Sinai aus, während die Fellachen des Gebirges gewöhnlich ins Ostjordanland fliehen,

wohin sich kein Bluträcher wagt. Was an Hab und Gut zurückgelassen wird, plündert die Ḥamūle des Gemordeten, auch bebaut sie die Felder der Geflüchteten.

Nach mehreren Jahren beginnen die Vorunterhandlungen zur Schließung des Friedens. In denselben wird man auf ungefähr 50 Lira Sühnegeld und Übergabe einer Anzahl Schafe, neuer Mäntel, einer Quantität Reis, Zucker und Kaffee einig; manchmal wird noch die unentgeltliche Verheiratung einiger Mädchen an Jünglinge der geschädigten Sippe zur Bedingung gemacht. Am Tage der Stiftung des Freundschaftsbundes und der Annahme der Bruderschaft oder Verwandtschaft versammeln sich die Männer beider Familienverbände auf einem großen freien Raum. Nach Niederlegung der zu entrichtenden Kleider und Viktualien wird der Mörder, der zum Zeichen der Unterwerfung die Kopfschnur samt Turban um den Hals gehängt trägt, von seinen Leuten dem Schech der Ḥamūle des Ermordeten ausgeliefert mit den Worten: „Hier habt ihr euren Gegner, tut mit ihm, was ihr wollt! Schlachtet ihn oder hängt ihn auf! Wir haben ihn euch übergeben, und ihr habt keine Forderung mehr an uns“. Darauf antwortet der Schech, den Übeltäter bei der Hand fassend: „Wir haben unsern Feind in den Händen, wollen ihn aber um Gottes willen begnadigen und loslassen und haben nun nichts mehr gegen euch!“ Zugleich setzt er ihm die Kopfbedeckung wieder auf und befiehlt, daß die Schafe geschlachtet und das Versöhnungsmahl zugerichtet werde. Sodann findet die „Knüpfung des Banners“[1] statt. Es tritt dabei ein Zug im orientalischen Volkscharakter hervor: Die ausgesprochene Neigung zu zeremonieller Feierlichkeit und bildlicher Ausdrucksform, die sich in Symbolen des Akts wie des Worts gefällt. Um eine Stange, die in die Erde gesteckt und an der ein breites, langes Stück dünnen, weißen Baumwollenstoffes[2] ge-

---

[1] ʻaḳd er-rāje. [2] baft.

bunden ist, werden 30 Knoten geschürzt, welche 30 000 Piaster Sühnegeld bedeuten sollen. Nun wird vom Schech oder dem Bluträcher ein Knoten um den andern gelöst, bis es noch 20, 15 oder 10, entsprechend den Tausenden der vereinbarten Summe, sind. Bei der Lösung des ersten Knotens lautet der Spruch des Schechs: „Ich löse diesen Knoten um Gottes des Allbarmherzigen willen (sc. und erlasse dir dadurch 1000 Piaster).“ Den zweiten Knoten löst er „um unseres Propheten Muhammed willen“, den dritten „um des Schechs willen“ und die noch (bis 20, 15 oder 10) übrigen zu Ehren der angesehensten Männer seiner Ḥamūle. Nach jeder Lösung eines Knotens danken die Männer der Ḥamūle des Mörders. „Gott[1] ersetze es dir und vermehre dein Gut!“ Das Sühnegeld wird erst später bezahlt. Ein großes Versöhnungsmahl schließt den feierlichen Akt und besiegelt den Friedens- und Freundschaftsbund.

Ein ähnliches Verhalten beobachtet die gerichtliche Behörde bei Freveltaten, wenn man den Täter nicht ausliefern kann oder will. Sie macht die Familiengenossenschaft, in der man den Missetäter vermutet oder das ganze Dorf, in dessen Mitte oder Nähe der Fall vorkam, haftbar und setzt eine Anzahl Leute gefangen, eine Justiz, die dem Orient von altersher eigen war (Ri 19,20).

Der **Bauernstand** liegt aufs tiefste darnieder. Er steht beständig unter dem Druck irgend einer Not, gewöhnlich der Geldnot, deren Hauptursachen die zu leistenden Abgaben und die Verheiratung sind. Mancher Fellache ist von seiner eigenen Verheiratung an solange in Geldschulden, bis er eine Tochter zu verheiraten hat. Da der Fellache selten bares Geld hat und doch zahlen soll, so muß er borgen. Er geht in die Stadt zum Kaufmann oder zum Juden, die ihm Geld gegen 20—100% vorstrecken. So schrecklich dieser Zinsfuß dem

[1] **chalaf Allāh ‘alēk u kätter Allāh chērak!**

freundlichen Leser erscheinen mag, so bleibt dem Gläubiger doch kaum etwas anderes übrig, weil die Wiedererlangung des Geliehenen nicht nur alle erdenkliche Mühe und Unkosten sondern auch jahrelanges Warten verursacht. Übrigens haben die Schulden auch ihr Gutes für den Fellachen, ja sie sind ein notwendiges Übel. Ohne sie wäre er, wie das Eingeborne bestätigt haben, träg, stolz, unbotmäßig und verschwenderisch.

Der Städter betrachtet sich als das non plus ultra der Civilisation und blickt mitleidig auf den ungehobelten Fellachen. „Jā fellāḥ o du Fellach" ist ein häufiger Schimpf zur Bezeichnung eines dummen, ungebildeten Menschen (vgl. Klein in ZDPV). Die Städter sind Handwerks-, Handels- und „Geld"leute. Sie suchen gewöhnlich durch Kauf, Verkauf und Unterhändlergeschäfte ihr Geld zn verdienen. Durch die Berührung mit den Europäern haben sie sich einiges europäische Wesen, vorerst nur äußerlich, angeeignet.

Wie zwischen den einzelnen Volksklassen im ganzen, so machen sich auch unter den einzelnen Städten, Dörfern und Beduinenstämmen Unterschiede bemerkbar, und man kann wohl sagen, daß jede Stadt, jedes Dorf und jeder Beduinenstamm seine Eigentümlichkeiten hat.

Die Ramleer Frauen sind anders gekleidet als die Jaffaner und die Ramallah-Frauen wiederum anders als die der umliegenden Dörfer. Ebenso unterscheiden sich die Bethlehemitinnen von ihren Volksgenossinnen landauf landab durch ihre malerische, turmartige Kopfbedeckung (Kap. 4). Die Hebroner gelten als fanatische Leute und auch die Bewohner von Nablus haben einen unruhigen Charakter der an den Ausspruch des alten Sirach (50,28) vom „tollen Pöbel zu Sichem" erinnert. In beiden Städten muß der Fremde Steinwürfen von seiten der Jugend gewärtig sein. Die Nabluser gelten daneben als der Typus eines läppischen Menschen, was sich schon in ihrer Sprache verrät, in der Verwechselung des sch mit ß, z. B. ßemß Sonne statt schemß — eine frap-

pante und beredte Übereinstimmung mit dem schibbolet in Ri 12,6 — und in der gedehnten Art, mit der die Endsilbe eines Satzes ausgesprochen wird: anī mā ßuftôôôß statt ana mā schuftôsch. Die Jaffaner stecken mit Leib und Seele im Handel und die Jerusalemer gelten im besondern Sinn als da'uadschīje d. h, für den Sultan und des Reiches Gedeihen Betende (vgl. Klein in ZDPV).

Unter den Dorfbewohnern sind manche durch ihr diebisches und betrügerisches Wesen sprichwörtlich geworden, andere gelten als händelsüchtige Menschen, wogegen wieder andere wie die in Dschifna im Rufe ruhiger, arbeitsamer Leutchen stehen. Die Bethlehemiten sind ein gewandter, intelligenter Menschenschlag. Über die Nazarener hört man noch immer wie zu Christi Zeiten das Wort Nathanaels: „Was kann von Nazareth Gutes kommen" (Joh 1,46)? Beiden Geschlechtern sagt man ein starkes Unabhängigkeitsgefühl nach, und im Volksmund heißt es von solchen, die sich verheiraten wollen, geradezu: Wen Gott strafen will, dem gibt er einen Mann bzw. eine Frau aus Nazareth. In der Philisterebene sind die Bauern von Jebna, dem alten Jabneel (Josua 15,11; 2 Chron 26,6), als Honigesser bekannt, die von El-ḳubēbe ibn schahīn heißen „Milzkranke" [1], und der Bewohner von Sarnūḳa muß sich den wenig schmeichelhaften Zunamen „Hahn der Misthaufen" [2] gefallen lassen. Bei den Beduinen z. B. sieht der Stamm der Beni ṣachr mit souveräner Verachtung auf die Ta'āmre oder gar auf die Ghauārne im Jordantal herab, weil sie diesen an Mut und würdigen Benehmen überlegen sind und auch nicht wie diese sich mit Ackerbau befassen (vgl. Klein in ZDPV).

Bei allem Gegensatz der drei Volksklassen sind auch vermittelnde Elemente vorhanden. Es gibt Städte wie Gaza, deren Bewohner neben städtischem Wesen auch viel Dörfliches

---

[1] aṣfar mṭōḥil [2] dīk il-mäsäbil

angenommen haben. Die Frauen der Ortschaften des Ostjordanlandes sind in ihrer äußeren Erscheinung kaum von den Frauen der Beduinen zu unterscheiden. Wiederum leben viele christliche Bewohner Keraks den Sommer über in Zelten wie die Beduinen.

* * *

Palästina, die Wiege des Judentums und Christentums und Nachbarin der Heimat des Islams, ist das Land der **Religionen** und auch der Ort, wo fast alle konfessionellen Schattierungen dieser Glaubensparteien vertreten sind. Die 700 000 Einwohner verteilen sich auf etwa 520 000 Muslimen, 100—120 000 Juden und 60 000 Christen. Auf die Hauptstadt Jerusalem mit ihren 70 000 Einwohnern (vgl. S. 295) entfallen etwa 8000 Muslimen, 45 000 Juden, 15 000 Christen (nämlich 6500 orthodoxe Griechen, 4500 Lateiner, 1500 Protestanten, 1000 Armenier, 250 unierte Griechen, 150 Kopten, 100 Abessinier, 100 syrianische Christen und 50 unierte Armenier).

Die Muslimen sind, mit Ausnahme der Metāuile in einigen Dörfern Nordpalästinas, orthodoxe Sunniten, die in vier Schulen[1] zerfallen: Ḥanafi, Schāf'i, Mālki und Ḥanbali, die sich in Hinsicht auf Fragen des Ceremoniells, der Glaubenslehre und Gesetzesauslegung unterscheiden. Die oberste geistliche Autorität im Muhammedanismus ist der Sultan, der den Scheichu‿l-ißlām als Ratgeber zur Seite hat. Für den Vollzug der Befehle dieser Oberbehörde hat der Mufti einer Stadt zu sorgen. Das übrige Kultuspersonal bilden die „'Ulama Gelehrten", welche den Titel „Scheich Doktor der Theologie" oder „Chaṭīb Prediger und Vorleser" führen und die „Imām Vorsteher", welche als „Imām i. e. Sinn Priester einer Moschee" vorbeten oder auch predigen und als „Mu'essin" die Gebetszeiten ausrufen. Eine besondere Stel-

---

[1] mädhäb Pl. mädähib.

lung nehmen die Derwische[1] ein. Sie sind sozusagen muhammedanische Bettelmönche, stehen im Rufe von Heiligen und spielen bei Prozessionen[2], bei religiösen Wallfahrten und im Leben der Dörfler eine große Rolle als Wundertäter, Heilkünstler, Geister- und Feuerbanner und Verfertiger von Amuletten. Die Derwische zerfallen in vier Rangstufen oder Orden[3], deren Namen nach den Stiftern folgende sind: 1) ßulṭān 'abd el-ḳādir, 2) aḥmed el-badaui, 3) aḥmed rfā'i, 4) ibrahīm ed-dßūḳi. Jede hat besondere Kräfte und Obliegenheiten und kennzeichnet sich auch äußerlich durch die Farbe des Turban. Es verstehen sich z. B. die Derwische des Ordens ßulṭān 'abd el-ḳādir aufs Feuerbannen diejenigen von Nummer 3 aufs Schlangenbändigen und Heilen von Gebissenen und Kranken. Dabei geben sie Medizin, behaupten aber, daß die eigentliche Wirkung in der Kraft ihrer Persönlichkeit beruhe. Gleichsam als Beweis hiefür hauchen sie dem Kranken ihren Atem in den Mund, sprechen religiöse Sprüche über ihm aus oder schreiben sie auf Papier, verbrennen dieses und geben die Asche dem Kranken zu trinken. Mancher Schech habe zur Genesung eines Kranken nur nötig, über ihn wegzuschreiten oder die Hände aufzulegen. Auf dem Glauben der Leute, daß von diesen Heiligen Segenskräfte ausströmen, beruht die Gepflogenheit muhammedanischer Mütter, durchreisenden Derwischen ihre Kinder zu bringen, damit sie die Hände auf sie legen und sie segnen.

Im Fastenmonat Ramadan pflegen die Derwische von Dorf zu Dorf zu ziehen, um mit den Fellachen über Religionsfragen zu reden. Wenn der Derwisch sein Amt bezw. seine Gaben auf einen andern übergehen lassen will, so befeuchtet er ein Stück Zucker mit Speichel, gibt es dem von ihm erkorenen Nachfolger, der mit geschlossenen Augen dasteht, zu genießen und bläst ihm seinen Oden in den offenen Mund.

---

[1] daruīsch Pl. darāuīsch. [2] siāra Pl. siārāt [3] ṭarīḳat

Man ist geneigt, in all' diesen Gebräuchen an eine Nachäffung der Tätigkeit Jesu zu denken.

Nirgends dürfte das religiöse Moment eine das politische und gesellschaftliche Leben so bestimmende Rolle ausüben wie im H. Land. Der Orientale, der Muslim wie der Christ, ist religiös, ja er ist in seiner Weise frömmer als der Abendländer. Sein ganzes Leben durchzieht ein religiöser Hauch. Eines Tages zog unweit Jaffa ein alter Muhammedaner Wasser aus dem tiefen Brunnen. In der Hitze des Mittags war das keine leichte Arbeit; dennoch klagte der Greis nicht, sondern pries von Zeit zu Zeit die Barmherzigkeit Gottes. Alle Reden, Beteuerungen, Ausrufe, Begrüßungen (Kap. 18), Wünsche, Bitten, Dankesbezeigungen treten in Beziehung zu Gott, wobei in manchen Formeln „Allāh Gott" zwar weggelassen, aber stets unterzulegen ist.

Einige Beispiele: uallāh oder uállah bei Gott! maschállah was Gott will (sc. das geschieht; es gilt das als ein Ausruf des Staunens); inschállah so Gott will, bißmalláh im Namen Gottes. Der Bettler sagt: min schān allāh um Gottes willen. Man dankt: kätter chērak Gott vermehre dein Gutes!

Jeden Freitag Mittag findet in den Moscheen der Städte eine Versammlung aller Gläubigen statt, zu der auch viele Landleute der Umgebung erscheinen. Im übrigen wird dieser Tag freilich nicht gefeiert, ein Einstelleu der Arbeit gibt es nicht. Neben jeder Moschee[1] erhebt sich eine Mēdane[2] d. h. ein runder, spitzer Turm mit einem Rundaltan unter dem Dach, von der aus der Ausrufer[3] täglich fünfmal zum Gebet auffordert und zwar 1) nach Sonnenuntergang[4] 2) etwa $1^1/_2$ Stunde nach vollständigem Eintritt der Nacht[5], gewöhnlich vor Schlafengehen 3) bei Tagesanbruch[6] 4) mittags[7] 5) um die zehnte Stunde des Tages[8], etwa $1^1/_2$ Stunde vor Sonnenuntergang.

---

[1] gāmi' Pl. gauāmi' [2] fälschlicherweise Minaret genannt, was Leuchtturm bedeutet. [3] mu'eddin [4] maṛrib [5] ischa [6] ṣubh oder aḥ ar [7] ḍuhr [8] 'aṣr.



Betende Muhammedaner.



Der Ausrufer hebt nach Süden d. i. Mekka zugewendet an: Allāhu akbar; áschhadu anna lā ilāha ill-allāh Gott ist groß; ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah. Nach Westen: Aschhadu anna muḥammed raßūlu llāh ich bezeuge, daß Muhammed der Gesandte Allahs ist. Nach Norden: ḥaija ʻala ṣ-ṣalā heran zum Gebet! Nach Osten: ḥaija ʻala l-felāḥ heran zum Gelingen! Den Beschluß bildet wieder die erste Formel mit der Wendung nach Mekka. Außerdem pflegt er frühmorgens zu sagen: Eṣ-ṣalā cheirum min en-naum Beten ist besser als Schlafen.

Ergreifend wirkt der Ruf, wenn er feierlich in die Nacht hinausklingt, und beschämend für viele Christen dürfte der stille Gehorsam sein mit dem der fromme Muhammedaner auf dem Feld oder sonstwo seine Arbeit unterbricht, sich wäscht, wenn er Wasser zur Hand hat, den Gebetsteppich oder den Mantel auf die Erde breitet und leise murmelnd sein Gebet verrichtet. Dabei kreuzt er die Hände, läßt sie hängen, legt sie geöffnet an die Ohren, kniet, steht auf, wirft sich verschiedenemal zur Erde, erhebt sich wieder und geht stille seinem Beruf nach.

Seine Feste hält der Muslim streng. Hiezu gehört der Fastenmonat Ramadan, in welchem bei Tag gefastet und bei Nacht gegessen oder geschmaust wird und kein Genuß verboten ist. Einleitung und Schluß des Ramadan werden festlich begangen. Am Beiramtag wird zum Andenken an Isaaks Opferung, die man auf Ismael übertragen hat, von jeder Familie ein Schaf geschlachtet und als Hochgenuß verzehrt. Auch die Geburtstage Muhammeds und des Sultan werden in den Städten gefeiert. Jedem Fest geht ein Rüsttag voran, wobei jedermann die Arbeit einstellt, sich entweder in die Stadt begibt und Einkäufe macht oder zu Hause Vorbereitungen trifft. In hohem Ansehen stehen die Wallfahrtsfeste zu den Gräbern der berühmtesten Heiligen (uili), so die achttägige Wallfahrt nach Nebi Musa (Grab des „Propheten Mose") zur Osterzeit der griechischen Kirche und die vierwöchentliche nach Nebi Rūbīn (Ruben), einem einsam stehenden Grabmal

mit hohem Turm drei Stunden südlich von Jaffa unweit der Meeresküste, wohin im September viele Tausende von Besuchern aus allen Städten und Dörfern kommen.

Dieses Nebi Rūbīnfest steht in hohem Ansehen. Der Strom der Pilger bewegt sich Tage und Nächte hindurch zu der auf hoher Sandfläche gelegenen Stätte. Auf dem Rücken des „Schiffes der Wüste" werden Frauen und Kinder dahingeleitet, Lebensmittel, Zelte, Kochgeräte, Bettzeug und viele andere Dinge befördert. Hunderte von Zelten, die entweder einzeln oder in umwandeten Gruppen stehen, gewähren ein malerisches Bild und eine lebendige Vorstellung von dem auf seinem Wüstenzug in Zelten lagernden Israel. Großartige Aufzüge mit wildem Schwerttanz und Gaukelspiel der Derwische unter Sang und Klang und Entfaltung bunter Fahnen schüren das Feuer religiöser Begeisterung. Ein freies und in den Nächten ausgelassenes Lagerleben entwickelt sich. Wettrennen, Phantasiespiele, festliche Umzüge mit dumpfem Trommelwirbel, Karussells, Verkaufsbuden mit Schmucksachen, Spielwaren und Gebrauchsgegenständen bieten mancherlei Zerstreuung und lassen die Nachfolger Muhammeds alles Leid und alle Sorgen des täglichen Lebens für einige Wochen vergessen. Gegen Abend tun sich die Pilger am Hammelbraten gütlich, rauchen die Wasserpfeife und lauschen unter dem nächtlichen Sternenhimmel den abenteuerlichen Erzählungen eines Mekkapilgers oder den Schilderungen der Streiche des Ǵaḥa, des arabischen Eulenspiegels, oden den Gesängen eines Dichters. Wenn des Mondes Sichel angefangen hat abzunehmen, so lichten sich die versammelten Scharen wieder. Nach allen Richtungen ziehen sie ab, und in einigen Wochen gleicht die vom Flugsand geschieferte Fläche wieder der stillen See, die der sanfte Morgenwind küßt.

Der Muhammedaner erkennt seinen Gott nicht nur als seinen Schöpfer und Erhalter an, sondern er ist auch überzeugt, daß der Wille Allahs im Kleinen wie im Großen ge-

schieht. Die tiefe Auffassung von der Weltregierung Gottes läßt den Orientalen keinen Selbstmord begehen. Hingegen ist der Gedanke, daß der Mensch, und zwar der nächste Verwandte, zum Rächer an dem Blute eines Getöteten bestimmt ist, tief eingewurzelt, weshalb Totschlag nicht selten vorkommt. Leider hat der Glaube an das Fatum, der Glaube an die göttliche Bestimmung in seiner Übertreibung nachteilig auf die Denk- und Handlungsweise der Muslimen eingewirkt. Er lähmte die Tatkraft und drückte dem Volksleben das Siegel des Todes auf. Geringes Erträgnis eines schlecht bestellten Ackers, Tod eines Kindes infolge von Vernachlässigung, Verarmung infolge ewiger Prozesse sind in den Augen des Orientalen ebenso wie Heuschreckenschwärme, Dürre und Teurung „min Allāh“ d. i. von Gott.

Nach dem Gesagten möchte man im allgemeinen zu einem befriedigenden Urteil von dem religiösen Stand des Morgenländers kommen. Leider gilt auch hier: der Schein trügt. Man kann zwar dem Verhalten, die Religion ohne Hehl überall zu bekennen, eine gewisse Achtung nicht versagen, und Christen könnten sich an der Ehrerbietung, die der Muslim vor dem Heiligen und der Religion hat, ein Beispiel nehmen. Aber diese Frömmigkeit möchte von zweifelhaftem Wert sein, weil sie eine rein äußerliche, gewohnheitsmäßig ausgeübte ist. Kommt es doch vor, daß ein Gebet bei gegebener Veranlassung plötzlich unterbrochen wird, um jemand zu grüßen, zu schelten oder gar zu fluchen.

Wie sieht es nun unter den christlichen Arabern aus? Auch hier begegnen wir häufig einer äußerlichen Rechtgläubigkeit und einem ausgesprochenen Indifferentismus in geistlichen Dingen. Unglaube und Zweifel ist zwar im allgemeinen eine unbekannte Sache, was für ein Glück zu achten wäre, wenn der Glaube nicht zum größten Teil in geistiger Starrheit bestünde und sich mit einem toten Formenwesen begnügen würde. Die griechische Kirche, die sich die „rechtgläubige oder ortho-

doxe“ nennt, ist die zahlreichste und bildet den Grundstock der übrigen Kirchen, die entweder nur durch ihre Mission den Griechen abgewonnene oder aber occidentale, eingewanderte Glieder zählen.

Die Konkurrenz der einzelnen Kirchen, die Spannung und Reibung zwischen den Parteien kennzeichnet den dunklen Hintergrund im kirchlichen Leben Palästinas. Dieser oft skandalöse Konfessionshaß konnte auf den sittlich-religiösen Zustand des Volkes nur nachteilig eingewirkt haben, und es ist offenbar, daß einfache Naturmenschen wie z. B. die Beduinen, die zwar der Form nach Bekenner des Islam sind, sich im allgemeinen aber wenig um Religion kümmern, die zutrauensfähigsten und besten Leute der palästinischen Bevölkerung sind, wogegen der moralische Zustand der seßhaften Bevölkerung nicht auf gleicher Stufe steht. Verwunderlich ist das nicht, wenn man sieht, wie manche kirchlichen Leiter anstatt in weiser Pädagogik das Wort Gottes zu bieten und vorzuleben, das Volk durch Gewährung reicher Geldmittel und allerlei äußerer Vorteile an sich locken und verhätscheln. Dadurch verfallen die Leute einem gewissen Pauperismus, verlieren ihre Selbstständigkeit und alle Lust zur Arbeit und erwarten von der Kirche nicht das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, sondern Geld, Reis, Brot, freie Wohnung, Kirche, Pfarrer, Schule, Lehrer, Arzt, Apotheke; ja sogar Prozeßkosten u. a. m. soll die Konfession zahlen. So kommts, daß die Religion nach dem Geld taxiert wird. Mancher geht in die Kirche des Geistlichen seiner Konfession, solange er in Abhängigkeit von ihm ist, andernfalls bleibt er häufig weg. Kommt er in Not, so besucht er die Kirche wieder fleißig, klagt nach einiger Zeit dem Geistlichen seine Not und bettelt ihn an. Hilft dieser nicht, so ist es möglich, daß er bei dem Geistlichen einer andern Konfession sein Glück versucht und sein Bekenntnis wechselt. Von vielen morgenländischen Christen gilt, was Kaiser Hadrian von den Ägyptern schrieb: „Sie sind heute

Serapisdiener, morgen Christen, in Wahrheit ist ihr einziger Gott das Geld". O wenn doch alle Verkündiger des Wortes, welcher Konfession sie auch angehören, solchen Subjekten die Türe weisen wollten mit der Erklärung: „Geh, durch deinen Verlust verliert die Gemeinde nichts, sondern sie gewinnt". Das wäre eine heilsame Radikalkur.

Es wäre unbillig, wollten wir mit diesem Urteil den Stab über die Christenheit des H. Landes brechen. Wenn man bedenkt, daß die hiesigen Christen seit Jahrhunderten aller politischen und kirchlichen Unordnung preisgegeben sind, daß sie jeglicher Gemeinschaft mit der großen, weiten Christenheit entbehrten und auch von den Bekennern einer andern Religion Schweres zu erdulden hatten, so ist es vielmehr wunderbar, daß der christliche Glaube sich bis heute erhalten hat. Wenn man ferner erwägt, daß auf das bis vor 60 Jahren ohne Berührung mit dem christlichen Abendland lebende Volk mit einemmale alle möglichen Strömungen einwirken, so werden wir damit eine weitere Erklärung für die oben geschilderten Zustände haben. Wir wollen uns zwar freuen, daß die abendländische Christenheit dem Land, von dem das Heil der Welt ausging, sich in Liebe zuwendet, um ihm geistlich und leiblich aufzuhelfen. Aber es ist gewiß an alle Konfessionen die Mahnung nicht überflüssig, daß alle Arbeit in gegenseitiger Duldung, in Liebe und Frieden geschehen möchte.

Kapitel 2.

Der Volkscharakter.

Die nachstehende Skizze stützt sich auf die Beobachtung des Lebens und Treibens der **Fellachen, Beduinen** und teilweise auch einheimischen Städter unter Ausschluß aller türkischen, **syrischen**, jüdischen und fränkischen Elemente, was ausdrücklich hervorgehoben werden soll.

In der Beurteilung des Volkscharakters verfallen manche Europäer in den Fehler, abstoßend und geringschätzig über das Volk zu reden und nichts Gutes an ihm gelten zu lassen. Seinen Grund hat dies meist darin, daß man sich durch irgend eine Ungeschicklichkeit oder Untugend des Eingebornen geschädigt oder geärgert sieht. Ein solches Urteil entbehrt der Objektivität und tieferen Beobachtung. Es wird ja zugegeben werden müssen, daß die üblen Eigenschaften die guten überwiegen, und sie sollen in den folgenden Blättern auch nicht vertuscht werden, aber es ist doch zur Entschuldigung des Volkes ein Vierfaches recht wohl zu beherzigen.

Erstens, auch der Araber hat Vorzüge, die ihn achtungs- und liebenswert machen. Zweitens, er würde ihrer noch mehr haben oder dieselben würden sich weit allgemeiner finden, wenn nicht verschiedene Umstände mitgewirkt hätten, das Volk zu degradieren. Seit lange steht das Volk unter dem Druck mannigfacher Art. In dieser allgemeinen Misère sind ihm gute Eigenschaften verloren gegangen und schlimme an ihre Stelle getreten. Man bekommt Mitleid mit dem Volk, wenn

man sich seiner Tapferkeit und seines kriegerischen Ruhms, seiner geistigen Blüte und Kultur unter der Herrschaft der abbasidischen Fürsten errinnert, und wenn man heute sieht, wie es materiell gesinnt ist, wie von all' den vorhandenen Anlagen fast keine zu rechter Entwickelung gelangen kann. Drittens, auch die Europäer tragen einen sehr großen Teil der Schuld an dem minder günstigen Charakterbild. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hat ein förmlicher Kreuzzug ins H. Land begonnen. Alle Konfessionen und Nationen bemühen sich, festen Fuß darin zu gewinnen. Ist es da verwunderlich, wenn der beschränkte Sinn des gemeinen Mannes auf Gedanken kommt, wie der einmal geäußerte: „Ihr Franken kommt ja zu uns und begehrt unser, es muß also etwas Gutes an uns sein". Viertens dürfte für eine mildere Beurteilung doch auch der Umstand sprechen, daß gerade diejenigen hier weilenden Europäer, welche schroff urteilen, selten intakt bleiben, vielmehr etwas „orientalisch" werden und im Handel und Wandel morgenländische Untugenden annehmen. Wer selber nicht in allen Dingen blanken Schild bewahrt, sollte nicht verächtlich über den Charakter eines Volkes urteilen.

Die hervortretendsten Eigenschaften des Arabers, die einerseits sein ganzes Wesen beherrschen und auf die anderseits eine Anzahl andrer Charakterzüge zurückzuführen ist, sind seine Indolenz und sein Trachten nach Geld oder seine Habsucht. Die „Indolenz" ist nicht eine mit dem Begriff des Wortes klipp und klar begrenzte Eigenschaft, denn man kann nicht sagen, daß es allgemeine Gleichgültigkeit, Interesselosigkeit, ausgeprägtes Phlegma oder allseitige Apathie wäre, weil er sehr oft, wenn auch nicht bedingungslos, Beweise des Gegenteils von all' dem gibt. Es ist vielmehr eine Mischung von Abneigung gegen anhaltende Tätigkeit, von Hang zur Ruhe, von Energielosigkeit beim Fehlen gewisser Voraussetzungen, von Nachlässigkeit und von Gleichgültigkeit hinsichtlich des Verlaufs der Dinge.

Die Frage, ob der Araber arbeitsam ist, kann weder bejaht noch verneint werden. Von vornherein ist zu konstatieren, daß er die Arbeit als eine Schande betrachtet. Der Grund davon mag darin liegen, daß die Arbeit von jeher Sache der Sklaven und des niedrigen Volkes war. Ein besonders stagniertes Geschlecht sind viele Stadtleute und unter ihnen wiederum die Frauen. Diese sind träg bis zum Übermaß. Den ganzen Tag hocken sie wie lebendige Puppen an den Straßenrändern oder stelzen neugierig durch die Gassen oder sitzen zu Hause beim Klatsch. Wie ganz anders stehen in dieser Hinsicht viele der in christlichen Anstalten erzogenen Frauen da, unter welchen es recht fleißige gibt, die ihr Hauswesen wohl beschicken. Eine gewisse Arbeitsscheu ist in allen Schichten der Bevölkerung zu beobachten, und wo gearbeitet wird, da geschieht es mit viel Gemächlichkeit. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß manche Berufszweige wegen ihrer Arbeitsleistungen vollauf Beachtung verdienen. Die Handwerker der Stadt klopfen, hobeln, drechseln, bohren, schneiden und schustern fleißig, ohne sich zu beklagen und ohne den Humor zu verlieren. Die Steinbrecher arbeiten sehr angestrengt im glühenden Sonnenbrand mit schweren Eisenwerkzeugen und singen noch dabei. Auch der Fellache ist nicht der Müßiggänger, für den man ihn ansieht. Die Bestellung und Aberntung der Felder, das Ausreuten und Hacken des Holzes, das Tragen von Lasten bei dürftiger Nahrung, ja Fasten im Ramadan, sind anerkennenswerte Leistungen, aber wir vermissen großenteils die Stätigkeit und den Trieb zur Arbeit um der Arbeit willen. Als Gründe hiefür mögen zu nennen sein: Der von bekannter Seite ausgeübte Druck, die Zwecklosigkeit der Arbeit[1], die seelische Verfassung des Fellachen, die etwas Unentwickeltes und Kindisches an sich trägt, die

[1] Der Fellache sagt sich: Ist es nicht klüger, ich arbeite nur, soweit es mein bescheidener Lebensunterhalt erfordert, als daß ich mich plage und der Gewinn in andere Hände wandert.

geringen Bedürfnisse und die Sorglosigkeit der Leute. Wohl ist es auch Trägheit, aber sie dürfte hauptsächlich mit dem heißen Klima und der Freigebigkeit der Natur zusammenhängen, die nicht bloß auf die Orientalen, sondern auch auf die Occidentalen verhängnisvoll einwirken. In den südlichen Ländern ist man rasch geneigt, in ein dolce far niente zu geraten. Wer wüßte nicht, daß es das Schicksal der „nordischen Heroennaturen", welche die gesunkene, romanische Welt überflutet haben, und ebenso der Kreuzfahrer gewesen ist, in Trägheit und Üppigkeit zu verfallen. Ähnlich der Orientale. Wenn er auch nicht über harte Arbeit seufzt, so kennt er doch nichts Lieberes als im Schatten eines Baumes oder in der Herberge des Dorfes oder dem Kaffeehaus der Stadt mit seinesgleichen zu schwatzen und eine Nargile zu rauchen, mit anderen Worten einen „Kēf" zu machen. Das Volk ist zu regelmäßiger Tätigkeit und zum Fleiß erst zu erziehen. Manche christlichen Anstalten lassen sich m. E. ein Versäumnis zu schulden kommen, indem sie nur das Studium pflegen. Das H. Land braucht in erster Linie nicht studierte Köpfe, sondern mit der Hand arbeitende Leute. Bei der Erziehung von Arbeitern ist das Augenmerk auf ein Doppeltes zu richten:

1) daß der Orientale pünktlich wird. Ein großer Mangel an Accuratesse macht sich bei vielen Arbeitsleistungen fühlbar. Da ist beispielsweise selten ein Fenster oder eine Türe, die genau schlößen, und ein Schrank oder Schloß, die solid gearbeitet wären. Mit der Unpünktlichkeit hängen die Äußerlichkeit, die alles auf den Schein berechnet, und die Reinlichkeit zusammen[1]. Was in die Augen fällt, imponiert. Wo irgend etwas sich für seinen oberflächlichen Blick annehmbar präsentiert, da ist die Sache mlīḥ[2] und ʿāl[3], auch wenn sie allerlei mehr verborgene Mängel aufweist, da ist das Zimmer schälläbīje[4] und mrattabe[5], wenngleich der Kehricht in den

---

[1] Vgl. Kap. 29, Nr. 66. [2] gut [3] ausgezeichnet [4] schön [5] geordnet

Winkeln liegt und kein Gegenstand an seinem Platz ist, da ist die Frau kueijiße[1] und schāṭra[2], auch wenn sie unter den Flittergewändern Lumpen trägt und Strümpfe, aus welchen die Fersen neugierig in die Welt schauen. Daß es dem entsprechend viele Augendiener und Schmeichler gibt, ist kaum zu sagen nötig.

2) daß er ein selbständiger Arbeiter wird. Der Orientale bedarf fast immer der Anweisung und Aufsicht, weil er einen großen Mangel an sicherer Kenntnis des Berufes an den Tag legt, dazu oberflächlich und schlendrig arbeitet. Dessenungeachtet glaubt bald jeder „mu'allim Meister" nicht nur in einem, sondern in allen Dingen zu sein. Jedweder behauptet, er könne pflügen, kochen, eine Maschine handhaben, unterrichten u. a. m., selten gesteht jemand seine Unkenntnis ein.

Wie unter dem südlichen Himmel alles in rascher Entwickelung zur Reife drängt, aber nicht immer gelangt, so ist auch der Geist des Volkes hitzig, schnell und ohne Ausdauer. Auf eine kurze Anspannung der Kräfte folgt eine lange Zeit trägen Verharrens, ähnlich wie im Kreislauf der Natur auf das produktive Frühjahr der lange, erschlaffende Sommer. Viele fahren mit Eifer in eine Sache hinein. Stellen sich aber Hindernisse entgegen oder führt ein bestimmtes Mittel nicht rasch zum Ziel, so verschmähen sie Mittel und Sache und versuchen ihr Glück anderswie und anderswo. Kaum hat ein junger Mann ein Handwerk erlernt oder seine Studienzeit vollendet, so hält er sich schon für einen vollkommenen Mann, und von Weiterbildung ist selten mehr die Rede. So bleiben viele ihr Lebenlang entweder Schlenderer und Lückenbüßer, die bald da bald dort ihr Brot suchen, oder wenig tüchtige Geschäftsleute. In dieser Veränderlichkeit und dem Verlangen fertig zu sein prägt sich das Kindische

[1] hübsch [2] tüchtig, geschickt, fleißig.

ihres Wesens aus. Germanische Ausdauer, Gründlichkeit, Tiefe, Ringen nach Vollkommenheit und Erweiterung des Gesichtskreises gehen dem Orientalen völlig ab. Anders verhält es sich, wenn wir die Ausdauer nicht auf geistigen Gebieten suchen, sie auch nicht als ein Zeichen von Energie und Willensstärke, sondern als Hartnäckigkeit, dumpfes Verharren in einer Tätigkeit oder Meinung und als Ausdauer in körperlichen Leistungen auffassen. In diesen niederen Regionen pflegt man eine seltene Zähigkeit zu entfalten. Es wird manchem Leser bekannt sein, wie schwer es z. B. ist, den Orientalen vom altväterischen Betrieb eines Geschäftes, von einer gewohnten Manier, einem ererbten Vorurteil abzubringen. Der Bauer und die Bäuerin arbeiten heute noch mit denselben primitiven Geräten wie vor alters, denn der Bewohner des platten Landes weiß fast nichts von Fortschritt. Geradezu bewundernswert ist die Ausdauer im Erdulden von Strapazen. Die Kamelstreiber marschieren oft ganze Tage lang neben ihren Tieren her nur mit etlichen Fladen Brots und manch tüchtigem Schluck Wassers versehen. Die Eseljungen springen stundenlang unter Zurufen hinter ihrem Langohr drein, immer elastisch und voll Humor.

Die Gleichgültigkeit äußert sich in der Nichtachtung und Nichtwertung der Zeit, in der Pflichterfüllung und im Verhalten im Unglück. „Zeit ist Geld" ist noch nicht das Schlagwort des Morgenlandes. Wenn man jemand zu einer bestimmten Stunde bestellt, so kommt er in der Regel viel zu spät, seltener zu früh. Im ersten Fall begreift er nicht, wie man wegen der durch ihn verschuldeten Wartezeit ungehalten sein könne, im zweiten Fall kommt es ihm nicht darauf an, seinerseits etliche Stunde mit Warten totzuschlagen. Am wirksamsten tritt man der Nachzügelei mit Geldstrafen entgegen. Ein probates Erziehungsmittel besitzt die Eisenbahn: wer da nicht zu rechter Zeit kommt, hat das Nachsehen. Vom Wert der Zeit hat der Fellache selten eine Ahnung. Erklärt man

einem solchen, der zur Unzeit kommt: „ich habe jetzt keine Zeit mit dir zu sprechen“, so erwidert er mit einem naiven „lēēēsch warum“. Dieses stereotype lēēēsch mit dem eigentümlichen Ton, der eine Antwort erheischt, die man dem beschränkten Fellachen doch nicht geben kann, kann auch den Geduldigsten aus der Fassung bringen. In engem Zusammenhang mit der Nichtwertung der Zeit steht die Art und Weise der Pflichterfüllung. Im privaten wie im öffentlichen Leben herrscht eine erschreckliche Nachlässigkeit, die für die in Mitleidenschaft Gezogenen sehr häufig von empfindlichen Folgen ist. Der Mangel an Pflichtbewußtsein läßt den Araber eine Arbeit, einen Auftrag entweder saumselig oder oberflächlich ausführen. Ist etwas unfertig, verschleppt, vergessen, verloren, so ist alsbald ein „ma'lēsch was schadet's, es liegt nichts daran“ oder ein „bukra morgen“ als Entschuldigung ausgesprochen.

Im Unglück legt der Muhammedaner eine seltene Ruhe an den Tag. Es ist indes fraglich, ob hinter den Ausdrücken „Gott ist gütig[1]“ und „Gott wird sorgen[2]“, womit er sich beruhigt, wirkliches Gottvertrauen und nicht vielmehr apathische Gleichgültigkeit zu suchen ist. Die fatalistische Lebensauffassung hat auch hier das ihrige getan.

Religion und Sittlichkeit können im Leben des Orientalen[3] derart auftreten, als hätten sie nichts miteinander gemein, als baute sich die sittliche Handlungsweise nicht unmittelbar auf dem religiösen Glauben auf. Und in der Tat. Bei vielen verträgt sich ein strenger Glaube und großer Bekenntniseifer sehr wohl mit einem durchaus tadelnswerten Lebenswandel. Daraus geht hervor, daß es mit der praktischen Moralität übel bestellt sein muß. Eine Reihe von Fehlern und Lastern sind den orientalischen Völkern gemeinsam: Un-

---

[1] allāh kerīm [2] allāh bidâbbir [3] Die Christen machen mehr oder weniger eine Ausnahme.

redlichkeit, Lüge, Gewinnsucht, Geldgier, Bestechlichkeit, Spielleidenschaft, Trunksucht, Eidbruch, Unsittlichkeit.

Es ist ganz wie in Israels schlechtesten Zeiten. Kein Bruder traut dem andern, der Freund verrät und täuscht den Freund (Jer 9, 4. 5). Selten wird ein Geschäft ehrlich abgemacht. Jeder sucht den Nächsten zu betrügen, und häufig kommt es vor, daß beide erfolgreich sind: der Käufer zahlt weniger, als er sollte, und der Verkäufer bedient sich falscher Gewichte und Maße. Der Diener, dem man zum Einkaufen Geld anvertraut, wendet in vielen Fällen durch irgend ein Manöver einen kleinen Teil davon seiner Privatkasse zu. Der Wechsler benützt gern eine Unachtsamkeit des Fremden, um ihn zu übervorteilen. In weit größerem Maßstab wiederholen sich die Ränke im Verkehr der Untertanen mit den Behörden. Hier herrscht eine erschreckende Unredlichkeit, der gegenüber das Volk sich nicht anders zu helfen weiß, als durch Schliche und Umwege sich schadlos zu halten.

Mit der Unlauterkeit der Handlungen hält die Unwahrhaftigkeit gleichen Schritt. Nie geht man mit der Rede gerade aufs Ziel los, sondern immer durch Umschweife und Bilder. Es ist merkwürdig, so schöne Worte auch über Wahrheit und Gerechtigkeit von den arabischen Schriftstellern geredet worden sind, so wenig werden sie beachtet. Manche wissen gar nicht, daß das, was sie soeben gesprochen haben, eine Lüge ist. Möchte der, der gesagt hat: „Ich bin die Wahrheit" auch hierin Wandel schaffen!

Trotz dieses offenbaren Mangels an Wahrheitsliebe sind die Muslimen von ihrer Aufrichtigkeit jederzeit vollkommen überzeugt, und sie versichern einen dessen unzähligemal unter Beteuerung und Anrufung des Namens Gottes. Die Worte, die man da hört, z. B. „uállah bei Gott oder so wahr Gott lebt, bei deinem Leben, bei dem Leben deiner Kinder, bei dem Leben des Propheten (vgl. bei dem Leben Pharaos, 1 Mo 42, 15), bei deinem Haupte, bei deinem Barte" sind ähnliche

Ausrufe, wie sie zu Jesu Zeiten unter den Juden im Schwang gewesen waren, und die Jesus, obgleich der Name Gottes nicht eigentlich genannt wurde, doch als sündhafte Schwüre verurteilt hat, weil der darin angerufene Zeuge in naher Beziehung zu Gott steht (Mt 5, 34—37). Diese Beteuerungen werden heute so häufig und gedankenlos angewendet, daß man wohl sagen kann, jeder zweite oder dritte Satz beginnt damit. — Fast ebenso häufig ist der Mißbrauch des Namens Gottes im Gebiet des Aberglaubens (Kap. 25). Um Menschen, Tiere, Hab und Gut vor den verderblichen Einflüssen des Satans oder böser Geister zu schützen, wird bei den verschiedensten Anlässen der Name Gottes als Schutz- und Zauberwort ausgesprochen. Auch diese üble Gewohnheit müssen wir auf eine aus alter Zeit vererbte, orientalische Unsitte zurückführen, gegen die sich damals schon das Gebot richtete: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht vergeblich führen" (2 Mo 20, 7)!

Ein ausgeprägt materieller Zug und ein ins Kleinliche gehender Gelddurst verdirbt alle Verhältnisse. Wehe dem Fellachen, der etwas Geld Einbringendes unternimmt, ohne seinem Schech mit einem Teil davon zu bedenken! Der Morgenländer sieht in jedem Europäer einen steinreichen Mann und behandelt ihn darnach. Diese Geldgier hat alle Kreise der Bevölkerung vom Eseljungen, Barkenführer und Fellachen an bis hinauf zu den Oberen erfaßt.

Eine zerstörende Macht ist die Spielleidenschaft, der besonders in den Hafenstädten und in Jerusalem gefröhnt wird. Vom frühen Morgen bis in den späten Abend sieht man z. B. in Jaffa kräftige Männer müßig vor dem Spieltische sitzen, die vor allen Kafés die Straßen flankieren. Auf einem zweiteiligen Tischbrett[1] wird mit Würfeln gespielt. Daneben sind auch die im Abendland gebräuchlichen Spielkarten[2]

---

[1] **ṭäulet sahr** [2] **schädde**



Araber beim Spiel.

häufig, die den ominösen Namen „Buch der Armen und der Bettler“[1] führen, weil die Leute durchs Spiel arm werden und weil sogar der Ärmste, wenn er auch sonst kein Buch besitzt, sie hat.

Hand in Hand mit dem Spiel geht das Laster der Trunksucht, dem zwar meist heimlich, aber deswegen nicht weniger knechtisch gehuldigt wird. Glücklicherweise ist der Fellache noch absoluter Abstinenzler; dagegen trinkt der städtische Araber, der Muslim nicht weniger als der Christ, und häufig die stärksten alkoholischen Getränke.

Der Orientale schwört um einer Geringfügigkeit willen viele Eide und verflucht alles, was andern Menschen heilig ist, ganz ohne Gefühl für Sünde und Unrecht, das übrigens, wo es auftaucht oder wachgerufen wird, von überwiegender eigener Gerechtigkeit schnell erstickt wird. Ebenso leicht wird auch der Eid gebrochen, was auf den ungünstigen Einfluß des Islam, der auf den Eidbruch nur eine sehr leichte Sühne setzt, zurückzuführen ist.

Auf den lockern Stand der Sittlichkeit i. e. S. lassen schon die durchaus unmoralischen Reden schließen. „Du Sittenloser, du Hurer“ sind geläufige Scheltworte. Betrübend ist es, daß die Kinder vom etwa siebenten Jahr an fast mit allen Vorgängen des ehelichen Lebens bekannt sind und zum Entsetzen der Erzieher sich von Dingen unterhalten, die man kaum unter Erwachsenen zu besprechen wagt. Das schlimmste ist, daß die widernatürlichsten Sünden, Päderastie und Sodomiterei ihre armen Opfer bis ins kleinste Knabenalter herunter suchen.

Lieblichere Bilder bieten sich dar, wenn wir den Morgenländer nach seiner Gemütsanlage ins Auge fassen. Wer es versteht, mit dem Eingebornen in seiner Sprache zu verkehren und die rechten Saiten anzuschlagen, der wird ihm

---

[1] kitāb il-fuḳara uesch-schaḥḥādīn

natürliche Gutmütigkeit, Willigkeit, Lenkbarkeit und bis zu einem gewissen Grade kindliche Harmlosigkeit nicht absprechen können. Wie die Kinder, so sind auch die Orientalen für freundliche Behandlung empfindlich. Über das Angenehme äußern sie lebhafte Freude. Gleichwie ein Kind, so fügt sich auch der Orientale nicht gern einer gesellschaftlichen Etikette. Nirgends spielt das Wort „Sich gehen lassen“ eine größere Rolle als bei ihm. Nirgends tut er sich einen Zwang an. Überall, auf der Straße, in der Kirche, bei Besuchen, beim Essen dünkt er sich ein Freiherr. Wie befremdend ist es uns z. B. in der Eisenbahn, auf der Gasse oder andern öffentlichen Plätzen erwachsenen Personen zu begegnen, die als Spielzeug den Rosenkranz durch die Finger gleiten lassen oder fast ununterbrochen imläbbäß d. h. mit Zucker überzogene Fruchtkerne knuspern. Bis ins Alter hinein läßt man sich von kindischen Einfällen bald zu diesem bald zu jenem Versuch treiben.

Die Orientalen sind gesellig angelegte Leute. Sie kennen kein größeres Vergnügen als im Kaffeehaus stundenlang zu plaudern oder einem Schwänkemacher und Erzähler zu lauschen, der die Zuhörerschaft bis in die Nacht hinein zu fesseln vermag. Wo abends sich eine Anzahl Männer zusammenfindet, auf der Dreschtenne, am Lagerfeuer der Hirten, der Pflüger und Schnitter in den Ebenen, in der Herberge, da kommt auch der Frohsinn zu seinem Recht. Die jungen Männer formieren sich in zwei einander gegenüberstehende Reihen oder auch in einen Kreis und eröffnen unter allerhand tänzerischen Pantomimen einen Wechselgesang, in welchem sie in gewählter Prosa oder in Poesie Helden- und Liebeslieder vortragen (vgl. Kp. 30). Hier und besonders bei öffentlichen Festen schließt sich zuweilen ein Aufzug mit kriegerischem Waffenspiel oder mit Fackelbeleuchtung, buntem Flitterstaat und ohrenbetäubendem Trommelwirbel an. Eine solche „Fantasîa“, wie man das heißt, amüsiert die Leute derart, daß

sie mit Hochgenuß zusehen und zuhören, wohingegen wir Europäer oft den Eindruck eines kindischen Wesens bekommen. Die Geselligkeit des Morgenländers wird wesentlich durch seine Neugierde gefördert. In den Nachmittagsstunden schreiten verschleierte Muhammedanerinnen und in weiße Umschlagtücher gehüllte Christinnen zur Stadt hinaus, um von irgend einem sonnigen Plätzchen aus alle Passanten zu begaffen und alles zu kritisieren. In gleicher Weise versammeln sich an den Toren der Stadt, in der Herberge oder am Eingang des Dorfes die Männer zum Austausch der Tagesneuigkeiten (Kp. 31, 1).

Wirkliche Lichtblicke im Charakterbild des Palästiners sind die Kundgebungen eines guten Herzens. Nicht nur unter den Geschwistern findet sich eine große Liebe und Aufopferung, sondern auch Fernstehende bekunden unter sich einen brüderlichen Sinn, vermöge dessen sie einander unterstützen. Das Gebot: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, besteht weit mehr als im Abendland zu Recht. Für seine Eltern zu sorgen ist jedem heilige Pflicht. Die schon der israelitischen Jugend ans Herz gelegte Ehrfurcht vor dem Alter ist auch ein Kennzeichen der arabischen Jugend. In Gegenwart der Alten haben die Jungen zu schweigen und sollen sich auch nicht setzen, solange noch ein Alter steht.

Omar I soll die Lehre gegeben haben: „Drei Dinge gewinnen dir die Zuneigung deines Mitmenschen, — daß du ihm mit dem Gruße zuvorkommst, ihm Platz machst, wenn er eintritt und ihn mit dem Ehrennamen rufst, der ihm der liebste ist.“ Es scheint, daß die Araber diese weise Regel wohl beherzigt haben, denn man kann nicht umhin zu sagen, daß der erste Eindruck, den man von einem Araber bekommt, infolge seiner höflichen Art ein guter ist. Auch die Kinder der weniger Gebildeten wissen, daß es unziemlich ist zu fragen: „schu was?“ statt „na‘am wie belieben Sie?“

Anders verhält es sich mit zwei anderen Tugenden, der

Bescheidenheit und Dankbarkeit. Sie sind recht seltene Zierden in den östlichen Landen. Daß die Dankbarkeit nicht gerade häufig ist, mag fürs erste darin begründet sein, daß so viele christliche Genossenschaften um das Volk fast buhlen und es zu einem verhätschelten Kinde machen, zum andern darin, daß der Orientale gewisse Wohltaten als Pflicht eines Jeden ansieht, wofür man keinen Dank beanspruchen kann.

In einem gewissen Widerspruch mit der Gutmütigkeit und dem guten Herzen steht die große Neigung zum Schreien, Schimpfen, Fluchen und Raufen. Da ist der Wasserträger, der unter fortwährendem Klappern mit der Messingtrinkschale sein von dem Propheten gesegnetes Wasser anpreist. Überrascht lauschen wir seinen Rufen: „Belebe dein Herz von diesem Trank! O du Durstiger, trinke umsonst Wasser, frisches Wasser!“ und finden eine merkwürdige Übereinstimmung mit den Worten des Propheten Jesaja (55, 1): „Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser, ... kaufet ohne Geld und umsonst!“ — Dort sitzt einer, der Früchte verkauft, die, wie er sagt, alle aus dem Paradies stammen, und hier bieten etliche Brot oder Süßigkeiten von höchst fragwürdigem Aussehen feil. Der Verkäufer einer Art dünner mit Butter oder Weinbeermus bestrichener und Sesam bestreuter Brote ruft: Gott ist der Ernährer, o Schwalbenspeise“ d. h. es ist eine delikate Speise für Damen, die mit Schwalben verglichen werden. Das Schreien ist so sehr eine Gewohnheit geworden, daß die Leute bei jeder Veranlassung die Stimme erheben, als wollten sie einander in die Haare geraten, während es doch nur eine Unterredung, höchstens ein Wortgefecht war. Drastischer und weniger friedlich sind dergleichen Szenen zwischen Weibern, die in keifendem, zänkischem Geschrei gewiß das Höchste leisten.

Hand in Hand mit dem Geschrei geht das Schimpfen. Für den, der arabisch versteht, ist es zu komisch die gegen-

seitigen Redensarten und Titel mitanzuhören, z. B. du Hund (2 Sa 16, 7), dessen Vater ein Hund ist, und dessen Vorfahren alle Hunde gewesen sind; Gott verdamme den Bart deines Vaters und Großvaters, wenn du nicht augenblicklich aus dem Wege gehst; du Bastard; du Lahme; du Einäugiger; du Wurmige. Freilich hat es auch seinen Nachteil, wenn man arabisch versteht, und es ist tiefbetrübend, daß so häßliche Schimpfworte und noch schrecklichere Flüche von allen Seiten fallen. Traurig ist, daß Hoch und Nieder, Mann, Frau und Kind sie gleicherweise gebrauchen, und so gedankenlos, daß ein Araber seinen eigenen Sohn „du Sohn des Hundes“ schelten, ja sogar sich selbst verfluchen kann, indem er zum Sohn sagt: „Verflucht sei dein Vater“! Als einer der kräftigsten Schimpfe gilt der Ruf „jähūdi oder ibn il-jähūdi Jude oder Judensohn“, wobei das jähūdi mit unnachahmlicher Verachtung ausgesprochen wird. Diese Erscheinung zeigt die Stellung des Islam zum Judentum, die auch sonst vielfach zum Ausdruck kommt. Vor kurzem äußerte mir ein Muhammedaner: Zwischen den Muslimen und Christen sei kein großer Unterschied, es sei nur, daß die letzteren nicht Muhammed als Gesandten Gottes bekennen. Diese beiden könnten wohl zusammen leben, aber die Juden „lā, b'īd ‘anna nein, die mögen ferne von uns bleiben“!

Eine weniger schlimme Untugend ist das Raufen. Es ist mehr der Ehrgeiz, nicht zu weichen, als die Erbitterung und Feindschaft im Spiel. Selten greift ein Gegner zu einer schneidigen Waffe, höchstens zu einem Stock oder Stein. In der Regel treten Vermittler hinzu, deren Beruhigungsversuche auch bald von Erfolg begleitet sind. Anders ist es, wenn Nichtaraber z. B. Griechen und Italiener aneinander geraten, da fliegen alsbald die Messer hervor. Der Araber aber ist im allgemeinen harmlos, manchmal zwar hitzig, aber doch wieder leicht versöhnlich. Leider kommt der versöhnliche Charakter in vielen Fällen erst dann zu seinem Recht,

wenn Wiedervergeltung geübt worden ist. Gewiß, der Orientale ist rachsüchtig. Entweder führt er endlose Prozesse oder er verschafft sich auf irgend eine Weise Genugtuung. Es lähmen z. B. die Beduinen das Vieh des Gegners d. h. sie schneiden die Sehnen der Hinterfüße durch, wie es weiland Simeon und Levi getan haben: 1 Mo 49, 61 „in ihrem Mutwillen haben sie Stiere gelähmt“. Vgl. auch die Blutrache S. 5.

Zu der oben geschilderten Gutmütigkeit bildet eine allgemein verbreitete Grausamkeit gegen die Tiere einen schroffen, schwer zu erklärenden Gegensatz. Die Lasttiere, insbesondere der Esel, werden mit schonungsloser Härte vom „Stecken des Treibers“ (Jes 9, 4) bearbeitet. Kamele, Pferde, Maultiere und Esel haben infolge der schweren Lasten, schlechten Sättel, harten Riemen und reibenden Stricke fast durchgängig Rücken und andere Körperteile voller Wunden. Wenn der große Lastensattel (1 Mo 31, 34) abgenommen wird, so tritt das rohe Fleisch offen zu tage, und Fliegen in Menge lassen sich darauf nieder und beginnen ihre Peinigungsarbeit. Selten werden die Wunden mit Verständnis gereinigt, noch seltener chirurgisch behandelt. Man breitet etliche schmutzige Lappen darüber und legt immer von neuem den Sattel auf. Noch empörender aber ist es, daß die bedauernswerten Geschöpfe, sobald sie in ein langsameres Tempo übergehen, gerade auf diese wunden Stellen geschlagen oder mit einem Stift gepickt werden. Die Bekenner des Islam sehen in dem Tier eben nur das dienstbare Geschöpf, das sie willkürlich behandeln zu dürfen glauben, und dessen Schmerzempfindung sich bewußt zu werden, sie zu denkfaul sind. Einen Tierschutzverein gibt es leider nicht, und das Wort „der Gerechte erbarmt sich seines Viehes“ ist ihnen ebenfalls unbekannt. Um so mehr ist es zu mißbilligen, wenn auch manche Europäer sich dieser sträflichen Roheit schuldig machen und die Qualen der ängstlich harrenden Kreatur (Rö 8, 19) vermehren.

Der Araber besitzt ein unschätzbares Gut; es ist die Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit. So einfach wie der Fellache lebt der ärmste Europäer nicht. Fast noch armseliger lebt der Beduine. Wenn der Augenblick ihm Brot bietet und die Wasserhaut voll ist, so bleibt er ruhig im Zelt liegen und schläft den Sommerschlaf, ohne sich mit Zukunftssorgen zu quälen.

„In ihrer Zelte Bereich
sind sie den Vögeln gleich,
die ohne ein Körnlein zu streuen
des täglichen Brots sich erfreuen
die frühmorgens hungrig aufstehen
und abends spät in die Wipfel gehen,
die für heute leben, und die für morgen
lassen ihren Schöpfer sorgen."

So selbstverständlich ist diese Genügsamkeit ja nicht, sie hat ihre triftigen Ursachen, die den Orientalen mit eiserner Faust in den Schranken der Anspruchslosigkeit halten. Diese sind die Gunst des Klimas, der Druck von oben und die angeborne Lethargie.

Die Natur bringt es mit sich, daß der Südländer arbeiten kann, während der Nordländer arbeiten muß. Die nordische Kälte hat mancherlei Not und Bedürfnisse im Gefolge. Von all den Kleinigkeiten des täglichen Lebens, die z. B. die Tagesarbeiten unserer Frauen ausfüllen, wird die Orientalin wenig behelligt.

Der Druck, unter welchem das Volk schmachtet, und der Gedanke „es hilft ja doch nichts" haben allen Sinn für das gemeinsame Wohl ertötet: Brunnen, öffentliche Wege, Mauern, Terrassen, Gemeindehäuser, Moscheen, Denkmäler, alte Bauten verfallen dem Ruin. Einen „Meister Hämmerlein" würde man in Palästina vergeblich suchen; niemand rührt eine Hand zum allgemeinen Besten. Jedermann ist nur auf seinen eigenen Nutzen bedacht. Dieser selbstsüchtige Sinn hat sich bis auf Kleinigkeiten übertragen. Da ist z. B. im

Chan N. ein gebrechlicher Stuhl. Niemand fällt es ein, ihn reparieren zu lassen. Eines Tages kommt ein Reisender. Er wird eingeladen Platz zu nehmen, und siehe, als der Ahnungslose im Sitzen den schadhaften Stuhl zerbricht, wird er für den Ersatz haftbar gemacht. Noch weiter geht dieser eigennützige Sinn. Der Fellache, dessen Gastfreundschaft man genossen hat, berechnet meistens, wie er wieder auf seine Kosten kommt und Gegenleistungen beanspruchen kann.

Aus der Lethargie entspringt die Neigung bei der Befriedigung seiner Bedürfnisse auch verwerfliche Mittel zu ergreifen. Hiezu rechnen wir Straßenbettelei, Diebstahl, unredlichen Gewinn, allzu dienstfertiges, abstoßend hündisches Benehmen gegenüber den Freunden — um, wie der Italiener sagt, einen soldo zu verdienen — und einen Sammeltrieb, der nur den Bedürfnissen des Augenblicks dient, indem alles, was auf die Straße fällt, aufgelesen und auf seine Verwertung geprüft wird. Diese ungesunde Bedürfnislosigkeit zeitigt eine zunehmende Verarmung der Masse und hat somit ihre häßliche Kehrseite.

Ungeachtet dieser letztgenannten Eigenschaften besitzt der Araber doch ein großes Maß von Selbstgefühl und Stolz. Stets betrachtet er sich als Glied der edelsten Nation und ist stolz auf die Rasse, die einstige Größe und auf seine Ehre. „Bei meiner Ehre" ist eine häufige Redensart. Beim Muslimen gesellt sich noch der Religionsstolz dazu, der sich darin betätigt, daß er, wo er's wagen kann, jeden Christen und Juden „Ungläubigen", „Schwein" und „Hund" nennt, indem er sich mit der Hoffnung trägt, daß jene einmal im Paradies seine Sklaven sein werden. Dieser Stolz begegnet uns übrigens auch bei den alten Juden, in deren Augen alle Heiden als Hunde galten (Mk 7,27).

Wenn wir auf Grund der gegebenen Charakteristik einen Schluß auf die Zukunft des arabischen Volkes machen dürfen, so ist es der: das Volk der Araber, das schon einmal

eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt hat, kann nicht wie ein unbrauchbarer Klotz hemmend im Wege liegen bleiben. Mehr und mehr werden in unsern Tagen die alten Kulturländer Kleinasien, Babylonien, Syrien, Palästina dem Weltverkehr aufgeschlossen und zum Eintritt in die Civilisation eingeladen. Wir zweifeln nicht, daß auch das arabische Volk zu neuem Leben erwachen wird, denn es ist keine Frage, daß es, was Begabung und Entwickelungsfähigkeit anbetrifft, kaum viel hinter den Völkern Europas zurückstehen dürfte.

Im Verhalten der Europäer gegenüber den Palästinern muß sich Milde und Freundlichkeit mit einem festen und gerechten Willen paaren. Gegenüber dem Wankelmut und der Unverläßlichkeit des Orientalen ist ein großes Maß von Geduld und Ausdauer nötig. Ein würdevolles, ruhiges Benehmen sichert die Autorität und imponiert. Der Verkehr mit den Leuten sei aufrichtig und so, daß sie Liebe fühlen, aber dabei etwas gemessen; denn Vertraulichkeit erzeugt, besonders im Umgang mit ungebildeten und derben Personen, das Gegenteil. Um es kurz zu sagen: Aufgabe der abendländischen Christen, die im H. Lande leben, dürfte es sein, durch weise Behandlung, musterhaften Wandel, fleißige Arbeit, werktätige Liebe und lautere Predigt des Evangeliums dem Volke das zu bieten, was es wahrhaft glücklich machen kann.

Kapitel 3.

Bau und Einrichtung der Häuser.

Das Baumaterial für die Häuser auf dem Gebirge besteht fast ausschließlich aus dem den Grundstock des Gebirges bildenden Kalkstein. Dieser hat in seiner Schichtung von unten nach oben folgende Formen: 1) Missi jahūdi, ein grauer, oft auch rötlich aussehender oder geaderter, dichter, harter, nicht verwitternder, schwer zu bearbeitender Stein. 2) Mäläki oder Rudistenmarmor, frisch gebrochen ein weicher, aber mit der Zeit erhärtender Stein; in ihn sind die meisten Felsengräber gemeißelt. 3) Missi ḥölu, Nerineenmarmor, ein schön weißer und etwas weicher Stein. 4) Ka'kūli, ein Stein von sehr weicher Beschaffenheit, frisch von blendend weißer Farbe. Er läßt sich mit der Säge schneiden und eignet sich besonders gut zu Grabsteinen. 5) Nach Bänken von Kreide- und Gipsmergeln und Feuersteinlagen bildet eine Kruste, die Ähnlichkeit mit den Kreidemergeln hat und sich besonders häufig südöstlich von Jerusalem und Bethlehem findet, den Beschluß. Es ist der Näristein, der wegen seiner Porosität und Leichtigkeit vornehmlich zum Gewölbebau verwendet wird.

Dieses Material bietet auf dem Gebirge fast überall den Untergrund der Baustätte selbst oder deren Nachbarschaft. Betreten wir einen Steinbruch, so erblicken wir eine Anzahl kräftiger, gebräunter Männer mit verschiedenen Eisenwerkzeugen. Gleich der erste nimmt unsere Aufmerksamkeit am



Steinbruch.

meisten in Anspruch. Er sitzt auf einem Felsstück und bohrt mit 3 cm dicker und 2 m langer, mit Stahlschneide versehener Eisenstange[1] ein Sprengloch in den Stein, indem er dieselbe erhebt und mit Wucht in das Loch stößt, bis nach einigen Stunden eine je nach Bedarf 40 — 90 cm tiefe Bohrung entstanden ist. Diese wird mit grobem Pulver gefüllt und oben mit feinem Geröll, abzüglich einer engen Pulverleitung, fest verstopft. Nachdem unter dem Warnruf „ḥādūr Achtung!“ alle Mann bis auf einen sich entfernt haben, zündet dieser ein Stück Zunder an und sucht ebenfalls rasch das Weite. Plötzlich erschüttert ein starker Knall die Luft, und Steinsplitter werden in die Höhe geschleudert. Erwartungsvoll kehren die Arbeiter zum Bruch zurück und beschauen sich das Resultat des Schusses. Während einige sich dann an die Bohrung weiterer Löcher machen, versuchen andere mit gewandten, kräftigen Hammerschlägen die losgesprengten, formlosen Felsstücke in brauchbare, kleine Bausteine mit ein oder mehr regelmäßigen Flächen zu bearbeiten, wieder andere geben einer Anzahl Steine für bessere Bauten mittels Hammer und Meißel glatte Außenseiten.

So geht die Steinbrecharbeit etliche Wochen fort, bis die ungefähre Anzahl der Steine beisammen ist. Eines Tages wird ein Maurermeister berufen, der als Mann vom Fach die Steine zählt, sie hinsichtlich ihrer Größe, Güte und Sauberkeit der Bearbeitung prüft und dementsprechend die Zahlungssumme für die Steinbrecher bestimmt. Dabei geht es zwischen Meister und Steinbrechern selten ohne Meinungsverschiedenheiten und Schreiereien ab, indem letztere manchen Stein als wertvoller taxieren als jener. Manchmal mögen die Steinbrecher auch Recht behalten. Da heißt es z. B. von seiten des Meisters: Dieser Stein hat fast lauter

[1] nucbl Eisenstange oder Bohrer. Andere Werkzeuge sind mi'laḳa Löffel, ibre Nadel, mi'ba Füller oder Stöpsel.

schlechte Seiten, dieser ist nicht gut behauen, jene beiden sind zu klein und gelten nur als einer, und dieser hier ist, obgleich sehr groß, überhaupt nicht brauchbar, weil er verwittert erscheint. Was? ruft da ein Steinbrecher und führt ein paar Hammerschläge gegen den Stein. Sieh, ich will dir's zeigen. So, jetzt wird er sogar einen vorzüglichen Eckstein abgeben (Mt 21,42; Mk 12,10; Lu 20, 17). — Solch ein Eckstein, eigentlich erster, unterster Stein der Ecke, ist ein großer, derber, wenig schön behauener Stein, der am Fundament des Baues auf die vier Ecken kommt, nach zwei Seiten schaut und als Träger des Baues eine wichtige Rolle spielt.

Soll das Haus an den Platz, wo die Steine gebrochen worden sind, zu stehen kommen, so kann alsbald mit der Aufführung der Grundmauern begonnen werden. Im andern Fall müssen erst mehr oder weniger tiefe Grabungen vorgenommen werden (s. u.). Wir betreten einen Bauplatz. Statt eines Balkengerüstes, wie man es im Abendland sieht, erblicken wir einige Meter hohe, in die Lüfte starrende, dicke Steinmauern, auf denen etliche Meister mit Hammer, Kelle und Senkblei arbeiten. Auf schiefliegenden Dielen, die vom Erdboden in die Höhe führen, tragen Lastträger und Knaben Bausteine und Mörtel langsamen Schrittes hinauf. So bewegen sich 20—30 Arbeiter bald langsamer bald eiliger über die Stätte, je nachdem sie von dem Bauaufseher angetrieben werden. Rasch wachsen die Mauern in die Höhe, und eines Tages schreitet man zum Wölben der Räume. Damit hat die Bauarbeit ihren Höhepunkt erreicht. Ein lärmendes, aber doch fleißiges Treiben entwickelt sich. Unter rhythmischen Wechselgesängen (Kap. 30, Nr. 28—30) und Rufen wandern die Wölbsteine von Hand zu Hand und in kühnem Schwung zu den wölbenden Arbeitern. Jubelnd wird der Schlußstein eingefügt, und am Abend vereinigt ein frohes Festmahl, zu dem der Bauherr einige Schafe schlachten ließ, die Arbeiter zum friedlichen Beschluß des wichtigen Werkes.

Zur Beschreibung der orientalischen Häuser übergehend, heben wir zunächst hervor, daß dieselben auf dem Lande nur aus einem Zimmer bestehen und daß in einem jeden solchen Haus (beit) der Gedanke einer architektonischen Einheit zur Geltung kommt. Den semitischen Völkern ist der Begriff „beit Haus“ ein unmittelbar von vier Wänden begrenzter und überdeckter Raum, nach unserer Bezeichnung ein „Zimmer“. Ursprünglich war dies ein Zelt, später wurde aus der ziegenhärenen Umwandung des Zeltes der Nomaden die steinerne der Wohnung des seßhaften Landmannes, aber der Ausdruck „beit“ blieb. Wie sich nun beim Nomaden mit der Erweiterung seiner Familie das Bedürfnis einstellte, neben dem ersten Zelte ein zweites und drittes zu haben, so führte auch der Siedler weitere Baue auf, ohne sie jedoch unter ein gemeinsames Dach zu vereinigen. Ein solcher Komplex von einzelnen „beit“ wird „dār Umkreisung“ genannt. Noch heute heißt ein großes Gebäude mit mehreren einzelnen Zimmern und einem Innenhof „dār“ und ist einem Beduinenlager nicht unähnlich. Wie hier, so läßt sich auch bei der Gesamtanlage einer orientalischen Stadt die ursprüngliche Idee eines Beduinenlagers nachweisen. Es gibt da keine Straßen im europäischen Sinn, sondern nur winkelige, enge Gassen und Sackgassen. Die Häuser stehen gruppenweise wie die Zelte einer Familienverwandtschaft und bilden ein verworrenes Lager von Häuserblöcken. Das sind die Quartiere (ḥārāt), wie sie nicht nur in Städten, sondern auch in größeren Dörfern unterschieden werden.

So gibt es z. B. in dem Dorfe Ramallah fünf Quartiere und zwar entsprechend dem Familienverband, von dem sie bewohnt werden, eine ḥārat esch-schákara Quartier der Schakara, ḥārat el-hádade eig. ḥadāde Quartier der Schmiedfamilie, ḥārat dār ibrahīm Quartier der Dorfgemeinschaft Abraham, ḥārat dār ǵirjuß Qu. des Hauses Georg und ḥ. dār ḥaßāßne Qu. der Sippe ḥ. In Lifta gibt es folgende 5 Verbände: dār ṛaben, el-‘ājide el-ṛaṣane (leiten ihren Ursprung merkwürdigerweise von den Israeliten ab), dār miḳbil, dār ßa‘d.

Jedes Gewerbe nimmt eine eigene Häusergruppe ein oder konzentriert sich um eine oder mehrere Gassen. Da gibt es eine Bäckergasse (Jer 37,21), eine Töpfergasse oder einen Töpfermarkt, eine Gasse der Goldschmiede, der Waffenschmiede usw. Jede arabische Stadt hat ferner besondere Märkte[1] oder Basare, wo hauptsächlich Teppiche, Tücher und Lederwaren ausgebreitet liegen.

Der Steinbau muß im Gebirge seit alten Zeiten üblich gewesen sein (3 Mo 14,40 ff), zumal überall Steine zur Hand sind. Dagegen wurden die Wohnhäuser der Ebene wie noch heute aus Mangel an Steinen aus Backsteinen[2] gebaut, die an der Sonne getrocknet sind und aus Lehm mit zerhacktem Stroh bestehen (vgl. Israel in Ägypten). Diese Lehmhäuser sind natürlich sehr vergänglich, weshalb man in den Ruinen alter Städte außer Überresten öffentlicher Gebäude nur ungeheure Erdmassen findet. Dem Wanderer fallen diese erdgrauen, elenden Häuser erst auf, wenn er in ihre Nähe kommt, weil sie in der Ferne kaum als Dorf zu erkennen sind, zumal im Frühling, wenn auf den platten Dächern gar lustig das Gras wächst (Ps 129,6; Jes 37,27). Diesen armseligen Häusern aus Lehm ist in Jes 9,10 die dauerhaftere Bauart aus Steinen gegenübergestellt.

Die Ortschaften liegen häufig auf luftiger Höhe (Mt 5,14) oder am Hang eines Berges, fast nie im Tale; denn abgesehen davon, daß die schmalen Talgründe kaum genügend Raum für ein Dorf bieten würden (vgl. Artas) und mit Recht lieber für die Landwirtschaft ausgenutzt werden, können die Häuser durch die Wahl einer solchen Lage solider fundamentiert, vor Wassergefahr in regenreichen Wintern geschützt und, was besonders in früheren Zeiten gelten mochte, gegen feindliche Überfälle leichter verteidigt werden. Bei dem ungeheuren Druck, den die meterdicken Steinmauern und noch

[1] ßūḳ Pl. aßuāḳ [2] ṭūb, in Syrien libn, vgl. das hebr. lebēnā.



Dorf Soba.



Dorf Machmâs.

viel dickeren Pfeiler[1] auf den Grund ausüben, ist es nötig, daß dieser äußerst fest ist. Hiezu kommt noch der Umstand, daß einerseits die winterlichen Regengüsse von solcher Fülle sind, daß sie mehrere Fuß tief den Boden erweichen, und anderseits die Stürme von solcher Wucht, daß beide vereinigt wohl einen solchen Steinkoloß zum Einsturz bringen können. Dem vorzubeugen wird bei der Legung der Fundamente fast immer bis auf den Fels gegraben (Lu 6, 48), und wenn es so tief wäre, als man in die Höhe baut. Dann mag ein Gewässer kommen, und die Winde mögen wehen und an das Haus stoßen, es wird nicht einfallen (Mt 7, 25).

In manchem Fellachenhaus wohnt die Familie des Vaters mit der eines Sohnes zusammen. Sind die Mittel vorhanden, so werden weitere Häuser d. h. Zimmer hinzugebaut und zwar so, daß sich alles um einen gemeinsamen Hof gruppiert. Das ist um so nötiger, als die Familie, so lange der Vater noch am Leben ist, von einer gemeinsamen Kasse lebt und daher zusammengehalten werden muß. Die Zimmer einer solchen dār sind nicht durch Türen miteinander verbunden, sondern haben je ihren eigenen Ausgang in den Hof (Lu 22,55), in welchem sich häufig auch die gemeinsame Zisterne[2] befindet (2 Sa 17,18). Diese ursprüngliche Form des Hauses modifiziert sich neuerdings in den Städten dahin, daß an Stelle des freien, oben offenen Hofes ein überdeckter, großer Raum[3] tritt, der als gemeinsames Wohn- und Empfangszimmer von der Gesamtfamilie benützt wird und von dem Türen nach sämtlichen Zimmern gehen.

Das Dachwerk[4] ist heutzutage bei ärmeren Leuten, wie früher wahrscheinlich allgemein, aus Holzbalken, Ästen und Reisern hergestellt und mit einer Schicht Erde, Lehm und etwas Kalk und Stroh bedeckt. Mit Beginn des Winterregens

---

[1] rikbe [2] bīr [3] liuān [4] saḳf Decke, saṭḥ Dach

muß ein solches Dach mit einer Walze[1] überfahren werden, damit das Wasser nicht eindringt und das Holz nicht vermodert. Erst später, als man gelernt hatte, Gewölbe aufzuführen, ist an Selle der hölzernen Bedachung die Steinkuppel getreten, welche noch jetzt auf den Dörfern zur Anwendung kommt. Dachterrassen der Stadthäuser sind mit einer aus Hohlziegeln oder Tonröhren hergestellten und dadurch teilweise durchsichtigen Brustwehr versehen. Ein solches Geländer auf dem Dach anzubringen, war den Israeliten durch das Gesetz befohlen (5 Mo 22,8). Auch lieben es die Morgenländer in die Terrasseneinfassung Blumentöpfe einzusetzen. Als Liebhaber von Wohlgerüchen haben sie eine große Vorliebe für wohlriechende Pflanzen, unter denen bei ihnen das buschige Basilienkraut[2], Nelken, Jasmin, Rosen, und eine Geraniumart[3] obenan stehen. Die gewölbten Dächer sind mit Steinplatten belegt. Dieselben müssen übrigens gut verfugt sein, wenn man nicht zur Regenzeit das Wort des Dichters an sich erfahren will:

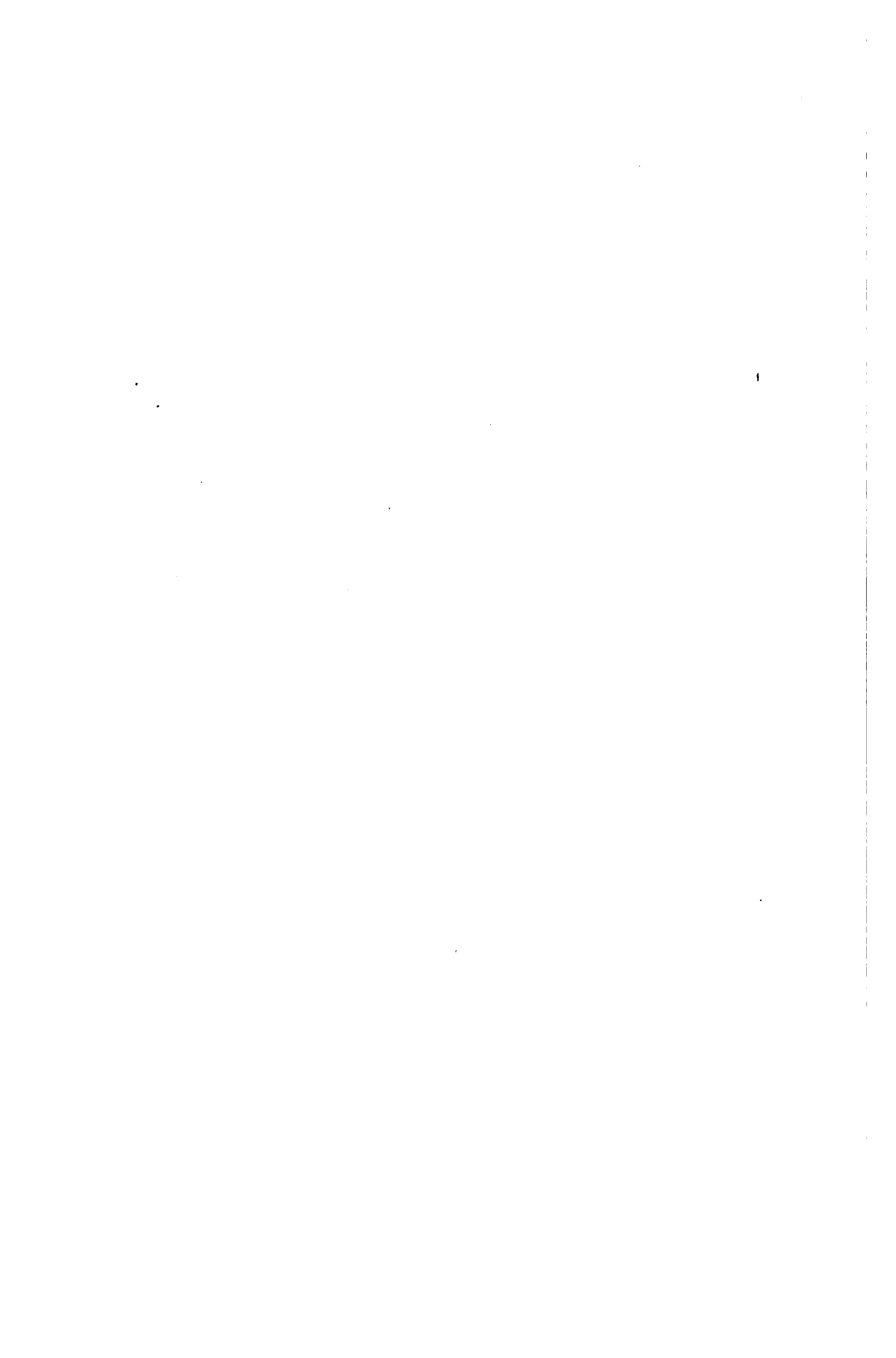
Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Der kennt dich nicht, du reizende Levante!

Das Dach wird wie in alter Zeit noch mannigfach benützt (Zeph 1,5; Jes 15,3, Neh 8,16). Man geht um die Abendzeit aufs Dach zur Erholung; des Sommers läßt sich's hier gut schlafen, wenn man sich zum Schutz gegen den Tau eine kleine Laubhütte[4] baut. Auf dem Dach werden Früchte und Mist zum Trocknen ausgebreitet (Jos 2,6). Manche Häuser, besonders die der Dorfobersten, weisen auf dem Dach einen Söller[5] auf. Hier ist's still und luftig, auch sind diese Söller reinlicher und mit weißem Bewurf versehen. Ein solches Obergemach ist ein passender Ort zu traulicher Unterredung und wird in der Bibel mehrmals erwähnt als Schlaf- und

[1] mádḫale, im Libanon máḥdale. [2] ḫabaḳ oder rīḫān [3] ʻiṭr
[4] ʻarīsche [5] ʻöllīje



Backofen.



zimmer (2 Kö 4,10), als Kranken- und Totenzimmer (Apg 9,37) und als Betkämmerlein (Apg 10, 9).

Der Hof eines Bauernhauses ist mit Mauerwerk umgrenzt und birgt in der Regel einen bienenkorbartigen Bau aus rohen Steinen und Lehm: es ist der Backofen[1]. Eine kleine Öffnung erlaubt uns hineinzukriechen. Der innere Raum ist rußig und so niedrig, daß man sich nicht aufrichten kann. Diesen Raum beehrt die Hausfrau täglich mit ihrem Besuch, um dem Backgeschäft obzuliegen (Kap. 10).

Die innere Einrichtung der Häuser ist einfach, aber eigenartig. Die Gewölbeform des Zimmers macht einen gefälligen Eindruck, der durch hübsche Malerei erhöht werden könnte. In der Regel ist es aber nur weiß getüncht, auf den Dörfern häufig nicht verputzt. Das Zimmer einer Fellachenwohnung ist in zwei Räumlichkeiten mit ungleicher Höhe des Bodens abgeteilt. Die vordere, tiefergelegene Abteilung[2] ist für Kühe, Esel und Hühner bestimmt, die anstoßende, drei bis vier Stufen höhere ist die Wohnung der Familie. Ihre Ausstattung trägt nur den bescheidensten Bedürfnissen Rechnung. Zunächst fallen ein, zwei oder drei unförmliche Behälter[3] aus Lehm in die Augen, die zur Aufbewahrung von Getreide oder Feigen dienen. Ist es nur einer, so ist er durch Scheidewände in Räume geteilt. Die Behälter stehen meist so, daß sie eine Wand zwischen den beiden Räumen des Hauses bilden. In einer Ecke befinden sich große und kleine bauchige Krüge[4] als Behälter für Öl, Oliven, Wasser u. a. Nirgends fehlen die Handmühle (Kap. 10) und einige irdene und hölzerne Gefäße und Schüsseln[5] zum Kochen und Teigmachen. Als Tisch dient der Boden oder eine

---

[1] ṭābūn [2] Statt ihrer kann auch ein um ein Stockwerk tiefer liegender, halb unterirdischer Raum, die rāuije, vorhanden sein. Rāuije wird im Ostjordanland auch der Fruchtbehälter, der sonst chābje heißt, genannt [3] chābje, Pl. chauābi. [4] ġarra Pl. ġrār. [5] bāṭje Pl. bauāṭi.

Tablette[1] aus Strohgeflecht oder verzinntem Kupfer. Eine buntangestrichene, geschmacklos verzierte Kiste[2] birgt allerlei Kostbarkeiten der Familie, Schmucksachen der Frau, Kleider, Geld, Dokumente. Auf dem Getreidebehälter oder einem Wandvorsprung steht eine irdene Schnäuzchenlampe[3], welche man die Nacht hindurch brennen läßt (Spr 31,18). Stühle und Bettstellen gehören noch nicht zum Inventar eines Fellachenhauses.

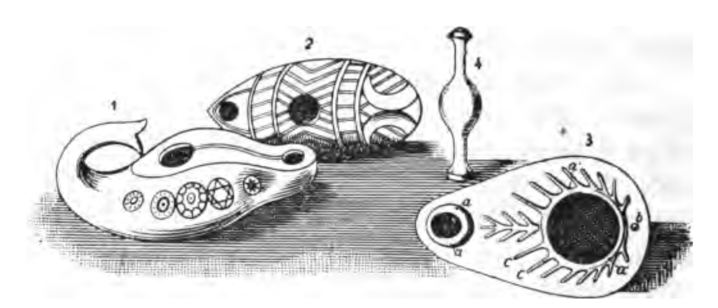


Fig. 1—3 Tonlampen, 7—9 cm lang. Durch die größere Öffnung a[1] wird Olivenöl eingegossen, aus der kleineren Öffnung a ragt der Docht hervor, c sind Verzierungen. Zwischen den beiden Öffnungen findet sich gewöhnlich ein Kreuz, eine Traube oder der heilige Baum des Lebens. Fig. 4 Tränenkrüglein, 20 cm groß (Kap. 81, III).

Das Bett selbst ist sehr einfacher Art. Im Sommer genügt der Mantel, in den gehüllt man auf dem bloßen Boden oder auf einer Schilfmatte schläft. So muß es früher gewesen sein, was aus der milden Absicht des Gebotes hervorgeht, daß ein etwa gepfändeter Mantel vor Sonnenuntergang zurückzugeben sei (2 Mo 22,26. 27; 5 Mo 24, 13). In kälterer Zeit werden zwei baumwollene Steppdecken[4] und ein Kissen als Unterlage und Bedeckung benützt. Diese befinden sich tagsüber zusammengelegt in einer Wandnische und werden bei Nacht im Zimmer ausgebreitet. Ein solches Bett kann ein einzelner Mann wohl tragen (Mk 2,9.11; Joh 5,

---

[1] ṣanīje [2] ṣandūḳ [3] ßirāǧ [4] lḥāf

9, 11). Auch führen die Eingebornen, wenn sie für mehrere Tage verreisen, diese Betten auf ihrem Reittier mit sich. — Öfen sind ebenfalls ein Luxusgegenstand. Der Fellache schützt und wärmt sich durch seine Kleidung. Macht er ein Feuer an, so muß der Rauch, der sich bei dem schlechten Brennmaterial reichlich entwickelt, seinen Ausgang durch die Türe und das viereckige Mauerloch[1] (Hos 13, 3 „Rauch aus der Fensterluke"), das ein Fenster sein soll, nehmen, denn ein Schornstein ist gewöhnlich nicht vorhanden. Dadurch wird das Zimmer allmählich glänzend schwarz und ist bei dem fast völligen Mangel an Öffnungen um so dunkler. Wir begreifen, daß das Weib im Evangelium (Lu 15, 8) am hellen Tag ein Licht anzünden und allen Fleiß anwenden mußte, um den verlornen Groschen wieder zu finden. In den städtischen Häusern vertritt ein offenes Kohlenbecken[2] (Joh 18, 18) die Stelle des Ofens.

Die Fenster eines Stadthauses gehen entweder in den Hof oder auf die Straße und sind im letzteren Fall durch hölzerne Gitter (Ri 5, 28; Spr 7, 6) gegen indiskrete Blicke geschützt. Der Boden einer Fellachenwohnung besteht aus einem erdigen Estrich; in besseren Häusern sind Steinplatten gelegt, worauf Schilfmatten[3] oder Teppiche ausgebreitet sind. Innerhalb der Türe, wo man die Schuhe ablegt, ist der Boden um eine Stufe niederer. An den Seiten des Zimmers finden sich in besseren Häusern breite Steinbänke oder Holzdivane, deren Sitze und Lehnen mit Polstern belegt sind. Was Lu 22, 12 in der Luther'schen Übersetzung „gepflasterter Saal" genannt wird, sollte „ein mit Polstern belegter Obersaal" heißen.

Die Türe besteht aus Holz und ist auf ihrer Außenseite manchmal mit Eisenblech beschlagen. Da und dort sieht man noch Türen, die sich mittels Zapfen (Spr 26, 14) in

---

[1] ṭāḳa [2] kānūn oder manḳal [3] ḥaṣīre Pl. ḥůṣur.

Löchern (1 Kön 7, 50) der Unter- und Oberschwelle drehen. Die Haustüre oder das Tor ist außen mit einem eisernen Ring oder Klöpfel versehen, mit welchem der Einlaß Begehrende anpocht (Apg 12, 13). Auf die Nennung des Namens wird die Türe geöffnet, in größeren, vornehmen Häusern von einem besonderen Türhüter. Der Verschluß wird mittels moderner Schlösser, an den Türen mancher alten Fellachenwohnungen noch durch hölzerne Fallschlösser bewerkstelligt. Man führt den Schlüssel — ein Brettchen mit einer Anzahl hervorstehender Nägel am einen Ende — von der Seite her ein, läßt die Nägel durch die Löcher des vorgeschobenen Riegels dringen und dadurch auf die eisernen Stifte stoßen, die vom Türpfosten in diese Löcher herabgefallen sind. Mit den Nägeln des Schlüssels lassen sich die Stifte empordrücken, worauf man den Riegel zurückschieben kann. Diese Schlösser sind wohl schon in alten Zeiten gebräuchlich gewesen und scheinen auch sehr groß gewesen zu sein, daher der Ausdruck: Ich will den Schlüssel des Hauses David auf seine Schulter legen, Jes 22, 22. Manche Fellachenhäuser habe schöne, verzierte Hofportale; auch finden sich bisweilen Sprüche und die Jahreszahl der Erbauung eingemeißelt. Im allgemeinen gilt noch immer: „Die Pforte ist enge“ (Mt 7, 14) und niedrig (Spr. 17, 19). Vom hohen Tore der großherrlichen Residenz in Konstantinopel entlehnte die Regierung ihren offiziellen Namen „Die Hohe Pforte“, der zugleich Ausdruck für die Majestät des Sultans ist.

Kapitel 4.

Kleidung und Schmuck.

Die Kleidung[1] des palästinischen Landvolkes ist einfach, aber bequem und luftig. Oft sieht man die Fellachen bloß im langen, baumwollenen, weißen Hemd[2] (Mk 14, 51), welches an der Brust ausgeschnitten ist und bis unter die Kniee reicht. Darüber tragen sie einen etwas längeren, buntgestreiften Rock (tôb) mit weiten Ärmeln, der durch einen breiten Gürtel[3] um die Lenden zusammengehalten wird. Dieser bei den Bauern häufig lederne, bei den Städtern leinene oder seidene Gürtel dient als Tasche für Wertsachen (Mt 10, 9; Mk 6, 8); an ihm werden auch Messer, Waffen, Brot- und Tabaksbeutel untergebracht. Außerdem hat der Landmann in den Busentaschen auf der bloßen Haut, die durch den Hemdschlitz und den festgebundenen Gürtel gebildet werden, noch zwei gar geräumige und bequeme Behälter, wohin er nicht nur bisweilen die Hände steckt (2 Mo 4, 6), sondern auch neben dem Schweiß- und Geldtüchlein die verschiedensten Nahrungsmittel aufstapelt.

Wenn der Dörfler in die Stadt oder sonstwohin sich begibt, so wirft er einen wollenen, schwarz und braun gestreiften Mantel (ʿabā oder ʿabāje) um sich, der malerisch über die Schultern herabfällt. Ohne die ʿabāje wird der respektable Fellache nicht ausgehen, da sie ein Stück seiner

---

[1] ḷibß [2] ḳamîṣ [3] sunnār.

Manneswürde repräsentiert, nur Jünglinge und Bettler können allenfalls ohne sie sich sehen lassen. Die ʻabāje ist ein ungefähr quadratisches Stück dicht gewobener Wolle mit zwei seitlichen Armöffnungen. Dieses von den Fellachen nicht ohne Anmut getragene Gewand ist ganz unentbehrlich. Es schützt vor Regen und Kälte, und über den Kopf gezogen vor der Sonne. Es ist eine Decke bei Nacht, denn der Landmann breitet des Abends nur eine Strohmatte auf den Boden, wickelt sich in die ʻabāje und schläft so einen gesünderen Schlaf als mancher Abendländer in den weichsten Daunen. Die ʻabāje dient ferner als Sack für verschiedene Dinge, die nach Hause zu tragen sind, z. B. Einkäufe aus der Stadt oder ein Bund Gras für das Vieh. Hat der Fellache keinen Futtersack[1] für sein Kamel bei sich, so breitet er die ʻabāje auf den Boden und schüttet das Futter darauf. Endlich vertritt der Mantel auch die Stelle des Gebetsteppichs, worauf der Muslim, wenn er auswärts ist, sein Gebet verrichten darf. Manche besitzen noch eine Jacke[2] aus Schaffell mit kurzen Ärmeln, die im Winter über dem tôb derart getragen wird, daß die Wolle nach innen gekehrt ist, während die häutige Außenseite mit Rötel beschmiert ist. Auch der Prophet Elias und der Täufer Johannes scheinen eine solche härene Haut, um den Leib geschlagen und mit dem Gürtel zusammengehalten, sogar als ein einziges Gewand getragen zu haben (2 Kö 1, 8; Mt 3, 4). Daß nicht an einen aus Kamelshaaren gewobenen, weichen Mantel, sondern an ein rauhes Kamelsfell zu denken ist, dafür sprechen auch die Worte Jesu: „Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häuser“ (Mt 11, 8). Strümpfe kennt die Landbevölkerung nur dem Namen nach, man geht entweder barfuß oder steckt die Füße in ein Paar plumpe, geringe, häufig

[1] muchlāje [2] farue eig. Pelz.

rotgefärbte Schuhe mit Büffelhautsohlen. Sandalen[1] d. h. Sohlen mit Riemen (1 Mo 14,23; Jes 5,27) erblickt man bisweilen noch bei den Beduinen; im allgemeinen tragen aber auch sie Schuhe oder gar Stiefel mit eisenbeschlagenen Absätzen, oder sie gehen barfuß. Als Zeichen des Anstandes und der Ehrerbietung zieht der Orientale die Schuhe aus und stellt sie an der Türe nieder, wenn er ein Zimmer oder einen heiligen Ort betritt (2 Mo 3,5).

Besonderes Augenmerk ist in südlichen Breiten der Kopfbedeckung zu schenken. Dieselbe ist der Wichtigkeit des Schutzes gegen die Sonnenstrahlen entsprechend dicht und undurchdringlich, und daher ziemlich plump und schwer. Die Kopfbedeckung als Turban hat drei Teile: unmittelbar auf dem Kopf sitzt ein weißes, baumwollenes Käppchen[2], welches als Schweißaufsauger dient; darüber legt sich eine Filzmütze[3] in Form des Schädels und schließlich krönt die türkische Nationalmütze, der rote Fes oder Tarbusch (ṭarbûsch) das werte Haupt. Der Tarbusch ist je nach Dorfessitte, Stand oder Geschmack mit einem baumwollenen, auch seidenen, beliebig ein- oder buntfarbigem Tuch (läffe) ummunden. Bei vornehmeren Muslimen ist die läffe aus weißem Musselin, bei den Nachkommen des Propheten und den Mekkapilgern ist sie grün. Beamte und viele Städtler tragen nur den Tarbusch mit langer Trodbel. Die Anhänglichkeit an den Tarbusch ist schwer begreiflich, da er weder die Augen vor den Sonnenstrahlen schützt noch auch bei Regenwetter praktisch ist, aber es scheint, daß der Orientale, der Christ merkwürdigerweise nicht ausgenommen, sich erst in seiner Würde fühlt, wenn die rote Türkenmütze auf dem Kopfe thront. Barhäuptig läßt sich der Orientale selten blicken, sein Haupt würde zudem einen schönheitswidrigen Anblick gewähren, da es wegen der bekannten Schmarotzer bis auf einen Haar-

[1] na'al [2] ṭāḳīje [3] libbāde

büschel auf dem Scheitel glatt rasiert ist. Nur wenn Papiere oder Wertsachen aufzubewahren sind, die in eine der Falten der läffe oder zwischen Filzmütze und Tarbusch gesteckt werden, wird das Haupt entblößt. Sonst aber überall, vor dem höchsten Beamten wie in der Moschee, bei Besuchen wie beim Gastmahl, behauptet der Tarbusch bzw. Turban beharrlich seinen Platz, während es übel vermerkt würde, wollte man ebenso mit dem Hut auf dem Kopf an den genannten Orten erscheinen. Der Tarbusch ist häufig die einzige bildnerische Arbeit auf den einfachen Steinen der Gräber zum Zeichen dafür, daß hier unten ein ehemaliger Tarbuschträger ruht. Einfacher ist die Kopfbedeckung der Beduinen, welche über den Kopf ein baumwollenes, dunkelfarbiges Tuch, keffīje oder mendīl, legen, welches über Nacken und Schulter herabhängt und von einer dicken, wollenen Schnur um den Kopf gehalten wird. Die keffīje findet sich in den Basaren oft von künstlerisch schönen Stickereien, von Gold- und Silberfäden durchwirkt. Das mendīl entspricht dem Schweißtuch der Bibel, welches wohl auch Jesus und seine Jünger getragen haben. Wie bereits erwähnt, lassen die meisten Orientalen das Haupthaar abrasieren; viele beduinische Jünglinge aber, seltener Männer, tragen langes Haar (2 Sa 14, 26) und selbst Zöpfe, wodurch sie dem weiblichen Geschlecht zu gefallen suchen.

Die Kleidung der Fellachinnen kommt der der Männer nahe, ist aber noch bescheidener als jene. Auf dem bloßen Leib trägt die Frau einen bis zu den Knöcheln reichenden, blauen, in manchen Gegenden auch weißen Rock (tôb) mit weiten, flügeligen Ärmeln und tiefem Brustausschnitt, ebenfalls von einem Gürtel zusammen gehalten. An Stelle dieses Alltagskleides tritt bei festlichen Gelegenheiten ein tôb ḥarīr d. h. ein Gewand mit farbigen, seidenen Streifen und einem tafelgroßen, gelben oder roten, aufgenähten Brustviereck. Die ʻabāje der Frauen ist dunkelrot, kürzer und



Bethlehemitin.

enger anliegend. In Bethlehem u. a. O. prangt über dem tôb eine mit Goldstickerei verzierte Jacke[1]. Stickereien scheinen von jeher bei den Orientalinnen beliebt gewesen zu sein (Hes 16,10), und noch heute zeichnen sich die Festtagsgewänder der Morgenländerinnen durch die farbigen, kunstvollen, in Seide, Gold oder Silber gestickten Verzierungen aus, welche Blumen oder verschiedene Figuren darstellen.

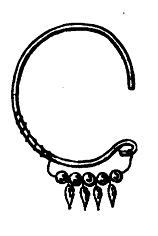
Das Haupt bedecken die Frauen im allgemeinen mit einem großen, tief nach hinten herabhängenden Tuch[2]. Doch tragen sie in manchen Gegenden auch eine Mütze, so die Bethlehemitinnen die charakteristische schaṭue, eine Art Tuchhelm, den nur verheiratete Frauen haben, und der steif und gewichtig auf dem Haupte sitzt. An ihm hängen in 1—3 Reihen die Stirne umkränzend eine Anzahl kleiner Gold- und Silbermünzen. Darüber wallt das weiße, aber farbig bestickte, mit Spitzen verbrämte Kopftuch. In der Gegend nördlich von Jerusalem bedecken sich die Fellachenfrauen mit einer mehr flach liegenden Haube, an die rings um die Stirne liegend eine Rolle Geldmünzen befestigt ist. Die Nazarethfrauen tragen eine zu beiden Seiten des Gesichts aus ausgestopftem Zeug gebildete Wurst mit angenähten Silbermünzen im Wert bis 100 Mark. Dieser Geldputz[3] ist der eiserne Bestand der Frauen, den sie bei der Verheiratung erhalten, der nur in Zeiten der Not angegriffen wird und an den der Mann keinen Anspruch hat. Verdient die Frau wieder etwas Geld, so näht sie die Anzahl der entnommenen Stücke wieder an. An das Tragen eines solchen schweren Schmuckes muß sich die Frau erst gewöhnen; ist dies geschehen, so ist, wie die Frauen sagen, das Ablegen derselben, falls es aus irgend einem Grund notwendig wird, die Ursache von Kopfschmerzen und Augenleiden. Die Kopfbedeckung wird durch ein Kettchen[4] unter dem Kinn zusammen-

[1] ṭakṣīra [2] mendīl [3] ṣmāde oder ṣaffe [4] snāḳ

gehalten. Außerdem hängen von ihr noch an den Wangen Kettchen mit kleinen Münzen herab.

An Schmuck und Putz läßt es die Orientalin von heute vielleicht ebensowenig wie die kokette Isebel (2 Kö 9,30) und wie die Frauen zu der Apostel Zeiten (1 Tim 2,9 und 1 Pe 3,3) fehlen. Die Fellachin und die Beduinenfrau haben zwar nicht viele Mittel hiezu, aber auch bei ihnen verleugnet sich der weibliche Schönheitssinn oder die Eitelkeit keineswegs, und irgend ein Glied des Leibes muß sein Geschmeide haben. Ja, der Schmuck ist bei den Morgenländerinnen etwas so Wichtiges, daß man mit solchem — und wäre es auch nur ein messingener oder bleierner Ring oder eine gläserne Armspange[1] — selbst Bettlerinnen ihrem Gewerbe nachgehen sieht, und manch einfache Handwerkersfrau trägt Schmucksachen im Wert von 500 Franken. An den Armen haben die meisten Armspangen[2] aus schlechtem Silber; an den Füßen sieht man bisweilen Fußringe[3] und Fußkettchen, manche Beduinenfrauen haben auch Ohr- und Nasenringe[4] (1 Mo 24,47 Urtext: ich legte den Ring an ihre Nase). An Stelle des Nasenrings tragen die Bewohnerinnen von Bēt dadschan bei Jaffa ein auf den rechten Nasenflügel aufgesetztes silbernes Sternchen.





Nasenring und Tätowierung

An Schönheitsmitteln verwenden die Araberinnen hauptsächlich Augenschminke, kuḥl genannt, und den Farbstoff der Ḥennapflanze (Lawsonia inermis). Der kuḥl ist entweder

---

[1] dimliġ Pl. dämāliġ [2] ißuār Pl. aßāuir [3] cholchāl [4] chisām Pl. chasāim



Altes Beduinenpaar.

Ruß oder Stibium im Mörser zerstoßen, sogen. Isfahankuḥl, mit Olivenöl zu einer Salbe vermischt (2 Kö 9,30; Jer 4, 30). Daneben benützt man gebrannten und feingestoßenen Weizen, ebenfalls mit Öl gemischt. Mit einer glatten Sonde oder einem Stift tragen die Frauen die Salbe auf die Augenbrauen und Lider und zwischen den Augen so auf, daß sich nebenstehende Zeichnung ergibt. Der schwärzliche kuḥl läßt die weiße Augenhaut deutlicher hervortreten und fast glänzender erscheinen und verleiht dem Angesicht einen eigenen Zauber. Geschminkte, große, glänzende Augen heißen „Gazellenaugen" und gelten als vielgerühmte Zierde. Der kuḥl soll auch zur Stärkung der Augen dienen.

Mit Henna werden zu festlichen Gelegenheiten Finger und Nägel rotgefärbt. Die Bauernweiber haben eine große Vorliebe fürs Färben der Haare. So ließ ich mir in Ekron sagen, daß, wenn die Haare anfangen weiß zu werden, man sie zur Zierde mit Henna färbe. Solch eine Matrone in ihrem hellziegelrot gefärbten Haar, welches von dem durch die Sonne in ein anderes Rot getauchten Gesicht gar grell absticht, erschien mir keineswegs liebreizender; aber „de gustibus non est disputandum". Dasselbe gilt vom Schleier[1] der Beduinenweiber, der vom Haupt über die Mitte der Stirne als ein Tuchstreifen herabhängt, die Nase und die unteren Partieen des Gesichtes bedeckt, aber die Augen freiläßt, in wulstiger Weise mit allerlei Zierat (Geldstücken, Korallen, Muscheln) besetzt ist und in zwei Teilen nach links und rechts unterhalb der Ohren verläuft.

Eine seit alten Zeiten (3 Mo 19,28) in der Schönheitspflege verbreitete Sitte ist das Tätowieren, das meist schon in früher Jugend an Knaben und Mädchen vollzogen wird. Herumziehende Zigeuner oder Leute[2] aus der Stadt,

---

[1] burḳa' Pl. ḅarāḳi' [2] munaschschimīn Tätowierer

deren Beruf das Tätowieren ist, haben ein mehrere Nadeln büschelartig fassendes Instrument[1], womit sie in die Haut stechen[2] oder gravieren und zugleich eine Indigolösung[3] einbringen lassen. Mit Vorliebe trägt man auf Stirne, Kinn, Mundwinkel und Hände gewisse Figuren auf. Dieser „Malzeichen", welche zeitlebens haften, gedenkt der Herr in jener trostvollen Zusage an Zion, das er so wenig vergessen will, als eine derartige Zeichnung jemals sich wieder verwischt (Jes 49,16).

Nicht vergessen wollen wir die Riechfläschchen, die gleicherweise den Toilettentisch der eitlen Araberinnen schmükken, wie ehedem den der alten Hebräerinnnen (Jes 3,20).

Dergestalt kleiden und schmücken sich die Bewohner des H. Landes. Ähnlich wird die Kleidung der Israeliten gewesen sein; jedenfalls haben die Männer auch ein hemdartiges Gewand getragen, das nicht wie die Beinkleider der Abendländer anschließend war (vgl. 2 Mo 28,42 und 43). Ebenso ist die 'abāje alten Ursprungs (2 Mo 22,26; Apg 12,8), desgleichen der Gürtel (2 Kö 1,8; Mk 6,8) und der Schafspelz oder die Kamelshaut (vgl. Johannes der Täufer).

Selbstverständlich weicht von dieser einfachsten und ursprünglichen Kleidungsart die der vermöglicheren Fellachen und der Städter erheblich ab. Schon jene ziehen Unterhosen[4] und über dem tôb eine Art Kaftan oder Ganzrock[5] an, und die Städter vollends tragen noch manches besondere Kleidungsstück, wie z. B. den langen, tuchenen Oberrock[6]. Auch bei der Frauenwelt ist die Kleidung je nach Stand, Vermögen und Religionsgenossenschaft abweichend und mannigfaltig. Mehr und mehr bürgert sich abendländische Kleidung ein, und mit der Zeit wird leider manch kleidsames Gewand in Abgang kommen. Doch hat bei den Städterinnen

---

[1] Die Zigeuner des Ostjordanlandes binden sieben Nadeln mit einem Faden zusammen [2] daḳḳ [3] nīle [4] libāß [5] ḳumbās [6] ġubbe



Muhammedanische Frauen.

immer noch der isār seinen Platz behauptet. Es ist dies ein großes Umschlagtuch aus weißem Schirting, das jede weibliche Person von mehr als 12 Jahren ohne Rücksicht auf Stand und Religion einhüllt und alle unbarmherzig uniformiert. Vornehme Muhammedanerinnen haben schwarze, gelbe, braune oder grüne, seidene Umschläge; hiezu kommt noch die Verhüllung des Gesichts durch den Schleier. Die Städterin kennt auch Strümpfe, während die Fellachin barfuß oder mit nackten Füßen in den Schuhen geht. Auf Spaziergängen stolziert jene in gelben oder schwarzen Stiefeletten mit Überschuhen einher; zu Hause aber geht sie barfuß oder in Strümpfen oder auf hölzernen Stelzschuhen (ḳubḳāb), die bisweilen mit Perlmutter verziert sind. Das im Occident für so unentbehrlich geltende Marterwerkzeug, Korsett genannt, ist den meisten orientalischen Frauen glücklicherweise noch unbekannt.

Kapitel 5.

Geburt. Name. Kinderspiele und Kinderarbeiten.

Wohl in keinem Lande ist der Wunsch des Ehemannes nach einer zahlreichen, männlichen Nachkommenschaft ein so heißer wie im Orient. Schon in der Bibel lesen wir, daß blühender Kindersegen nicht nur einen Hauptgegenstand der göttlichen Verheißung bildet, sondern auch in den guten Wünschen der Menschen für einander zum Ausdruck kommt (1 Mo 12,2; 21,18; 24,60 u. ö.). Der Wunsch liegt heutzutage nicht sowohl in dem Gedanken begründet, daß der Name nicht ausstirbt, als vielmehr in der Hoffnung, im Alter durch die Söhne, die, wenn auch erwachsen, im Hause oder doch im Dorfe bleiben, Unterstützung zu finden und in dem stolzen Bewußtsein, mit jedem weiteren männlichen Mitglied Ehre und Einfluß innerhalb der Sippe zu gewinnen. Bei den in Palästina herrschenden Verhältnissen hinsichtlich der Familienverbände oder Sippen (ḥamūle) kommt es viel darauf an, ob die ḥamūle 200 Männer, oder wie die Fellachen auch sagen, 200 Flintenträger oder nur 50 zählt. Denn erstere wird in allen gemeinschaftlichen Ortsangelegenheiten, bei Streitigkeiten usw. ihre Ansicht viel leichter zur Geltung bringen als letztere. Der Wunsch nach männlicher Nachkommenschaft hängt aber auch mit der niedrigen Stellung des Weibes im Orient zusammen.

Das Datum des Geburtstages ist den wenigsten Palästinern bekannt, denn die Fellachen haben kein Interesse an der Bestimmung ihres Alters, können auch zum großen Teil weder lesen noch schreiben. Erst in den letzten Jahren wird die gesetzliche Verordnung, daß jedes Kind innerhalb eines Monats angezeigt und in die Stammrolle aufgenommen werden muß, strenge durchgeführt und auf die Nichtanzeige eine Geldstrafe gesetzt. Unmittelbar nach der Geburt eines Kindes erhält es vom Vater den Namen, der wohl durchgängig ein Gattungsname (Appellativum) sein dürfte und immer nur ein einziger ist.

Etliche solcher Namen sind: 'abd il-ḥādi **Knecht dessen, der den rechten Weg führt,** 'abd il-ḥamīd **Knecht des Löblichen,** 'abd il-ḥaij **Knecht des Lebendigen** (vgl. 1 **Mo** 16, 14 **und** 24, 62), 'abd er-raḥmān **Knecht des Erbarmers,** nāṣir **Sieger,** 'ūṯmān **junge Sch'ange,** fāṭime **Entwöhnende,** farīd **Juwel, Einziger.**

Die Gründe, von denen man sich bei der Wahl leiten läßt, sind verschiedenartig. Besondere Umstände vor oder bei der Geburt, das Wohlgefallen an Schmeichelnamen, Wünsche, die man für das Neugeborne hegt, religiöse Erinnerungen, Rücksichtnahme auf Eltern und Großeltern spielen die Hauptrolle. So sind die Namen milād, 'īd, 'ánṣara, ǵim'a, ßabta zu erklären als „der (oder die) am Weihnachts- Ostern- Pfingstfest, Freitag, Samstag Geborene". Bei Christen finden sich viele Namen aus der H. Schrift oder von den Heiligen entlehnt, doch tragen sie auch echt arabische Namen.

Jedes Kind erhält nur einen Namen, dem zur Unterscheidung von gleichnamigen Personen der Name des Vaters hinzugefügt wird, wobei ein erklärendes „ibn Sohn" stillschweigend einzuschalten ist, eine Sitte, die schon frühe begegnet (1 Sa 22,9). Etwas Ähnliches ist die kunja, die Benennung des Vaters nach dem erstgebornen Sohn mit vorausgesetztem „abu Vater", eine beliebte und zugleich schmeichelhafte Bezeichnung. Ein Beispiel aus der Bibel möge beides illustrieren: Der Erzvater Isaak hätte nach arabischem

Gebrauch Isaak Abraham, sein Vater aber von Isaaks Geburt an abu Isaak (Vater des Isaak) genannt werden müssen. Verhältnismäßig selten hat die Familie einen Geschlechtsnamen, und wenn, so wird er als dritter beigesetzt z. B. Michaīl Ibrahīm Dauāni.

Eine ganz allgemeine Erscheinung sind die Über- oder Spitznamen[1], mit denen fast jeder Dörfler von seinen Volksgenossen bei irgend einer Veranlassung bedacht worden ist[2].

Solche sind ƍurāb Rabe, dīb Wolf (vgl. Ri 8, 3), uāui Schakal, täftäf ein Hundsname (vgl. unser „Wächter"), abu riāle Speicheltrieler, machṣi Verschnittener, kēkūß der mit einer Krähstimme, aukar der das Wasser Trübende, abu ṣīṣān Hühnerdieb.

Es mag für den Nachweis über den Ursprung mancher Namen nicht unwichtig sein zu konstatieren, daß die Übernamen mit der Zeit den Familiennamen verdrängen können. In Eß-ßalṭ z. B. führte der Großvater der Familie dār eǧ-ǧamal den Namen ḥanna‿l-farrān. Sein Sohn ja'ḳūb war als Kind sehr dick und groß, so daß die Freunde zu der Mutter sagten: „Dein Sohn ist wie ein ǧamal (Kamel)". Die Mutter lachte und rief aus: „jā hāda ǧamali o bu mein Kamel"! Fortan hieß es bei den Leuten „Wohin, o Kamel? wo warst du, o Kamel? komm, o Kamel"! und der Scherzname hat jetzt bei den Nachkommen des ja'ḳūb den alten Familiennamen vollständig verdrängt. Ebenso: Weil ein Sprößling der Familie dār il-muna nichts lieber als maḥschi (vgl. Kap. 19, Nationalgerichte) aß, so wurden dessen Kinder „aulād il-maḥschi Kinder des maḥschi" genannt und die Familie trägt jetzt den Namen dār il-maḥschi. Ein Analogon zu diesen Erscheinungen bietet Ri 6, 32.

Ist das Kind ein Knabe, so erscheinen die Freunde, um den Vater zu beglückwünschen: „Gesegnet sei, was dir zugekommen ist[2]", was dieser mit einem freudigen: „Gott segne dich[3]", erwidert (vgl. nach Lu 1 die Geschichte des Familienfestes im Haus des Priesters Zacharias). Die Verwandten überreichen Geschenke und werden zu einem Essen eingeladen, oder es wird Kaffee serviert. Die Geburt

---

[1] nuḳḳabīje statt luḳḳabīje Pl. luḳḳabījät [2] mubārak mā äǧäk
[3] allāh jebārik fīk

eines Mädchens bereitet dem Vater keine besondere Freude, und die Verwandten gratulieren nicht. Dessenungeachtet hat die Ankunft eines Mädchens auch ihr Angenehmes, indem sie eine Vermehrung des Kapitals bedeutet (Spr 31, 29), denn jedes Mädchen repräsentiert bei seiner Verheiratung einen Wert von einigen Tausend Piastern, und ein Gläubiger eröffnet dem Fellachen einen Kredit auf seine Töchter.

Ein neugebornes Kind unterliegt noch denselben Prozeduren wie zu Hesekiels (16,4) Zeiten. Es wird in warmem Wasser gebadet und die erste Woche täglich mit feingestoßenem Salz am ganzen Leib eingerieben, mit Öl bestrichen und fest in Windeln gewickelt. Hierauf werden ihm Mund und Augen gesalbt und Augen, Stirne und Fontanellen mit Baumwolle verbunden, und der ganze Kopf wohl eingepackt. Das Waschen mit Salz soll das Kind stärken, doch hat auch schon mancher Säugling durch unachtsames Einreiben bleibenden Schaden an den Augen erlitten. Vom 4. — 7. Tag wird das Salz mit Öl vermengt, und von da bis zum 40. Tag wird das Kind mit Seifenwasser gewaschen. Täglich nimmt die Mutter an Kopf, Händen und Füßen gymnastische Übungen vor. Um das Kind vor Unfällen zu bewahren, werden seine Haare einem Heiligen geweiht. Nach ein oder zwei Jahren an einem Wallfahrtstage des Heiligen rasiert man den Kopf des Kindes ab und verteilt einige Silbermünzen an Arme, die sich dafür an der Wallfahrt beteiligen müssen. Möglichst bald sucht man das Kind durch Umhängen von Amuletten oder Anheften derselben an die Mütze vor bösen Einflüssen zu schützen (Kap. 25). Es ist auch der Glaube verbreitet, daß zwei Geleitsengel die bösen und guten Taten des Kindes notieren und jeden Abend vor Gott Bericht ablegen.

Der Fellachenjunge wächst in großem Schmutz und unendlicher Vernachlässigung auf, denn die Mutter hat ein Aber gegen fleißigen Gebrauch des Wassers. Die Kinder

sind der Hitze und Kälte ausgesetzt und liegen, das Angesicht voller Fliegen, oft jämmerlich in ihrer Wiege. Die Muttermilch, die glücklicherweise alle, und manchmal 2 und 3 Jahre lang (2 Makk 7,28) genießen dürfen, ist das einzige Präservativ gegen die Misèren der ersten Jahre. Was an der Hand dieses Kleinods die Probe besteht, ist gestählt zum Kampf mit den Strapazen des Fellachenlebens. Die Mutter geht manchmal schon am zweiten Tag ihrer Niederkunft der Arbeit nach. Dabei liegt das Kind stundenlang in Lumpen gehüllt in der Holzwiege und läßt williglich die Fliegen in Augen, Nase und Mund kriechen.

Die Fellachenmutter hat große Liebe zu ihren Kindern, legt sich gern Entbehrungen ihretwegen auf (Jes 49, 15), küßt sie viel, gibt ihnen Kosenamen: „O mein Liebling[1], mein Auge, meine Seele, mein Herr, mein Leben, mein Herzblut" und singt süße Wiegenlieder (Kap. 30, Nr. 1—5). Die Fellachin zeigt überhaupt Liebe zu Kindern und zeichnet sich als Kindsmagd durch Anhänglichkeit, Geduld und Ertragen von Nachtwachen aus. Ihre Fehler sind die Affenliebe für einen Sohn, den sie verhätschelt, und für den sie sich Tag für Tag plagt. Ja, selbst noch wenn der Taugenichts verheiratet ist, unterstützt sie ihn und seine Kinder, bis sie nicht mehr kann.

So lange ein kleines Kind noch nicht gehen kann, trägt es die Mutter, wenn sie ins Feld oder in die Stadt geht, in einer Art Sack auf dem Rücken, und ist außerdem meist noch mit einer Bürde auf dem Kopf belastet. Die ersten Sprachstudien des Kindes beginnen mit dem Ausruf „jamma, jāba o Mutter, o Vater"! Bald darauf folgt abūk (eine Abkürzung von jil'an abūk verflucht sei dein Vater). Der Vater freut sich und findet, daß der Junge sehr schāṭer (gescheit und tüchtig) sei.

---

[1] jā ḥabībi, jā ʿaini, jā rūḥi, jā ßīdi, jā ʿumri, jā muhġet ḳalbi



Bauernweiber im Hof eines Hauses.

An irgend einem Festtag, auf Wallfahrten oder zur Verherrlichung der Hochzeit findet die Beschneidung einer Anzahl Knaben verschiedenen Alters statt. Dieser religiöse Akt ist bei den Muslimen nicht wie bei den Israeliten an den achten Tag gebunden, ja er unterbleibt sogar bei manchen und muß dann nach dem Tode vollzogen werden, da kein Muslim unbeschnitten begraben werden darf. In feierlichem Aufzuge werden die Knaben, die auf bekränzten Pferden in Mädchenkleidern seltsam geputzt sitzen, umhergeführt. Voran schreitet der Barbier oder der chaṭīb, der die Beschneidung vollzieht. Tänze, Flintenschießen, abendliche Schmausereien gestalten die Feier zu einer Art Volksfest.

Arabische Kinderspiele gibt es wenige. Die Stadtkinder spielen mit den bekannten Marmorkügelchen, mit dem Kreisel, schlagen Ball und lassen Drachen fliegen. Die Dorfkinder lärmen und tummeln sich auf dem Misthaufen herum, werfen mit Steinen und üben sich im Schleudern, worin sie eine große Treffsicherheit erlangen (Ri 20, 16). Auch spielen sie schon wie ihre Väter um Feigen und Geld mittels zweier Knöchelchen vom Knie[1] des Schafes, die sie emporwerfen, um dann je nach der Lage der Knöchelchen zu rufen „Fürst, Schläger, Esel, Schaf" und die Gewinner zu bestimmen. In der Philisterebene ist das kôra-Spiel unter den Knaben und Jünglingen gebräuchlich. Auf einem ebenen Platz werden eine Anzahl tassenartiger Vertiefungen, auf zwei Parteien verteilt, angebracht. Von den Spielern sucht sich jeder einen Gegner aus der andern Partei. Mit einem Holzstück in der Hand suchen je zwei Partner einen runden Stein in ein Loch zu bringen und zwar jeder in eines der Löcher seiner eigenen Partei. Diejenige Hälfte der Spieler nun, deren Gruben zuerst mit Steinen belegt werden, hat das Spiel gewonnen.

---

[1] Demnach das Spiel ka'b, suḳḳ oder schäkk genannt wird.

Im übrigen bietet das Tun und Treiben der Erwachsenen den Kindern Stoff zu allerlei Kurzweil. Sie ahmen die Trauergesänge und Hochzeitlieder der Erwachsenen bald mit Klage und Geberden des Schmerzes bald mit Händeklatschen und fröhlichem Gesang nach. Über die Frage, welches Spiel jeweils an die Reihe kommen soll, entstehen dann zwischenhinein lebhafte Meinungsstreitigkeiten, bis die eine Partei den Ausschlag gibt oder das Spiel sich zerschlägt. Diese Vorgänge tauchen in der Seele des Heilandes wie eine Erinnerung aus den Kindheitstagen auf, als er in einer Mahnrede zum Volke sagt: „Sie sind Kindern gleich, die auf dem Markte sitzen und einander zurufen und sagen: wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt; wir haben Klagelieder gesungen, und ihr habt nicht geweint" (Lu 7, 32).

Der arabische Junge muß sich schon frühzeitig an die Arbeit gewöhnen und allerlei Dienste verrichten. Er führt das Vieh auf die Weide, wobei er manch' Stündlein im Schatten eines Baumes ruht und der Rohrpfeife wehmütige Melodieen entlockt. Er treibt in der Ernte die beladenen Tiere zur Tenne; er bewacht den Trauben- und Obstgarten, er transportiert die gebrochenen Steine auf den Bauplatz oder ist hier Handlanger und Mörtelträger. Das Mädchen wird schon frühe angeleitet, den gefüllten Wasserkrug auf dem Kopf zu tragen, Kuhdünger als Brennmaterial auf allen Wegen zu suchen, ihn in der Sonne auszubreiten, beim Backen zu helfen und die jüngeren Geschwister zu hüten.

Kapitel 6.

Schulwesen.

Mehr und mehr ist gegen Ende des letzten Jahrhunderts die Frage des Unterrichts und der Erziehung der schulpflichtigen Jugend in den Vordergrund getreten. Die Hauptursache hievon liegt in der Ansicht der missionierenden Körperschaften, daß nur in der heranwachsenden Jugend Hoffnung auf Regeneration des entarteten Geschlechts liege. Aus diesem religiösen Motiv heraus erklärt es sich, daß wir mit verschwindenden Ausnahmen die reine Konfessionsschule als islamische, christliche (in ihren verschiedenen Denominationen) und jüdische haben.

Vor etwa 60 Jahren gab es weder für Christen noch Muslimen Schulen. Der erste, der mehrere Tagschulen hin und her im Lande errichtete, war Bischof Gobat. Ihm folgte im Jahr 1860 J. L. Schneller, der das Syrische Waisenhaus nicht als eine Tagschule, sondern als ein Internat eröffnete, um die Kinder den demoralisierenden Einflüssen des Volkslebens und Elternhauses zu entziehen. Den Evangelischen taten es die Katholiken (Lateiner) nach und eröffneten eine stattliche Anzahl höherer und niederer Schulen. Noch größere Anstrengungen machen seit einigen Jahren die Russen, welche in Galiläa gegen 50 mit Lehrkräften und Lehrmitteln gut ausgestattete Schulen haben und erst kürzlich wieder die Erlaubnis zur Gründung von weiteren 40 Schulen erlangt haben. Die Konkurrenz fürchtend bauten auch

die Griechen und Armenier in Städten und Dörfern, wo sie Gemeinden haben, Schulen. Diesen gewaltigen Bestrebungen der christlichen Konfessionen gegenüber vermochte der Islam nicht länger in Untätigkeit zu verharren, und so ging man auch hier mit lobenswertem Eifer ans Werk und eröffnete in allen Dörfern Schulen für die männliche Jugend. Es mag für die Muslimen ein beschämender Gedanke sein, jetzt durch die geistige Überlegenheit der Christen gezwungen zu werden, diesen es nachtun zu müssen, um so beschämender, wenn sie sich des einst blühenden Standes der Jugendbildung erinnern. Wie anders sah es doch vor 400 Jahren aus! Damals, zur Zeit Solimans, bestanden in Jerusalem allein 40 Schulen verschiedener Art mit mehreren tausend Schülern. Sie konzentrierten sich um die in der ṭarīḳ eß-ßilßile (Kettentorstraße) gelegenen, noch heute durch ihre Architektonik hervorragenden Häuser bis hinab zum maḥkame.

Die muhammedanischen Schulen sind Regierungsschulen und werden von der Regierung unterhalten. Sie sind in dieser Hinsicht weit besser daran als die christlichen und jüdischen, deren Kosten von den Religionsgemeinschaften bestritten werden müssen. Ja, es tragen die Christen durch Zahlung von Steuern sogar zum Unterhalt der islamischen Schulen bei. Auch sonst haben diese manche Vorteile. So dürfen Nichtmuslimen nur nach Einholung einer ministeriellen Erlaubnis Schulen errichten und keine Schulbücher benützen, die nicht von der Censur gebilligt worden sind. Ferner steht der türkischen Behörde das Recht der Beaufsichtigung der christlichen und jüdischen Schulen zu; glücklicherweise ist diese staatliche Aufsicht sehr platonischer Natur. In allen internen Fragen des Unterrichts hat die Behörde nichts zu sagen. Sie kann nicht einmal verhindern, daß Muhammedaner ihre Kinder in christliche Schulen schicken, wo sie freilich nicht des Christentums wegen hingehen, sondern nur, um von dem überlegenen Wissen der Europäer zu profitieren.



Muhammedanische Dorfschule.



Die Muhammedaner haben Hoch- Mittel- und Elementarschulen. Erstere gibt es nur in Konstantinopel und Bulāḳ bei Kairo. Die Mittelschulen sind entweder Externate (madāriß ruschdīje) oder Internate (makātib i'dadīje). Erstere mag man Bürgerschulen nennen; sie bestehen in jedem größeren Regierungssitz, so in Jerusalem, Jaffa, Gaza, Hebron. Letztere, die wir höhere Realschulen nennen wollen, sind erst eine neuere Institution und finden sich nur in den größten Städten wie Beirut, Damaskus und Jerusalem. Es werden in ihnen Arabisch, Türkisch, Französisch, außerdem die Real- und Mathematik-Fächer gelehrt. Die Zöglinge zahlen Pension und sind militärisch uniformiert.

Die Elementar- oder Volksschule, welche im kleinsten Dorfe bestehen soll, aber nicht immer besteht, liegt zwar noch sehr im argen, sowohl was ihre Leistungen als auch ihre Räumlichkeiten und Lehrmittel und endlich die Qualität des Lehrers und seine Besoldung betrifft, aber immerhin ist ein Anfang gemacht. Die Schüler lernen notdürftig Lesen und Schreiben. Ersteres besteht fast nur im Einbleuen des Koran. Dabei sitzen die jungen Muselmanen mit unterschlagenen Beinen auf einer Matte, in der Hand das hl. Buch. In singendem Tone werden die Suren vielmals rezitiert, bis die Schüler sie nahezu auswendig wissen. Der Drill dauert fort, bis keine Silbe, kein Laut mehr falsch gesprochen wird, denn wer im Lesen des Koran einen Fehler macht, begeht eine Sünde. Der Lehrer sitzt meist in der Ecke, um ihn ein Trupp wißbegieriger Knaben, denen er sich vorzugsweise widmet. Der übrige Chorus treibt in der Regel Allotria, bis dann und wann der Stab Wehe wie ein Blitz aus der Wetterecke hervorbricht und zündend einschlägt. Der Schreibunterricht beginnt erst im zweiten oder dritten Schuljahr. Der Schüler hat eine Holztafel, auf welcher Papier geklebt ist, oder die mit angefeuchtetem Kalk (eine gelbliche, weiche Sorte) beschmiert wird. Der Orientale schreibt, anstatt einen Tisch als

Unterlage benützend, das Papier oder die Tafel frei in der linken Hand haltend oder auf das rechte Bein gestützt, welches über das linke Knie gelegt ist. Das Schreibzeug führt ein Schreiber in einem im Gürtel steckenden Messingrohr, dem ein Tintengefäß angelötet ist, stets bei sich (Hes 9, 2). Ein sorgfältig geschnittenes Rohrstäbchen mit abgeschrägter Spitze dient als Feder. Das Schreiben und Lesen geschieht von rechts nach links.

Gürtelschreibzeug*

Die Dauer des Schulbesuchs erstreckt sich in der Regel auf einige Jahre, ist aber ganz dem Ermessen der Eltern anheimgestellt. Die Besoldung reicht die Regierung, welche von jedem Bürger jährlich 6 Piaster Schulsteuer erhebt, die in den Schulfonds fließt. Daneben ist der Lehrer noch auf die Wohltätigkeit der Dörfler angewiesen.

Die Schulen der Christen spalten sich in zwei große Heerlager, 1) die der katholischen und 2) die der protestantischen Bekenntnisse. Sie sondern sich weiterhin wieder nach Riten und Nationen in lateinische, maronitische, griechisch-katholische, griechisch-orthodoxe, armenische, syrianische, nestorianische und protestantische Schulen.

Auch hier sind Elementar- Mittel- und Hochschulen vorhanden. Erstere sind, wie schon eingangs erwähnt, jetzt ziemlich zahlreich. In die christlichen Schulen werden sowohl Knaben als Mädchen aufge-



Schreibrohr*

* Obige Abbildungen entstammen der „Ersten Deutschen Stahlfederfabrik von Heintze & Blanckertz in Berlin.

nommen. Die gewöhnlichen Dorfschulen sind Tagschulen. Zu den Mittelschulen kann man die Anstalsschulen der Waisen- und Erziehungshäuser rechnen, insofern hier neben der Schulbildung nach Art unsrer deutschen Volksschulen noch eine oder zwei europäische Sprachen gelehrt werden und sie auch hinsichtlich der Lehrkräfte und Lehrmittel viel besser als die Dorfschulen dastehen. Einige dieser Anstaltsschulen, wie das Syrische Waisenhaus, die englische Gobatschule, die Klerikalseminarien der Katholiken bilden in ihrem Seminar ein Mittelding zwischen Mittel- und Hochschule, indem sie begabten Zöglingen die Möglichkeit bieten, sich durch weiteres Studium für den Beruf eines Kaufmanns, Dragomans, Arztes, Lehrers oder Predigers vorzubereiten oder auszubilden. Die Franziskaner haben ein vollständiges Klosterstudium vom Noviziat bis zur Theologie. Hochschulen, wenn auch nicht ganz im deutschen Sinne und nicht mit allen Fakultäten, besitzen die Amerikaner und die Jesuiten, beide in Beirut. Amerikaner und Jesuiten leisten Nennenswertes auf dem Gebiet der Schule und der Erforschung des Landes in Hinsicht auf Sprache, Litteratur, Archäologie, Botanik.

In ähnlicher Weise wie die bisher Genannten haben auch die Juden in ihren Niederlassungen Elementarschulen, da und dort, so in Jerusalem und Jaffa, auch gehobenere Schulen mit Einführung in Ackerbau und Industriewerkstätten.

Die nationalen Schulen der in Palästina ansässigen Deutschen, der evangelischen Kirchengemeinden und der Tempelgesellschaft entsprechen in ihrer Organisation den vaterländischen Schulen und werden auch von deutschen Lehrern bedient. Solche Schulen sind eine in Sarona, je zwei in Haifa, Jaffa und Jerusalem. In letzterer Stadt hat die Tempelgemeinde neben der Volksschule noch eine Art Lyceum.

Die Leistungen all' dieser Schulen sind natürlich sehr verschieden. In den muslimischen Dorfschulen kommen ganz minimale Resultate zum Vorschein. Es gibt unter den

Fellachenkindern zwar recht aufgeweckte Köpfe, die schnell begreifen, und schlagfertige, witzige Antworten sind bekanntlich ein Gemeingut der Araber, aber das Lehrpersonal und die Methode sind sehr mangelhaft. Der Hauptwert wird auf Gedächtnis- weniger auf Verstandesübungen gelegt. Die meisten Schüler lernen nur notdürftig einen Brief herausbuchstabieren oder einen solchen mit greulichen Zeichen schreiben.

Weit höhere Ziele stecken sich die von den Missionen geleiteten Tagschulen, wenngleich auch sie unter der Unregelmäßigkeit des Schulbesuches und der geringen Ausdauer der Schüler im Lernen zu leiden haben. Die Missionen schenken auch der Bildung der weiblichen Jugend Aufmerksamkeit und unterrichten dieselbe in den Schulfächern und in den weiblichen Handarbeiten. Letztere treiben die Araberinnen sehr gerne und erreichen besonders in den Häkelarbeiten und einer Art feiner Nadelarbeit große Fertigkeit.

Am meisten wird in den von den Missionsgesellschaften gegründeten Internaten geleistet, und es darf ohne Überhebung gesagt werden, daß, abgesehen von den Beiruter Hochschulen, die Deutschen hier in erster Linie marschieren. Sie legen den Hauptnachdruck nicht auf das einseitige Studium von Sprachen, wie es da und dort geschieht, sondern auf eine gründliche, lückenlose, allseitige Bildung, ohne dabei das Studium der Sprachen zu vernachlässigen.

Es dürfte den freundlichen Leser interessieren zu erfahren, wo und wie zahlreich unter den Missionsschulen unser deutsches Vaterland beteiligt ist. Auf katholischer Seite ist der „Verein vom hl. Grabe“ mit Sitz in Köln zu nennen. Dieser Verein unterhält in Jerusalem neben dem katholischen Deutschen Hospiz ein kleines Mädchen-Internat und seit kurzem eine Tagschule. Auf evangelischer Seite entfaltet seit den 60ger Jahren der „Jerusalems-Verein“ (Sitz in Berlin) seine Wirksamkeit in Bethlehem, Betdschala, ferner in der kleinen Station Hebron und dem vor zwei Jahren

hinzugetretenen Bêt Saḥûr. Mit Ausnahme des Waisenhauses in Bethlehem mit 50 Kindern sind es Tagschulen für Knaben und Mädchen. Die beiden Hauptanstalten Jerusalems sind das von Kaiserswerth aus ins Leben gerufene Mädchenwaisenhaus Talitha Kumi mit etwa 120 Mädchen und das große Syrische Waisenhaus für Knaben und eine Anzahl Mädchen mit 270 Zöglingen und verschiedenen Industriewerkstätten. Diesem Waisenhaus ist seit dem Jahr 1903 noch ein Blindenasyl für 20 Knaben und 20 Mädchen angegliedert. Syrisches Waisenhaus und Talitha Kumi unterhalten auch je eine Tagschule in Jerusalem.

Kapitel 7.

Berufsarten.

Die Gewerbtätigkeit steht mit geringen Ausnahmen auf einer niedrigen Stufe. Nur in Jerusalem und Bethlehem entfaltet sich infolge des europäischen Einflusses eine regere Tätigkeit und zeigt sich ein größerer Fortschritt; doch wird auch hier, abgesehen von der Olivenholz- und Perlmutterarbeit, meist nur „gebästelt" und verhältnismäßig wenig gute und preiswürdige Arbeit geleistet. Die Olivenholzarbeiten stammen hauptsächlich aus Jerusalem, die Perlmutterwaren aus Bethlehem. Das Material zu letzteren wird in verschiedener Form und Größe vom Roten Meer, sowie aus Wien und Amerika, bezogen. Kleine Körnchen verarbeitet man zu Rosenkränzen, größere Stücke zu Knöpfen, Broschen und Kreuzchen. Große, bis 30 cm lange Platten gehen aus der Hand der tüchtigsten Meister als Tabaksdosen, Kreuze, Medaillons und gemeißelte Darstellungen aus der hl. Geschichte hervor. Die Figuren werden auf die zugerichteten Platten gemalt und mittels Feile[1], Grabstichel[2], Lochsäge[3], und einfacher Säge[4] ausgeführt. Schließlich werden die verarbeiteten Stücke durch Eintauchen in eine Säure gereinigt und poliert.

Auf dem Lande widmet man sich fast ausschließlich dem Ackerbau; darum sind Handwerke spärlich vertreten. Am

---

[1] mabrad [2] minḳāsch [3] schurschāra [4] munschār

ehesten finden sich noch Schuhmacher[1], in eß-ßalt z. B. etwa zwanzig. Sie sind besonders im Frühling vollauf beschäftigt, weil sich niemand barfuß auf das Erntefeld begibt. Tüchtige Maurer[2] gibt es fast nur in einigen den Städten nahegelegenen Dörfern. Das Müllergewerbe liegt auf den Dörfern fast noch überall in den Händen der Frauen (vgl. Kap. 10). Wassermühlen finden sich im Ostjordanland, Tret- und Dampfmühlen, welch letztere meist von Europäern betrieben werden, in einigen Städten.

Der Dorfschreiner[3] verfertigt die Holzteile des Pfluges und einige Ackergeräte. Tische, Fenster, Stühle sind nicht nötig. Türen und Fensterläden werden so roh und einfach als möglich fabriziert. Ein Schmied[4] ist höchst selten anzutreffen, wo aber doch, da beschränkt sich seine Kunst auf die Herstellung der Eisenteile am Pflug und Ochsenstachel; außerdem schmiedet er kleine Sicheln[5], Axte[6] und Hacken[7]. Andere eiserne Gerätschaften bezieht man von der Stadt. Ein Gleiches gilt von allen übrigen Bedürfnissen: man kauft sie in der Stadt, flickt und repariert sie entweder selbst, wenn sie schadhaft geworden sind, oder läßt es von umherziehenden Zigeunern, die vorwiegend Schmiede und Siebmacher[8] sind, oder von wandernden Schuhmachern, Kupferschmieden[9], Büchsenmachern[10] usw. tun.

Im Nachfolgenden sei noch etlicher Industriezweige eingehender gedacht, die hauptsächlich in den Städten in altherkömmlicher Weise betrieben werden.

Die Töpferei[11] ist seit alters eins der wichtigsten Handwerke des Orients und wird fast in allen Städten betrieben. Das Material zur Töpferei, der Lehm[12], findet sich im Gebirge in vereinzelten Lagern und besonders häufig in

---

[1] ßkāſi [2] bännä [3] neġġār [4] ḥaddād [5] ḳāṭūle oder ḥāschūsche [6] fārū‘a [7] fāß od. mankūsch [8] ṛarābilīje [9] naḥḥāß [10] ḳardaḥgi [11] fāchūra [12] ṭīn

der Ebene bei Gaza. Nach seiner Reinigung von fremden Bestandteilen wird der Lehm in einem Wasserbehälter geknetet und einigermaßen getrocknet. Darauf bearbeitet ihn der Töpfer[1] auf einer in einem Erdloch stehenden Doppelradscheibe[2] (Jer 18,3), indem er mit den Füßen die untere große Scheibe in kreisende Bewegung setzt (Si 38,32), während er ihn mit den Händen auf der oberen zu Geschirren[3] formt. Dabei beobachten die orientalischen Töpfer ein Verfahren, das in Europa unbekannt sein dürfte, das aber sehr geeignet ist, den Boden für den Brand dauerhafter zu machen und den Krügen eine gefällige Form zu verleihen. Aus einem Lehmkloß wird zuerst die untere Hälfte des Kruges mit dem Boden nach oben herausgedreht und bei Seite gesetzt. Sind eine Anzahl solcher Hälften geformt und etwas getrocknet, so gehen sie noch einmal durch die Hand, welche sie nun mit dem Boden nach unten in eine Form auf die Scheibe stellt und den Bauch bis zum Anfang des Halses herausdreht. Dieser selbst wird als besonderes Stück angefügt. Manche Trinkgefässe pflegt man mit Ockerfarbe durch allerlei Phantasiestriche zu verzieren. Das Glasieren, das die Juden konnten (Si 38,34), verstehen die jetzigen Töpfer nicht mehr. Der aus Backsteinen erbaute Ofen besteht aus einem unteren Feuerraum und einem Oberraum für die Geschirre. Durch runde Öffnungen im Gewölbe zwischen den beiden Abteilungen steigt die Hitze zu den Töpferwaren und von da durch ein lose bedecktes Loch der Rauch in die Luft. Zur Feuerung benützt man im Gebirge die Wurzelstöcke von Eichen, in der Ebene den Häcksel, welcher reichlich zu Gebote steht, und womit das Gelaß etwa 6 Tage ununterbrochen gespeist werden muß. Die in Gaza gebrannten Waren gelangen naß in den Ofen, weshalb er anfangs nur schwach geheizt werden darf. Die dortigen Töpfer lieben es, fast

[1] fāchūri [2] dūlāb [3] fuchchār



Tongeschirre, Holzschüsseln, geflochtene Tabletten.



Eingeborene bei der Mahlzeit.

allen Geschirren (durch die ganze Dicke des Tons) eine schwärzliche Färbung zu geben. Diese erzielen sie dadurch, daß sie gegen den Schluß des Brandes mit nassem Mist heizen und den Rauchweg versperren. Diese schwarzen Gefässe sind sehr beliebt und nach Ansicht der Leute dauerhafter als die rötlichgelben.

Im Ostjordanland scheint, wie mir von dort mitgeteilt wurde, die Töpferei berufsmäßig ausschließlich von Frauen ausgeübt zu werden. Die Hausfrauen haben den Töpferinnen die nötige Erde und das Tonscherbenpulver (Kap. 22) zu liefern, woraus diese die gewünschten Geschirre bereiten (vgl. hiemit die in Kap. 10 erwähnten Töpferarbeiten der Dörflerinnen nördlich von Jerusalem). Der Lohn der Töpferinnen wird in Weizen entrichtet.



Tongeschirre.

Fig. 1) sīr, 80—90 cm hoch, 2) ğarra, 60 cm (die Henkel der Figur sind zu groß!), 3) brīk, 29 cm, 4) scharbe, 33 cm. Die Größenverhältnisse der Figuren sind leider unrichtig. Man halte sich an die vorstehenden Angaben und ziehe die Geschirre des photographischen Bildes zum Vergleiche bei.

Die wichtigsten Tonwaren sind: sīr, ein großer, bauchiger Wasserkrug mit oder ohne drei Henkeln, er ist sozusagen die Wasserstande

des Hauses; ġarra der gewöhnliche Wasserkrug, den die Frauen beim Wasserholen auf dem Kopf tragen; ʻaßlīje, der ġarra gleich aber kleiner, von Mädchen getragen; brīḳ ein Trinkkrug mit zwei Henkeln und seitlicher Trinkröhre (sāʻbūbe oder baʻbūse); korrāß oder dōraḳ der Krug der Mukari ohne Trinkröhre; murṭāß ein Schöpf- und Trinkkrug mit einem Henkel, oben weit; scharbe langhalsiger Trinkkrug; mâhlabe länglicher Milchkrug mit Henkeln; kaʻkūra oben weiter Milchkrug; kūs Krug mit einem Henkel und Gießschnabel; ṭúnġara der Kochtopf oder Schmortiegel; ḳidre ein bauchiger Kochtopf mit zwei muschelartigen Handgriffen; kaschkūle Schüssel mittlerer Größe; sibdīje Butterschüsselchen; ßrāġ Ton- oder Öllampe (S. 44).

Die Weberei[1] wird nicht durchgängig handwerksmäßig betrieben, sondern wie schon im Altertum (2 Mo 35, 25. 26; 2 Kö 23, 7) häufig von den Frauen ausgeübt. Sie beschränkt sich in der Hauptsache auf Arbeiten in Wolle und Baumwolle; die Leinwandweberei ist von geringer Bedeutung. Die Wollweberei (Hauptsitze: Gaza und Hebron) ist lohnender als die Baumwollweberei (Sitze in Gaza, Hebron, Ramalla, rafīdia), die ihr Material von auswärts beziehen muß und bei der Billigkeit und Sauberkeit der europäischen Fabrikate einen schweren Stand hat. Jene liefert die Stoffe zu Mänteln[2], Bodenteppichen[3], Zelten[4] und Säcken[5], diese befaßt sich mit der Herstellung der Stoffe für die Kleider der Fellachinnen. Die Stoffe sind derb, aber sehr dauerhaft, weshalb sie den europäischen Geweben vorgezogen werden. Ein Weber kann das zu einem Kleid nötige Zeug[6] von etwa 15 Ellen Länge und 50 cm Breite in einem Tag fertig bringen. Das Gewobene wird in einem dünnen Mehl- oder Kleieteig gestärkt, dann getrocknet, gereinigt, gewalkt d. h. mit einem Wellholz auf einem glatten Stein geschlagen und geglättet, in der Regel blau gefärbt[7] und verarbeitet. Viel-

---

[1] ḥijāke [2] ʻubi, eine ʻabāje zu 10-20 frs. [3] ḥuġra [4] chiam [5] färde, ʻidil oder chēsche. [6] schoḳḳa [7] Die Färber vermischen die blaue Farbe, damit sie waschecht wird, mit dem Absud von zerstoßener Eichenwurzelrinde oder von Schote und Samen der Acacia farnesiana, ar: ṛēlān

leicht dürfen wir in dem Geschäft dieser Frauen eine der Tätigkeit der in der Bibel erwähnten Walker ähnliche erblicken (Jes 7, 3 und Mk 9, 3: in beiden Stellen ist im Grundtext von einem Walker, nicht Färber die Rede; 2 Kö 18, 17; Mal. 3, 2).

Der Weber[1] treibt vier mannshohe Pfosten oder Pflöcke[2] in die Erde, welche etwa ein Rechteck von 80 cm Breite und 1, 30 m Länge begrenzen. Die Pfosten sind oben rechts und links d. h. auf den Schmalseiten des Rechtecks je durch ein Querholz verbunden, von dessen Mitte der Weberkamm[3] oder das Anschlagbrett[4] herabhängt. In der Mitte der beiden vorderen, dem Sitz des Webers nächsten Pfähle läuft der mehr als schenkeldicke Weberbaum[5] (1 Sa 17, 7) hin. Um diesen wird der fertige Stoff gewickelt. Der Zettel oder Aufzug[6] (3 Mo 13, 48) läuft durch den Kamm zu der dem Gesicht des Webers zugekehrten Wand, geht hier um einen Balken schräg in die Höhe, von da oben über den ganzen Webstuhl ausgebreitet wieder zurück und hinter dem Rücken des Webers an der Wand herunter, wo er befestigt oder mit Steinen beschwert ist. Der Zettel ist starker Zwirn, der Einschlag[7] entweder Wolle oder Baumwolle. Zur Herstellung der Spule[8] bedient man sich eines horizontal[9] und eines vertikal[10] gestellten Haspels, die beide aus Rohr fabriziert sind. Um jenen ist das Garn gelegt, diesen dreht die rechte Hand, und die linke Hand leitet den Faden um die Spulhülse, welche aus Schilfrohr besteht und in das Schiffchen[11] zu liegen kommt. Der Sitz des Webers ist entweder ganz auf dem Boden wie bei dem Wollweber, wo der Weberbaum fast zu ebener Erde zwischen den Pfosten eingelassen ist, oder etwas über demselben wie bei dem Baumwollweber. In beiden Fällen ist in den Boden ein Loch ge-

[1] ḥajjāk [2] ṛurs Pl. ṛorūs [3] muscht [4] däff [5] måṭua [6] mäßdi [7] loḥme [8] māßūra [9] ṭajjār [10] dūlāb [11] makūk

macht, in das die Füße ausgestreckt werden können, so daß der Weber eher stehend als sitzend erscheint.

Gerber[1] hat es nach Apg 9 und 10 schon in biblischer Zeit gegeben, aber sie mögen, da ihr Geschäft bei den Juden des üblen Geruches wegen gering geachtet war, recht sparsam vertreten gewesen sein. Hiefür spricht auch der Umstand, daß das Tragen von Schuhen im Orient kein so allgemeines Bedürfnis ist wie in nördlichen Ländern. Die Häute für Sohlen werden häufig nur gesalzen und derart auf die Straße gelegt, daß die Leute darüber schreiten müssen. Die Gerber in Jaffa und Nablus befassen sich hauptsächlich mit der Herstellung von Schaf- und Ziegenleder. Das meiste Leder wird aus Europa bezogen.

In engem Zusammenhang damit steht die Fabrikation von Wasser- und Ölschläuchen[2], die ihren Sitz in Hebron hat. Es werden hiefür die Felle der Ziegen verwendet. Beim Abziehen der Haut wird nur der Hals des Tieres und ein kleines Stück der Brust aufgeschnitten und das Fell durch Umstülpung abgetrennt. Die Felle müssen gut eingesalzen werden. Der Vorgang der Gerbung ist folgender: Der Gerber kauft zunächst Wurzelstöcke von Eichbäumen und läßt sie fein zerstoßen, wirft die mehlige Masse in eine Grube, übergießt sie mit Wasser und läßt es anziehen, bis die Lohe[3] daraus entsteht. Inzwischen werden die bei ihm abgelieferten Häute von allen Fettresten gründlich gereinigt und bis zur Hälfte des Rückens geschoren. Es gilt als ein Geschäftsgeheimnis des Fabrikanten, daß jeder seine eigene Manier des Schneidens der Haare hat, die es ihm ermöglicht, das aus seiner Gerberei stammende Fell jederzeit wieder zu erkennen. — Nach Verschluß der Fußöffnungen werden die Häute mit völlig dürren, geschälten Eichenstecken und Knotenstücken gefüllt, und zwischen die Lücken von der Halsöffnung herein

---

[1] dabbāṛ [2] ḳirbe Pl. ḳirab [3] dibāṛ

wird die Lohe gegossen. Dem auf diese Weise straff gefüllten Fell wird die Kopfhaut über den Leib hereingeklappt und durch deren Vernähen der Verschluß des Schlauches hergestellt. Jetzt verbringt man die Schläuche auf eine Terrasse und setzt sie der Bestrahlung durch die Sonne aus, indem man sie tagsüber mit dem Rücken nach oben und bei Nacht mit dem Rücken nach unten legt. Zwischenhinein muß, damit der Schlauch gespannt bleibt, Lohe nachgefüllt werden, was durch den rechten Hinterfuß geschieht. Nach 60 Tagen im Sommer oder 90 im Winter sind die Felle „reif"[1], werden ausgeleert, in die Sonne gelegt, bis sie trocken und steif sind, dann wieder im Wasser aufgeweicht und gewaschen. Zwei Männer bearbeiten die Haut mit Keulen auf einem Block, bis sie geschmeidig geworden ist. Zuletzt wird sie noch mit einer teerartigen Flüssigkeit, die man mit Öl kocht, innen und außen getränkt und an den Fußöffnungen vernäht. Der Preis eines Schlauches stellt sich auf 23—30 Piaster. Ein wichtiges Erfordernis in der Schlauchfabrikation ist reines Wasser, das von Würmern und fremden Substanzen frei ist. — In manchen Dörfern gerben sich arme Leute ihre Schläuche selbst. Sie stellen aus getrockneten, dann zerstoßenen Granatäpfelschalen, Mandelblättern und Eichenholzrinden eine Gerbsäure her, legen das Fell mehrere Wochen lang darein und wenden es zwischenhinein häufig hin und her.

Die Seifensiederei[2] erfordert zu ihrem Betrieb große Räumlichkeiten und wegen Beschaffung der Rohmaterialien ein gewisses Kapital. Seifensiedereien finden sich mehrere in Nablus und Gaza, einige in Ramle, Lydda und Haifa und je eine in Jaffa und Jerusalem. In der Werkstätte ruht in einem dicken Mauerwerk ein mehr als 2 m tiefer und breiter Behälter, der mit einem Zementmörtel ausgeglättet ist und nach unten in einen kupfernen Kessel[3] übergeht, unter dem

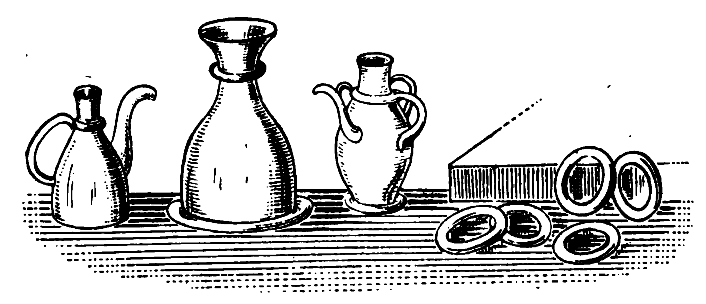
[1] mißtui [2] mâṣbane [3] ḳidr

sich der Feuerraum befindet. Als Brennmaterial dienen die beim Ölpressen überbleibenden Olivenkerne, die eine intensive Hitze entwickeln. In einiger Entfernung vom Kessel, etwas tiefer gelegen, ist ein rechteckiges Bassin[1], in welchem Kalk und Kaliasche gemischt, mit etwas Wasser getränkt, von zwei Männern hin- und hergerührt werden, bis sie eine graupelartige Masse geworden sind. Den Kalk liefern die Fellachen und die Kaliasche die Beduinen. Zur Seite des Bassins sind in die Erde fünf bis acht tiefe, steinerne Tröge[2] eingelassen, denen 1½ m tiefer ebensoviele Becken entsprechen. Diese Tröge füllt man mit der Kalk- und Kalimischung und übergießt sie mit Wasser. Das Wasser durchdringt die Masse und fließt aus einem seitlichen Loch am Grunde jedes Troges in das darunter liegende Becken. Das abgeflossene Wasser wird solange aufs neue aufgeschüttet, bis es hinreichend gesättigt ist. Hernach wird es in den Kessel geschüttet und in Siedehitze versetzt. Nun gießt man 200 bis 225 Schläuche voll Öl (etwa 4500 Kilo) dazu und feuert 10 bis 12 Tage lang. Jeden Tag kommt aus den Becken neues gesättigtes Wasser[3] dazu. An der Unterseite des Kessels den Becken zugewendet ist eine Öffnung und darunter eine Mulde, in welche man von Zeit zu Zeit das unbrauchbare Wasser abfließen läßt. Das zur Siederei verwendete Öl ist eine geringe, beim zweiten Druck der Oliven gewonnene, grüne, dickliche Masse. Wenn etwa 24 Tröge voll gesättigten Wassers in den Kessel geleert sind bzw. das Öl 12 Tage lange dem Feuer ausgesetzt war und die Seife zum Vorschein kommt, so wird sie abgeschöpft, auf einem Oberboden zum Trocknen ausgeschüttet und nach mehreren Tagen in Stücke zerschnitten. Die Seifensiedereien sind nur winters im Gang, wenn neues Öl geliefert wird. Die Seife[4] ist ein ziemlich ordinäres Produkt, sie kostet pro Raṭl 10—14 Piaster.

---

[1] máchmar [2] ḥauḍ Pl. aḥuāḍ [3] chamīr [4] ṣābūn

Die Glasindustrie ist auf Hebron lokalisiert. Sie steht noch auf derselben Stufe, wie sie es im Mittelalter und vielleicht auch schon zu den Zeiten der Römer war. Zu dieser Annahme berechtigen mich die in meinem Besitz befindlichen, gläsernen Gefäße, die aus dem unterirdischen bēt dschibrīn, dem römischen Eleutheropolis stammen, den Hebroner Fabrikaten in Form und Größe gleichen und seinerzeit vielleicht dort verfertigt wurden. Die Hebroner Glaswaren[1] sind Lämpchen, Teller, Fingerringe, Armringe[2]



Hebroner Glaswaren

und kleine Gefäße in verschiedener Form, weniger zum täglichen Gebrauch als zum Schmuck, weshalb auch die meisten Waren farbig sind[3]. Die Glasbrennerei wird nur winters betrieben. Früher bereitete man Glas aus den bekannten Rohmaterialien, heute verwendet man nur noch die aus dem ganzen Land ersammelten Glasscherben dazu. Diese werden in einem aus Lehm hergestellten Bassin, um das her ein Feuer brennt, geschmolzen. Hierauf läßt man die Masse erkalten, zerschlägt sie in Klumpen und wirft sie in den eigentlichen Schmelzofen, einem eisernen Kessel, den das Feuer von

1 naḳḳāschāt eig. Ciseliertes, mit Verzierungen Versehenes. 2 Hundert Ringe kosten je nach Qualität und Farbe 7—11 Piaster 3 Ob auch die Hebräer sich mit Glasfabrikation befaßt haben, ist nicht sicher. Jedenfalls tritt das Glas auch damals nur als Luxusartikel auf (vgl. Hi 28, 17, die einzige Erwähnung des Glases im A. B.)

allen Seiten umflackert. Das Feuer ist von einem Mantel umgeben, der sich in einen Schornstein verjüngt. Der Kessel hat rings im Kreise in Abständen Türchen, vor welchen die Arbeiter mit langen massiven oder auch hohlen Eisenstangen von verschiedener Form und Dicke sitzen und das flüssige Glas dem Schmelztiegel entnehmen. Aus dem an der stählernen Spitze der Stange hängen bleibenden Glasbrei werden mittels besonderer Werkzeuge die Waren geformt. Wenn das Glas erkaltet, so steckt der Arbeiter die Stange wieder ins Feuer.

Die Ringe werden mittels der chirāṭa gebogen und gedreht; das Glas mit einem Hammer, der mudamme vom Eisenstock abgeschlagen, mit der mídlakat geglättet, mit einem stählernen Eisen, der būlīje, verziert oder mit Karnis versehen, mit einer Schere, der kaschda, geschnitten und mit dem Blasstock oder mírdan geblasen.

Die Kalkbrennerei ist für viele Fellachen des Gebirgslandes eine lohnende Erwerbsquelle, die auch dem ärmsten Mann zugänglich ist, da das Gebirge sowohl das nötige Stein- als auch Feuerungsmaterial unentgeltlich liefert. Zur Instandsetzung eines Brandes vereinigen sich etliche Fellachen, begeben sich mit einer Art Hacke und Axt auf die Berghänge und säubern sie von den massenhaft wuchernden Dornsträuchern[1] und Sonnenröschengebüschen[2], legen dieselben auf Haufen und beschweren sie mit Steinen, damit sie der Wind nicht fortjage. Haben sie etliche tausend Haufen beisammen, so bauen sie halb unter, halb über der Erde einen runden Ofen[3], der von seiner Basis bis zur kegelförmigen Spitze ungefähr 6 m hoch ist. An seiner Innenperipherie reihen sie die in der Nachbarschaft zusammengesuchten, löcherichten Kalksteine[4], am liebsten der missi- bisweilen auch der ka'kūli-Art (S. 36), aufeinander. Auf der Westseite lassen sie zu ebener Erde eine Schüröffnung, durch welche 10 Tage lang

---

[1] Poterium spinosum, deutsch: dornige Becherblume, ar: nätsch, im Libanon billān oder bällān. [2] Cistus, ar: ḳummēle. [3] lättūn [4] churrām

der um den Ofen gehäufte Brennstoff geschoben wird. Eine mächtige, schwarze Rauchwolke, die sich zwischen den oberen Steinen hindurch ihren Weg bahnt, verkündet weithin die Stätte des Kalkofens. Gegen das Ende des Brandes erscheint die Innenfläche des Ofens in Weißglühhitze, der Rauch wird durchsichtiger und weniger, und eines Tages zerspringt der Schlußstein an der Spitze, das Krönungsstück des Baues. Dies ist den Kalkbrennern ein Zeichen, daß der Brand fertig ist. Die gebrannten Steine sind entweder noch ganz und sind als solche „Köpfe"[1] am wertvollsten, oder aber zerfallen sie in Staub, was besonders durch Nachttaue beschleunigt wird. Solcher Staubkalk[2] ist billiger. Der Preis des Kalkes wechselt sehr, er schwankt je nach der Nachfrage und Güte zwischen 30—46 Piaster pro ḳonṭār.

Die Kohlenbrenner treiben in der Umgebung Hebrons und im Ostjordanland ihr Wesen. Sie graben eine Grube in die Erde, beugen einen Haufen Steckenholz derart darein, daß in der Mitte eine kleine Höhlung bleibt, bedecken ihn mit Steinen und Erde in Form eines Gewölbes, worinnen sie eine Öffnung lassen, um von ihr aus das Holz anzünden zu können. Ist dies geschehen, so wird das Loch verschlossen, worauf das Holz in 10—15 Tagen langsam verkohlt. Die Kohlen werden in großen Säcken auf Kamelen in die Städte transportiert, wo vielfach nur mit Kohlen gekocht wird. Eine kleine Kamelslast kostet im Sommer 23—35 Piaster, eine große Last guter Kohlen im Winter 55 Piaster.

---

[1] rūß [2] erḥīt

Kapitel 8.

Verlobung und Hochzeit.

In Sachen der Verheiratung möchte ich gleich eingangs zwei Hauptpunkte nennen, die dem Morgenland im Vergleich zum Abendland so gut wie unbekannt sind. Diese sind erstens die durch den Jüngling sich vollziehende Wahl eines Mädchens zur Frau und zweitens das überhandnehmende Junggesellentum.

Die Scheu des Mannes vor der Ehe als vor einem Wagnis, das infolge übertriebener Luxusbedürfnisse der Frau zum Ruin der Familie führen kann, kennt der Morgenländer nicht. Den allzufrühen Eheschließungen seitens des Mannes tritt der Umstand hindernd in den Weg, daß die meisten Jünglinge mehrere Jahre arbeiten müssen, ehe sie die mit der Verheiratung verbundenen Ausgaben verdient haben. Obgleich nun im Morgenland die Braut keine Mitgift in die Ehe bringt, sondern der Mann seine Frau kaufen muß, so wird doch keine Fellache aus eigener Wahl Junggeselle bleiben. Wie der Volksmund über die Hagestolzen denkt, das spricht er in beißender, lakonischer Kürze folgendermaßen aus[1]:

Junggeselle, 's ist ein Graus,
wie du gehst zum Haus hinaus:
Ohne Zehrung auf die Reise,
Leib und Kleider voller Läuse!

---

[1] jā nāri 'a‿l-'assǟbi — jā nāri 'alēh
ßāfar bälä sūuǟdi — ua‿l-ḳaml 'alēh.
(jā nāri ist ein Ausruf des Bedauerns)

Das Bestreben des Jünglings ist also „ein Haus zu eröffnen“[1], Vater einer Familie zu werden und als selbständiger Mann seinen Platz unter den Männern des Dorfes einzunehmen. Auch die Mutter kann es kaum erwarten, bis sie ihr Söhnchen verheiratet sieht; sie will sich „in ihren Tagen“ noch an Enkeln erfreuen, auch gönnt sie ihren Kindern so früh wie möglich das „Glück“ verheiratet zu sein. Lautet doch der Gratulationswunsch bei der Geburt eines Knaben: „So Gott will, wirst du (Mutter) ihn bei deinen Lebzeiten verheiraten[2]“; auch glaubt man einem Jüngling kein schmeichelhafteres Kompliment machen zu können, als ihm zu sagen: „So Gott will, freuen wir uns bei deiner Hochzeit[3]“ oder nur „bei deiner Hochzeit“.

Die Wahl eines passenden Mädchens als Braut[4] für den Fellachenjungen ist Sache der Eltern, und wenn diese gestorben sind, der älteren Brüder und der Onkel. Die Wünsche des Jünglings hinsichtlich seiner künftigen Lebensgefährtin werden, wenn es angeht, zwar berücksichtigt, unter keinen Umständen aber darf er selbst seiner Erkorenen einen Antrag machen, weil es Sache seiner Stellvertreter ist, dieses Geschäft zu besorgen. Schon Abraham legte die Angelegenheit seines Sohnes in die Hände seines Verwalters Eliefer (1 Mo 24).

Was nun das Mädchen betrifft, so kommt es vor, daß ein solches manchmal gleich bei seiner Geburt als Braut für einen ein paar Jahre alten Knaben von der Mutter des letzteren in Beschlag genommen wird. Oder es geschieht, daß eine Frau, die wegen Kränklichkeit ihre Hausarbeiten nicht gut besorgen kann und keine Tochter hat, die ihr helfen könnte, schon frühe an die Verheiratung ihres Sohnes denkt, um an der Schwiegertochter[5] weibliche Hilfe zu bekommen. Gewöhnlich wird aber mit der Verheiratung eines Mädchens

[1] jiftaḥ bēt [2] inschállah bitǧauuesi biḥajātik [3] inschállah mnifraḥ bi'orßak [4] 'arūß [5] kinne.

gewartet, bis es 13—15 Jahre alt ist, was als ein gutes Alter betrachtet wird; im 20. Lebensjahre gilt ein Mädchen schon als ein altes Weib, das keine großen Ansprüche mehr machen darf. Ganz «sitzen» bleibt kein Fellachenmädchen, es müßte denn mit irgend einem Gebrechen behaftet sein, was selten der Fall ist; aber selbst ein einäugiges Mädchen findet einen Mann. Bei der Wahl einer Braut sind in erster Linie Verwandtschaftsrücksichten maßgebend, denn nach arabischer Ansicht verdient eine «Tochter der Familie oder der Familiensippe» bei weitem den Vorzug vor einer Fremden (1 Mo 29, 19; Ri 14, 3). Eine solche, so meint man, würde nicht das Interesse der Familie wahrnehmen, zu wenig Rücksicht für die Fehler des Mannes haben, den Hausfrieden unter den Verwandten stören und sogar Verräterin an der ḥamūle ihres Mannes werden[1]. Auch hat man früher selten eine Braut in andern Dörfern gesucht; seit 10 bis 20 Jahren ist hierin aber eine Wandlung eingetreten. Insbesondere halten die Landleute südlich von Jerusalem gerne in den nördlich von Jerusalem gelegenen Dörfern Umschau nach Mädchen für ihre Jünglinge. Diese Erscheinung hat einen sehr realen Untergrund: die Bewohner der Dörfer um Nablus her sind sehr arm und infolge dessen ihre Mädchen billiger zu haben. Bei dieser Brautschau setzt man sich auch leicht über die Frage nach der Partei — ob ḳeißite oder jamanite — weg[2]. Der zwischen beiden Parteien vor-

[1] Die Sippen eines Dorfes leben bisweilen in Feindschaft. [2] Als Nachtrag zu Kapitel 1 sei bemerkt: Seit Jahrhunderten zerfällt die Bevölkerung Palästinas in zwei Parteien, ḳeißi und jamani, die einander mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen und durch blutige Streitigkeiten immer wieder Ursache zur Blutrache geben. Diese Scheidung der Bevölkerung geht durch Muhammedaner und Christen. Die ḳeißiten wohnen mehr im Süden, die jamaniten mehr im Norden, doch gibt es auch Dörfer mit Gliedern beider Volksteile. Die muhammedanischen jamaniten haben ihren Häuptling in abu ṛōsch, die ḳeißiten in er-rāß bei Hebron.

handene Gegensatz wird z. B. bei Hochzeiten dadurch zum Ausdruck gebracht, daß die Braut eines ḳeißiten rot und die eines jamaniten weiß gekleidet ist. Kommt eine ḳeißitin in das Dorf eines jamaniten, so wird sie im Heimatsdorf in ein Gewand mit roter Außenseite gehüllt und auf einem Kamel fortgeführt. Sobald sie die Markung ihres künftigen Wohnortes betritt, läßt ihr der Bräutigam, der sie hier erwartet, von seinen Angehörigen das Gewand scheinbar gewaltsam ausziehen und umwenden, damit die weiße Farbe der Innenseite zum Vorschein kommt bzw. er läßt ihr ein weißes Kleid reichen. — Nicht ohne Bedeutnng ist die soziale Stellung der Familie, mit der man in verwandtschaftliche Beziehungen treten will. Wenn es unter den Fellachen auch keine scharf abgegrenzten Klassen gibt, so haben sich doch aus alter Zeit Rangunterschiede vererbt, und mancher Fellache, mag er auch noch so ärmlich und schmutzig einhergehen, ist stolz auf den Adel und die Macht seiner Vorfahren oder auf die „gute Familie“[1], der er angehört. Daher die Mahnung des Sprichworts: Heirate einen Mann von edler Abstammung, auch wenn er nur eine Matte besäße. Freilich noch gewichtiger als vornehme Abstammung fällt Geld und Gut in die Wagschale und ein „weiblicher Mann“ (Ru 2, 1), auch wenn er einer unbedeutenden Familie angehört, wird für seinen Sohn leicht eine Tochter aus den besseren Familien zum Weibe finden; denn „Geldbesitzen“ ist hierzulande eine große — Tat. Daß die mit Bezug auf die Religion gezogenen Grenzen auch bei der Verheiratung scharf eingehalten werden, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Was nun die persönlichen Eigenschaften der Braut betrifft, so sieht man natürlich gern, daß sie schön[2] sei. Hiezu gehören schlanker Wuchs[3], rote Backen, weiße Zähne, vor allem aber Augen, so groß und glänzend wie die einer Gazel-

---

[1]'āile ṭaijibe, bēt emlīḥ [2]schäläbīje, ġemīle. [3]raḳīḳat il- chauāṣir

le[1] (vgl. S. 53) oder wie Kaffeetäßchen[2]. Daneben soll sie geschickt sein in häuslichen Arbeiten, verständig, gehorsam, nicht langzüngig[3] und zanksüchtig, sondern kurzzüngig, schweigsam und die Fehler des Ehegemahls vor andern zudeckend[4].

Glaubt man nach reiflicher Überlegung die köstliche Perle erspäht zu haben, so werden die nötigen Schritte zu ihrer Erwerbung getan. Unter der Hand wird der Vater des Mädchens durch eine neutrale Person sondiert, und wenn die Anzeichen günstig sind, so begibt sich an einem festgesetzten Tage der Vater des Jünglings von zwei oder drei Freunden begleitet in das Haus des gewünschten Mädchens. Die Brautwerber werden mit Wort und Tat aufs freundlichste empfangen, über das Befinden befragt, mit allerlei schmeichelhaften Ausdrücken als „wie ist es geschehen 2c, daß ihr uns mit eurem Besuch beehrt habt," bekomplimentiert und endlich mit dem obligaten Täßchen Kaffee bewirtet. Erst wenn dieses mit Bedacht geschlürft ist, darf zur Tagesordnung übergegangen werden, wie überhaupt bei allen Zusammenkünften das Täßchen Kaffee den Übergang zur Besprechung einer Angelegenheit bildet. Der beredteste Brautwerber bringt den Zweck des Besuches etwa so zur Sprache: „O Vater des ʻAli, wir sind gekommen, um mit dir über eine Angelegenheit zu sprechen, aus welcher Gutes ersprießen wird; wir sind gekommen, deine Tochter ḥaßne als Braut für den Sohn des abu maḥmūd zu erbitten." Nachdem noch die Vorteile einer ehelichen Verbindung und die guten Eigenschaften der beiden jungen Leute hervorgehoben worden sind, gewährt der Vater schließlich die Bitte mit den Worten: „Alles soll nach eurem Wunsche geschehen, das Mädchen ist eure Tochter, sie steht zu eurer Verfügung." Ob auch das Mädchen mit diesem Handel einverstanden ist, darum kümmert man sich nicht. Würde man es fragen: „Willst du mit

---

[1] ʻujūn mit̲l il-ṛasāl [2] mit̲l il-fänāǧīn. [3] ṭauīlet il-lißān [4] toßtor

diesem Manne ziehen" (1 Mo 24,58), es dürfte nicht nein sagen, und es gälte als eine Schande, wollte es gar seine Zuneigung zu einem jungen Manne zum Ausdruck bringen. Ein anständiges, sittsames Arabermädchen soll in dieser Hinsicht ein unbeschriebenes Blatt sein, und, um seine Meinung befragt, stets zur Antwort geben: wie mein Vater, wie mein Bruder will. Wie es scheint, hatten schon in alter Zeit die Brüder ein gewichtiges Wort bei der Verheiratung einer Schwester mitzusprechen (1 Mo 24, 50; 34,11).

Einige Zeit nach der Brautwerbung[1] findet die Verlobung[2] in Gegenwart der Eltern und einiger Freunde, als der geladenen Zeugen, im Hause der Braut statt. Der Bräutigam kann anwesend sein, die Braut darf sich aber nicht sehen lassen. Die Verlobung gilt im Morgenlande als eine fast ebenso entscheidende Handlung zur Begründung der Ehe wie die Hochzeit selbst und ist stets mit einem religiösen Akt verbunden. Der wichtigste Gegenstand der Verhandlungen dieses Tages ist die Feststellung des Kaufpreises[3] der Braut, der Mitgift oder Morgengabe[4]. Die zu zahlende Summe schwankt zwischen 4000 — 10000 Piaster und hängt von dem Ansehen der Familie, von den Eigenschaften, der Gestalt und dem Alter des Mädchens ab. Den Löwenanteil der Kaufsumme behält der Vater; für den Rest werden der Braut Kleider und Schmuck[5] gekauft. Letzterer besteht aus den Geld- und Silbermünzen der Kopfbedeckung (S. 51), aus Ohrgehängen, Ringen und Armbändern. Den Schmuck trägt die Braut zum erstenmal, wenn sie dem Bräutigam zugeführt wird. Ihr Herz hängt mit wahrhaft kindlicher Freude daran und kennt kaum etwas Lieberes als ihn. Dieses Geschmeide legt eine Frau nur in Zeiten der Trauer ab, sonst aber wird sie sich ohne dasselbe nie sehen lassen. In betrübendem Gegensatz zu dieser immer gleichen Liebe zum

---

[1] ṭalab [2] chuṭbe [3] ḥaḳḳ il-bint [4] ṣdāḳ oder mahr. [5] ṣīṛa

Schmuck steht dem Propheten Jeremia (2,32) die Gleichgültigkeit und Vergeßlichkeit Israels gegenüber seinem Bundesgott. Darum klagt er: „Vergißt doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht, noch eine Braut ihres Schleiers; aber mein Volk vergißt meiner ewiglich". Außer der Kaufsumme werden noch eine Anzahl Mäntel[1] und Feierkleider, Schuhe und Geldgeschenke für die Eltern und nächsten Angehörigen der Braut ausbedungen, die bis zum Tage der Hochzeit überreicht sein müssen. Ist dies nicht geschehen, so kann es sein, daß die Braut am Hochzeitstage solang hinter Schloß und Riegel sitzen bleibt, bis der Bräutigam auch den letzten Para und letzten Faden erstattet hat. Stundenlang wird oft gehandelt, bis die Ansprüche aller derer, die Geschenke erhalten, zufrieden gestellt sind, denn jeder möchte möglichst viel von dem Bräutigam herausschachern. Morgengabe und Geschenk (1 Mo 34,11) oder Feierkleider (Ri 14, 12) waren schon im Altertum üblich. Als Angeld[2] und Zeichen der vollendeten Verlobung überreicht der Bräutigam oder sein Vater dem Vater der Braut ein buntes Kopftuch, worin ein Taler eingewickelt ist, und worüber zuvor der Priester das Vaterunser, bei den Muslimen der chaṭīb die erste Sura des Koran ausgesprochen hat. Allgemein befriedigt scheidet man unter Glückwünschen (Tob 11,19) voneinander. Draußen auf einem Dach erheben die weiblichen Verwandten des Bräutigams ein Freudengeschrei und künden in den bekannten, Mark und Bein durchdringenden Trillern[3] dem ganzen Dorfe das freudige Ereignis an.

Manchmal findet auch ein Austausch[4] von Bräuten statt, indem zwei Väter je einen Sohn und eine Tochter in heiratsfähigem Alter haben und einig werden für ihre Söhne die Mädchen auszutauschen. In diesem Fall ist nur

[1] chal'a [2] 'arabūn [3] salṛūṭa Pl. salāṛīṭ, vgl. Kap. 30, Nr. 19.
[4] mubādäle

einiges Geld für die nötige Kleidung und den üblichen Schmuck zu zahlen.

Bräutigam und Braut sind nun durch ein festes Band, das sich nicht ohne wichtige Gründe lösen läßt, miteinander verbunden. Von einem gegenseitigen Umgang ist aber auch jetzt noch nicht die Rede. Sie dürfen sich nicht mehr sprechen und sollen sich auch nicht mehr sehen. Begegnen sie einander auf dem Wege, so wendet sie ihr Gesicht von ihm ab oder bedeckt dasselbe mit ihrem Schleier[1], wie es Rebekka tat, als sie Isaaks ansichtig wurde (1 Mo 24, 65). Löst der Bräutigam das Verhältnis aus irgend einem Grunde, außer dem einzigen, welcher ihn dazu berechtigen würde, so hat die Braut das Recht, alles, was sie von dem Bräutigam bereits erhalten hat, als ihr Eigentum zu behalten (1 Mo 20,16); löst sie dagegen die Verbindung, so hat sie das Empfangene zurückzugeben.

Drei bis sieben Tage (Ri 14,12; Tob 11,20) vor dem eigentlichen Hochzeitsfest beginnen die Zurüstungen und Vorfeiern. Die Jünglinge belustigen sich an den Abenden mit allerlei komischen Aufzügen, worin sie Schafe, Kamele, Pflüger und dgl. darstellen. Zugleich findet auf dem öffentlichen Platz eine Prozession[2] mit Händeklatschen, Freudenrufen und Feuerwerk statt. Neben einem hochlodernden Feuer führen die jungen Männer allerlei gymnastische Übungen und wilde Tänze aus, denen Männer, Weiber und Kinder bis tief in die Nacht hinein zusehen. Die Verwandten und Freundinnen der Braut begeben sich in diesen Tagen geschmückt zur nächsten Stadt, um für die Braut Kleider und andere Dinge zu kaufen. Jubelnd und singend, wie sie auszogen, kehren sie mit kostbarer Last wieder heim. Fragt man eine aus der schnell dahinschreitenden Schar nach der Ursache ihrer Fröhlichkeit, so heißt es: sie sind gegangen, um zu bekleiden[3] d. h. die Kleider der Braut zu kaufen.

---

[1] chirka [2] saḥge [3] rāḥu jikßu

Der Tag der Heimführung der Braut bildet den Schluß und die Krone aller Hochzeitsfeierlichkeiten. Er ist bei den Muslimen zugleich der große Rüsttag, während die Christen die Vorbereitungen für die Hochzeit schon einen Tag vorher treffen und die Trauung in der Regel auf den Sonntag verlegen. Zu den Rüstarbeiten gehört die Schmückung der Braut und des Bräutigams und die Besorgung des Hochzeitsmahles. Die Braut wird von Frauen und Mädchen unter Gesang und Händeklatschen in ein öffentliches Bad geführt. Wo ein solches nicht vorhanden oder das Dorf weit von der Stadt entfernt ist, wissen sich die Leute selbst zu helfen. Im Bad wird die Braut von sachkundigen Weibern durch Einseifen, Reiben und Waschen mit heißem und kaltem Wasser fleißig bearbeitet und — wie es bei den Städtern Sitte ist — ihr schließlich mittels einer aus Honig, Zucker und andern Ingredienzien bereiteten pechartigen Masse die Härchen am Leibe ausgerupft[1]. Unter Tanz und Gesang von dschälue-Liedern (Kap. 30, Nr. 23 und 24) geht dann die Schmückung und Ankleidung[2] der Braut vor sich. Das Haar wird geflochten, die Augen mit Schminke[3] bestrichen, die Finger und Nägel mit henna (S. 52) gefärbt und die ganze Person mit all' ihrem Schmuck bekleidet[4] (Jes 61, 10).

Auch im Hause des Bräutigams herrscht reges Leben. Auf einem Stuhle sitzend wird er vom Barbier rasiert (Kap. 30, Nr. 20), wobei die Dorfjugend allerlei Possen aufführt, und hernach in Gegenwart der Freunde angekleidet, während die Frauen der Verwandtschaft auf dem Dache singen. Schon hier waltet der „Freund des Bräutigams" (Joh 3, 29), der Hauptzeuge bei der Trauung, der Festordner und Zeremonienmeister seines wichtigen Amtes. Er ist nach dem Bräutigam und der Braut die Hauptperson am Hochzeitstage. Seinen

---

[1] tḥaſſufu [2] tälbiße [3] kuḥl [4] man sagt: en-nißuān bitgalli‿l-ʿarūß [5] schbīn oder uakīl.

Anordnungen hat sich jedermann zu fügen. Er ist mit dem hingebendsten Eifer für den schönen Verlauf des Festes besorgt und kennt keine größere Freude als das heitere Gesicht des Bräutigams zu sehen und seine jubelnde Stimme zu hören. Mit der Heimführung der Braut in der Hochzeitsnacht geht aber auch seine Aufgabe zu Ende, und er tritt gleich wie die Hochzeitsgäste in den Hintergrund. Darauf spielt Johannes der Täufer in den Worten an: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen" (Joh 3, 30).

Zur bestimmten Stunde der Trauung[1] bewegt sich bei den Christen ein Hochzeitszug zur Kirche, voran die Männer mit dem Bräutigam in der Mitte, dahinter die Braut dicht verschleiert und in ihren Feststaat gehüllt, auf einer Stute sitzend und von singenden Frauen begleitet. Bei der Trauung wie bei der Verlobung beruht die Giltigkeit der ehelichen Verbindung auf der Gegenwart der Zeugen[2], weshalb weder die Civil- noch die Kirchenbehörde irgend welche gesetzmäßige Eheschließung oder Aufzeichnung macht. Bei den Muslimen wird die Trauung[3] vor dem Richter[4] oder dem Religionslehrer[5] durch zwei Männer als Stellvertreter von Bräutigam und Braut vollzogen, und der Umzug der Braut auf einer Stute wird nur von den Frauen veranstaltet.

Nach dem Austritt aus der Kirche wird die Braut unter den Freudentrillern der Frauen in ihr elterliches Haus geleitet und der Bräutigam mit einer saffe d. h. mit Gesang und Händeklatschen der Männer empfangen und gewöhnlich in ein Nachbarhaus geführt, da das Brautpaar sich erst in der Nacht im neuen Heim einfindet. Den Eltern und dem Bräutigam wird von allen Seiten gratuliert, entweder nur: Gesegnet[6] möge dir die Hochzeit sein, o Bräuti-

---

[1] iklīl eig. teklīl = Krönung [2] daher das Wort: die Bedeutung liegt in den Zeugen [3] ʻaḳd en-nikāḥ = Knüpfung der Ehe. [4] ḳāḍi [5] chaṭīb [6] mbārak, jā ʻarīß, inschállah tithanna uitschūf il-chēr ʻala aḳdāmiha!

gam, oder noch mit dem Zusatz: mögest du wohlgemut sein und mögest du Gutes sehen, wohin sie (die Braut) ihre Schritte lenkt! Der Rest des Tages ist dem Vergnügen gewidmet. In festlichem Zuge begibt sich die junge Mannschaft mit dem Bräutigam hoch zu Roß auf einen freien Platz vor dem Dorf. Voran der Festordner mit gezücktem Schwert in der Rechten und nur mit einem leinenen Hemd begleitet unter langsamen Hin- und Herbewegungen (2 Sa 6, 14). Ihm folgt ein Trupp Männer, nach deren taktmäßigem Klatschen, das stets die letzte Silbe des Ausrufes ḥomidâ trifft, sich der Tänzer in seinen Bewegungen richtet. Fortgesetztes Schießen aus Flinten und Revolvern mitten aus dem Zug heraus und das Stimmengewirr der begleitenden Jugend verursacht einen wahren Höllenlärm. Auf dem Platz angekommen wird ein Tanz veranstaltet und dann zeigen die Schützen ihre Kunst im Scheibenschießen[1]. Ein aufgerichteter Stein mit einem schwarzen Ring in der Mitte ist das Ziel. Von dem etwa 50 m entfernten Stand schießen die Schützen liegend oder sitzend. Jeder Treffer wird durch einen Triumphgesang gelobt. Jung und alt ergötzt sich an dem Schauspiel, bis der Festordner das Zeichen zur Rückkehr gibt.

Die Nacht bricht ein. Unter erneuten Tänzen, die nicht ohne kriegerisches Gepränge vor sich gehen, beginnt der große „Schlußakt" der Hochzeit.

Erste Szene: Eine stattliche Anzahl von Hochzeitsgästen hat sich allmählich auf einer großen Terrasse eingefunden, denn jeder Dorfbewohner, der nicht in Feindschaft mit den Familien der Brautleute lebt, ist auch uneingeladen willkommen. Bisweilen sind auch Schechs von den Nachbardörfern geladen und bringen Geschenke dar. Den Höhepunkt für die meisten Gäste bildet das nun folgende Abendessen[2] oder Hochzeitsmahl. In Gruppen geschart sitzen die Männer in

[1] ḍarb il-ʿalâm [2] el-ʿascha

doppelreihigen Kreisen um große Schüsseln, mit Bergen von Reis und Fleischstücken belegt und mit Fleischbrühe getränkt, und fallen nun mit wahrem Heißhunger über den seltenen Leckerbissen her. Der Festordner und einige junge Leute bedienen die Gäste, reichen ihnen von neuem Reis und Fleisch und ermuntern zum Essen. Sind die Vorderen fertig, so rücken die Hinteren in die Lücken. Der Rest der Speisen wandert zu den Frauen. Nach beendigter Mahlzeit sitzt man vergnügt zusammen, läßt sich ein Täßchen Kaffee und etliche Cigaretten schmecken; auch trägt einer der Barden ein Kriegs- oder Liebeslied vor.

Zweite Szene: Der Festordner breitet ein Tuch vor sich aus und schickt sich an, die Hochzeitsgaben[1] für das Brautpaar in Empfang zu nehmen. Einer nach dem andern der Verwandten und Gäste opfert eine kleinere oder größere Gabe auf dem Altar der neugeschlossenen Ehe. Ein Ausrufer, dem der Festordner den Betrag der Gabe nennt, verkündet mit Stentorstimme etwa folgendes: „Gott[2] möge dir's vergelten, o Mansur, Sohn des Hasan; es sind 6 Piaster, sie sind gegeben zu liebe (eig. auf den Kopf) des Bräutigams (bzw. des Schechs oder dieser Gesellschaft, groß und klein)"! Jede Gabe muß wenigstens dreimal ausgerufen werden unter Anwünschung des Segens, Nennung des Gebers und dessen, dem zu liebe sie gereicht wurde. So geht es fort, bis alle ihren Tribut entrichtet haben und der arme Herold sich fast heiser geschrieen hat. Nicht selten geschieht es, daß ein Geber seine Gabe in mehreren Geldstücken nacheinander gibt, damit sein Name zu wiederholtenmalen ausposaunt wird (Mt 6,2) oder daß der Ausrufer in prahlerischer Weise 50 Piaster verkündigt, obgleich es nur fünf sind, wenn er sie

---

[1] nḳūṭ [2] chalaf allāh 'alēk, jā manṣūr ibn ḥaßan; ua hinne ßitte ḳrūsch, ua hādi mḥabbe birāß el-'arīß (bzw. birāß esch-schēch oder birāß hag-gālse eṣ-ṣrīr uatschbīr [fellachisch])!

unter allgemeiner Heiterkeit dem Kassierer übergibt. — Diese Gaben betrachtet man als eine Art Darlehen, das man unter ähnlichen Umständen zurückerstattet, und wobei man genau darauf achtet, wieviel jede Familie beigesteuert hat. Bei den Christen findet sich diese Sitte nicht; hier drücken die Gäste beim Abschied dem Bräutigam oder der Braut ein Geldstück in die Hand.

Dritte Szene und effektvolles Finale des ganzen Hochzeitstages: Schrille, gellende Triller (Kap. 30, Nr. 24) ertönen über die Häuser des Dorfes, und Fackelschein erleuchtet die Dunkelheit. Schon hallen die Berge von den Freudenschüssen des Bräutigams wider, und aus dem Hause ihrer Eltern tritt die Braut, um unter den Gesängen und Jubelrufen der Frauen in ihr neues Heim geführt zu werden. Sie ist in Festkleider gehüllt, dicht verschleiert und hält ein bloßes Schwert senkrecht vor dem Gesicht. Am Hause des Bräutigams angelangt gibt sie das Schwert ab, klebt etwas Sauerteig, den man ihr reicht, an ihre Stirne und an die Oberschwelle der Türe und tritt mit einem Wasserkrug auf dem Kopf in das Zimmer. Diese Handlungen sind wahrscheinlich Symbole dafür, daß die junge Frau in der Besorgung von Speise und Trank ihre Hauptaufgabe zu erblicken habe. Umgeben von den Frauen sitzt nun die Braut, immer noch vermummt, in ihrer neuen Wohnung. Es ist allmählich Mitternacht und darüber geworden. Da, plötzlich ein eiliger Bote: «Auf der Bräutigam kommt! Geht aus ihm entgegen!» Schleunigst entfernen sich die Frauen, lassen die Braut allein und gehen mit öligen Fackeln dem Bräutigam entgegen, der an der Spitze seiner Freunde erscheint. Diesen Moment hat wohl der Herr im Gleichnis von den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen im Auge (Mt 25, 6). Die Türe wird aufgetan, der Bräutigam tritt ein, entfernt den Schleier der Braut, die dem Bräutigam nun ehrerbietigst die Hand küßt und an ihre Stirne führt. Nach kurzer Beglück-

wünschung seitens der nächsten Anverwandten überläßt man das Brautpaar sich selbst und die Türe wird wieder geschlossen.

Am nächsten Vormittag schon finden sich die Eltern und nächsten Verwandten im Hause des jungen Ehepaares ein, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen und Familienfragen zu besprechen. Es wird z. B. mit größter Strenge darauf gehalten, daß ein Mädchen als Jungfrau in die Ehe komme (5 Mo 22, 17) — eine Zucht, welche der Christenheit auch wohl anstünde.

Fröhlichere Tage als die der Hochzeit kennen die Morgenländer kaum. Da kümmert sie weder das Morgen noch das Gestern, da leben sie ganz dem Heute, dessen Inhalt Freude ist. Welches Leid ihrer Hütte sich auch genaht hat, welche Not des Lebens sie auch drückt, an den Hochzeistagen herrscht allgemeiner Jubel, und die Berge hallen wider von der „Stimme der Freude und Wonne“ (Jer 16, 9, vgl. ebenso Mt 9, 15). So ist es schon vor alters gewesen, und wir verstehen, warum Jesus so gerne himmlische Freuden und Vorgänge durch solche der Hochzeit versinnbildlichte (Mt 22, 2—14; 25, 1—13).

Kapitel 9.

Die Stellung der Frau.

Es ist eine altorientalische Vorstellung, daß das Weib als ein untergeordnetes Wesen oder als unebenbürtige Lebensgefährtin des Mannes gilt. Diese Anschauung wurde vom Islam aufgenommen, und sie findet sich in der Stellung des Weibes von der Wiege bis zum Grabe ausgeprägt.

Bei der Geburt wird das Mädchen wenig beachtet (S. 59), und hernach läßt man es ohne Unterricht aufwachsen. Vom neunten Lebensjahr ab gilt das muslimische Mädchen als Jungfrau und darf sich Fremden gegenüber nur noch verschleiert zeigen. Die Töchter und Frauen der Landbevölkerung beobachten dieses Gebot nicht, doch ziehen auch viele von ihnen, sobald ihnen ein Fremder begegnet, das Kopftuch blitzschnell über den untern Teil des Gesichts. Ein Mädchen wird manchmal schon im zartesten Alter einem Jüngling versprochen, jedoch erst in späteren Jahren aus dem Hause gegeben. Von einer freien Wahl ist keine Rede; bisweilen hat der Mann sein Weib vor der Hochzeit gar nicht oder nur einmal gesehen. Nach vollzogener Heirat ist es eine Hauptsache, daß das Weib ihrem Gemahl mit der nötigen Achtung begegne, daß sie gehorsam sei, ihm freundlich guten Morgen wünscht und ihm die Hand küßt. Eine gute Frau will nicht als dem Mann ebenbürtig angesehen und behandelt werden; sie bekennt, daß sie eine [u]ulīje ist d. h. des Schutzes

des Mannes bedarf. Die Städterin, seltener auch die Bauernfrau redet ihren Mann mit „mein Herr"[1] an; der Eheherr ruft seiner Frau „o Weib"[2] (vgl. hiemit die Anrede Jesu an seine Mutter, die nach orientalischem Sprachgebrauch nichts Verletzendes enthält) oder „o Verbotene"[3] oder „o Tochter der Menschen"[4] und sogar „jā ʿulik", ein Ausdruck, den man auch als Schimpfwort gebraucht. Sind beide Teile etwas liebevoller gegeneinander, so rufen sie sich auch mit ihrem Vornamen, und wenn ein Sohn vorhanden ist, so ist der Gebrauch der kunja (S. 57) sehr beliebt, also „o Mutter des Muhammed".

Die im allgemeinen übliche Untertänigkeit der Frau schließt nicht aus, daß auch im Orient die Pantoffelherrschaft ihre Blüten treibt, und es gibt manchen Haushalt, wo der Mann in allen Stücken der gehorsame Diener seiner Frau sein muß. Bei den Fellachen soll es Sitte sein, daß der Bräutigam seiner Braut, sobald sie ihm zugeführt wird, einen Schlag auf den Kopf gibt, damit er nicht von ihr beherrscht werde. Im großen Ganzen aber ist die Frau die Dienerin des Mannes, wenn auch nicht gerade „Sklavin", obschon sie gekauft ist. Sie ist zufrieden, wenn sie der Mann als ein noch nicht zur vollen Reife des Verstandes gelangtes Kind behandelt. Dementsprechend hat der Mann für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, im Unterlassungsfall kann die Frau auf Rechnung des Gatten Schulden machen, ja ihn sogar auf Erfüllung seiner Pflicht anklagen. Die Frau darf über ihren Brautschatz und ihre sonstigen Habseligkeiten frei verfügen und kann den Ertrag aus der Hühnerzucht nach ihrem Ermessen für die Familie verwenden. Der Mann soll sein Weib freundlich behandeln, darf sie aber freilich auch züchtigen. Die Frau darf ohne Erlaubnis

---

[1] jā ßīdi [2] jā mara [3] jā ḥurme, was mit der Unantastbarkeit des Weibes zusammenhängt (S. 100, Mitte) [4] jā bint en-nāß

des Gatten das Haus nicht dauernd verlassen, sie hat dagegen das Recht, wöchentlich einmal ihre Eltern bei sich zu empfangen. Die Moschee darf sie während der Gebetszeiten nicht betreten (denn Religion ist Sache der Männer), männliche Besuche darf sie nicht empfangen.

Hier mag auch ein kurzes Wort über Erbangelegenheiten eingeschaltet werden. Das väterliche Erbe geht auf die Söhne über, die die Schwestern, solange sie unverheiratet sind, nach altem Herkommen zu erhalten haben. Erst wenn die Söhne sich verheiraten, wird das Erbe geteilt, wobei ein Mädchen die Hälfte des Anteils eines Sohnes erhält. Ein Erbe darf seinen Teil der väterlichen Hinterlassenschaft erst vom Zeitpunkt seiner Mündigkeit ab verkaufen.

Wir sehen, das Weib steht fast rechtlos da. Noch mehr gilt dies bezüglich der Ehescheidung. Der Mann braucht bloß die Scheidungsformel auszusprechen, und die Scheidung ist gültig; die Frau aber kann die Scheidung weder beantragen noch vollziehen. Auf Grund des Schwurs, der die Formel einleitet, wird die Scheidung bindend. Die Frau muß alsbald den Mann verlassen; sie kehrt zu ihren Angehörigen zurück. Diesen in der Zorneshitze ausgesprochenen Worten folgt die Reue meist auf dem Fuße nach. Der Mann hat weder Lust noch Geld sich wegen eines übereilten Schwures eine neue Frau zu kaufen oder die Sorge für die vorhandenen Kinder zu übernehmen, wie anderseits die Frau diese nur schweren Herzens zurückläßt. Darum liegt es in beider Interesse sich wieder zu vereinigen und Sache des Mannes ist es, dies zu veranlassen. Die Scheidungsformel lautet: »uallāhi, ʻaleiji‿ṭ-ṭalāḳ bit-tälāte (mit oder ohne minnik)!« Der lakonische Ausdruck »bit-tälāte« bezieht sich auf die Religionsrichtungen (S. 10), und die Formel selbst will besagen: »Bei Gott sei's geschworen, ich muß mich von dir auf Grund der Satzungen der drei Religionsschulen scheiden!« Der Sekte, zu welcher der Ehescheider gehört, wird zwar nicht

namentlich gedacht, doch ist es selbstverständlich, daß die Frau auch auf Grund seiner eigenen Sekte geschieden ist. Der Mann begibt sich nun zu einem Richter, um eine fatua d. h. eine rechtskräftige, schriftliche Entscheidung, die ihm erlaubt, die Frau wieder zu sich zu nehmen, zu erwirken. Der Richter sucht mit Hilfe der Gesetzesauslegungen der vier Schulen einen Ausweg, der den Eidschwur hinfällig macht und die Wiedervereinigung der Geschiedenen rechtskräftig erscheinen läßt. Ein Zusammenkommen der Gatten auf Grund einer solchen Fatua ist zweimal gestattet; bei einer dreimaligen Scheidung bedarf es eines mußtahill d. h. eines andern Mannes — wozu gewöhnlich ein Blinder ausersehen wird, — der mit der Frau eine eintägige Ehe eingeht, worauf die Vereinigung der beiden Gatten, erfolgen kann. Erschwert und ebenfalls nur durch einen mußtahill möglich, wird die Aufhebung der Scheidung, wenn zu der obigen Formel noch die Worte hinzugefügt worden sind: »ua kull maḥál lat tiḥram« d. h. jedesmal, da sie mir durch eine Fatua als rechtmäßige Frau zugesprochen wird, sei sie mir doch versagt[1].

[1] Mit welchen Mitteln eine fatua die Scheidung rückgängig machen kann, möge folgendes Beispiel dartun. Ein Muhammedaner sah eines Tages seine Frau auf einem Baum, wo sie Früchte pflückte. Erzürnt, sie ohne Beinkleider anzutreffen — es war eine Städterin —, sprach er folgende Scheidungsformel aus: »uallāhi, 'aleiji‿ṭ-ṭalāḳ bit-tālāte minnik, mā btinsli bālā‿l'bāß ualā ḥáda bināulik libāß d. h. Bei Gott, du bist geschieden, doch sollst du nicht ohne Beinkleider herabsteigen, noch darf dir jemand welche reichen!« Bald wurde es ihm klar, welches Verhängnis er über sich und seine Frau heraufbeschworen hatte, welche verurteilt war, auf dem Baum zu bleiben. In seiner Not holte er sich eine fatua, welche entschied: „Im Koran steht geschrieben ua ǵa'ala lina en-nehāra ma'āschan ua‿l-leila libāßan d. h. und er (Gott) hat uns den Tag zur Besorgung des Lebensunterhaltes und die Nacht zum Gewand gegeben. Die Finsternis der Nacht vertritt die Stelle des fehlenden Kleidungsstückes deiner Frau, und deine Frau darf nach Einbruch der Nacht vom Baum steigen, ist wieder deine rechtmäßige Gattin, und dein Schwur ist eingelöst.

Ein Krebsschaden des Familienlebens ist die Polygamie, die zwar ebenfalls eine alte Sitte des Orients ist, aber vom Koran ausdrücklich sanktioniert wird, wenn auch mit der Einschränkung: „Nehmt nach Gutbefinden nur eine, zwei, drei, höchstens vier Frauen. Fürchtet ihr aber, nicht gerecht sein zu können, so nehmt nur eine oder haltet euch Sklavinnen, die ihr erworben habt". Glücklicherweise wird von dieser Einräumung 2—4 Frauen zu haben, kein ausgiebiger Gebrauch gemacht, denn schon aus ökonomischen Gründen können sich die meisten den Luxus mehrerer Frauen nicht gestatten d. h. sie kaufen, ernähren und kleiden. Dagegen ist es häufig der Fall, daß sich vornehme Muslimen Konkubinen[1] halten; auch in Jerusalem ist dies nicht selten. Beim Mittelstand aber und der Landbevölkerung ist Monogamie die Regel.

Jedem abendländischen Beobachter auffallend ist das Verhalten, welches der Mann dem Weib gegenüber in der Öffentlichkeit an den Tag legt. Eine respektvolle Scheu vor dem Weib kennzeichnet den muslimischen Orient. Es wird z. B. kein Mann es wagen, eine fremde Frau durch verletzende Reden zu beleidigen oder gar sie anzufassen, auch wenn sie auf frecher Diebestat ertappt worden wäre. Er müßte gewärtig sein, daß der Frau alsbald ein Rächer, und wenn es sein muß ein blutiger, in der Person irgend eines Muslims erstehen würde. Dieses Gefühl für die Unantastbarkeit des Weibes haben schon die Knaben. Ich mußte schon im Stillen lächeln, wenn ich zusah, wie ein Schüler des Syrischen Waisenhauses ein den Hof unbefugt betretendes Fellachenweib hinauszubugsieren versuchte. Während er einen Fellachen kurzerhand faßt und hinausschiebt, geht er bei einer Frau mit «süßem und mit bitterm Wort» um sie her und darf sich endlich glücklich schätzen, wenn er das Feld

[1] ġārije Pl. ġauāri oder häufiger ßirrīje Pl. ßarāri

behauptet. Das weibliche Geschlecht steht in Hinsicht auf seine sittliche Ehre viel unangefochtener da als im Occident. Entehrte Jungfrauen und uneheliche Kinder gibt es fast nicht. Wehe der Jungfrau, die es sich einfallen ließe, ihr heiligstes Gut, ihre Reinheit preiszugeben! An dem Tag, wo sie ihre Schande nicht mehr verbergen kann, wird sie »abgeschlachtet« oder lebendig eingemauert. Trotz alledem ist die eheliche Sittlichkeit nur eine relativ strenge. Die Orientalin ist tugendhaft, aber nicht immer aus Keuschheit[1]. In beiden Fällen, sei's daß der Mann auf ehebrecherischem Wege wandelt, sei's daß die Frau gegen den Willen desjenigen, auf den sie es abgesehen hat, mit buhlerischen Gedanken umgeht, steht der Mann in höchster Gefahr, insofern es der Frau ein Leichtes ist, sich beidemale als die Angegriffene hinzustellen. Wenn sie, wie ehedem Potiphars Weib die Stimme erhebt oder die Sache ruchbar geworden ist, so fühlen sich die Männer der betreffenden Sippe berufen, die Schande durch den Vollzug der Todesstrafe an dem Missetäter zu rächen. Diese Verhältnisse mögen wohl auch einiges Licht auf die Handlungsweise eines Isaak (1 Mo 26,7) und die Antwort Abimelechs (Vers 10) werfen.

Der Umstand, daß der Orientale weder der Moralität des Mannes noch des Weibes trauen kann, trägt nicht nur dazu bei, solch bestialische Maßregeln wie die obige für notwendig zu erachten, sondern auch das Weib vom öffentlichen Leben völlig auszuschließen oder als nicht vorhanden zu betrachten. So erklärt sich die vielleicht schon alte Sitte (Mk 7,4), daß die Einkäufe von Fleisch, Gemüse u. dgl. von den Männern besorgt werden, und so kann man jeden Tag, wo nicht gerade ein Diener vorhanden ist, manchen Hausherrn zwecks Einkaufs mit oder ohne Korb auf dem

---

[1] In üblem Ruf stehen die Frauen der Ebene, besonders die von ʿāḳir, dem alten Ekron.

Markt einhergehen sehen. — Bei einem Besuch im Hause eines Muhammedaners muß man nach dem Anklopfen kurze Zeit an der Türe warten und rufen: „Unter den Schleier, o Frauen“[1], damit sich diese in die inneren Gemächer zurückziehen können. Die Frau hat sich auf den Verkehr mit ihresgleichen zu beschränken und hat bei männlichen Besuchen im Frauengemach zu bleiben. So hatte auch Sarah ihren eigenen Raum (1 Mo 24,67) und durfte bei dem Besuch der drei Männer bei Abraham nicht erscheinen (1Mo18).

So abgeschlossen von aller Welt führt die Muhammedanerin der höheren Stände kein beneidenswertes Leben. Ihre einzige Aufgabe besteht darin, dem Gatten einen Sohn zu schenken, für sein Essen Sorge zu tragen und ihm zu gefallen. Nur als Mutter eines oder einiger Söhne hat sie Freude und genießt Anerkennung. Das Mutterglück ist der einzige volle, warme Sonnenstrahl in ihrem Leben; höhere, geistige Freuden kennt sie nicht. Fehlt der Sohn, so kommen Nebenfrauen und damit Hader und Neid (1 Sa 1,6). Für echte Häuslichkeit hat die Orientalin keinen Sinn, und Arbeiten ist nicht ihre Passion; die Küche besorgt häufig eine Dienerin. Den größten Teil des Tages bringen die Frauen mit Plaudereien, süßem Nichtstun, Rauchen auf dem Divan, mit Spaziergängen und Besuchen der Verwandten und Bäder zu und nicht zum letzten mit Putzen, Schmücken und Schminken.

Die Eitelkeit der Stadtfrauen geht auf Erlangung seidener Kleider, Hemden, Tücher, wertvoller Stickereien, kostbarer Ohrgehänge, Hals- und Armbänder. Als eine ihrer Hauptpflichten sieht die Orientalin an, dem Manne zu gefallen. Zu dem Zweck wirft sie sich gegen Abend in Staat, schmückt das Haar mit Goldschaum, Blumen und Blättern[2] und empfängt als echte Kokette den Eheherrn. Die arabi-

---

[1] taḥt eß-ßtār, jā ḥarīm! oder häufiger «jā ßättār o Zudecker» oder jā laṭīf [2] zusammen schakle genannt.

schen Frauen sind oft hübsche Erscheinungen; sie altern aber früh, und so ist es um so begreiflicher, daß sie zu allerlei Schönheitsmitteln greifen.

Welcher Art das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern einerseits und der Erziehung der Kinder anderseits sein wird, ist aus dem Gesagten leicht zu entnehmen. Ein Familienleben, wo die Eltern keine autoritative Einheit bilden — denn die Frau nimmt ja eine minderwerte Stellung ein —, wirkt in ähnlichem Sinn auf die Kinder. Daher die Antwort einer Mutter, der man den unbändigen Trotz ihres Sohnes vorhielt: „Ich kann dem Knaben nichts befehlen, denn er ist mein Erstgeborner und hat seinen eigenen Willen". Da die arabische Mutter in ihrer Jugend weder Unterricht noch Erziehung genossen hat, so ist sie selbst ungebildet und unerzogen. Zu diesem Mangel gesellen sich noch weitere Übelstände, die schädigend auf das Gemüt der Kinder einwirken. Diese haben täglich das eifersüchtige, zänkische und klatschsüchtige Leben der Frauen vor Augen. Alles, selbst die unpassendsten Dinge werden unverhüllt erwähnt. Der Mangel an Zartgefühl, der unter den Orientalinnen herrscht, ist für Europäer sehr befremdlich. Er zeigt aber nur, daß die Morgenländerin, wie schon erwähnt, oft nur eine äußerliche Tugendhaftigkeit durch Verhüllung kennt, daß sie im übrigen aber der Veredlung ihres Charakters und Wesens leider sehr entbehrt.

Ob die orientalische Frau ihre Stellung als eine unglückliche fühlt? Wir möchten es verneinen, denn von Jugend auf weiß sie es nicht anders und nimmt darum die Unterordnung, Abgeschlossenheit und das Zusammenleben in den Harems als naturgemäß und selbstverständlich hin.

Kapitel 10.

Arbeiten der Fellachinnen.

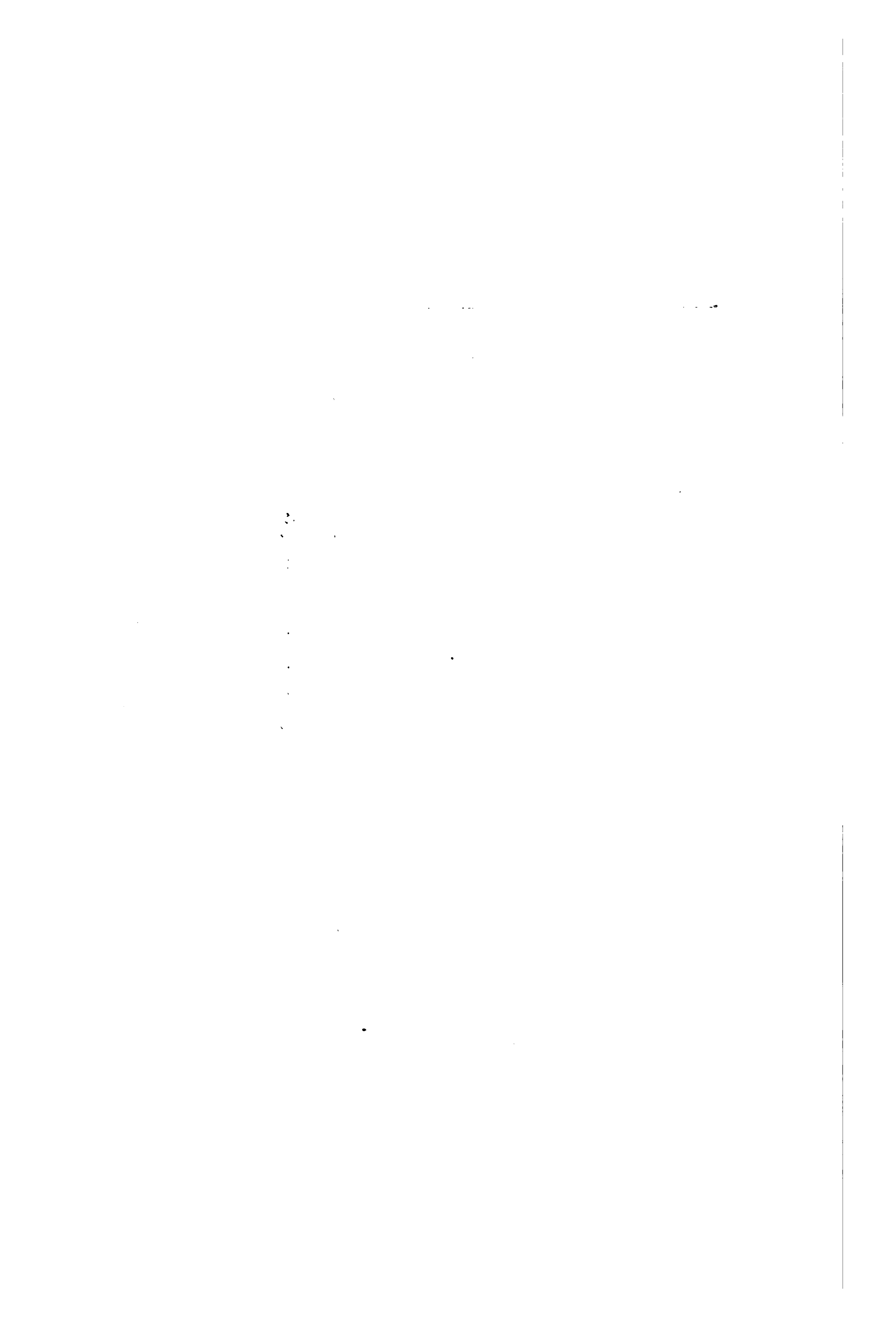
Früh morgens, meist bald nach Mitternacht, erhebt sich die Frau und entnimmt dem Getreidebehälter eine Portion Weizen, um ihn auf der Handmühle[1] zu mahlen. Diese besteht aus einem unteren runden, festliegenden Stein mit Randerhöhung und einem oberen runden, der sich um den Zapfen des ersten Steins bewegt. In das trichterförmige Zapfenloch des oberen Steines läßt die linke Hand nach und nach den Weizen fallen, indes die rechte ihn mittels eines zwischen Centrum und Peripherie angebrachten Holzgriffes in kreisende Bewegung bringt, wodurch der Weizen zwischen die beiden Steine gerät, zerrieben wird und ähnlich wie der Wein aus der Presse aus einer seitlichen Schnäuzchenöffnung auf ein Tuch rinnt. Das Reiben der Steine verursacht ein ziemlich starkes, gleichförmiges Geräusch. Die übrigen Glieder der Familie lassen sich dadurch keineswegs in ihrem Schlaf stören. Das Mahlen ist eine mühselige, 1—2 Stunden dauernde Arbeit, worin sich gewöhnlich zwei weibliche Personen ablösen, die einander gegenüber hocken, indem sie die Mühle zwischen sich haben (Mt 24, 41). Mitunter singt die Müllerin Lieblingslieder freudiger und trauriger Natur (Kap. 30, Nr. 6—18 und 35—36). Wer schon auf einer Reise frühmorgens durch ein Dorf gekommen

---

[1] ġarūsche Pl. ġauārīsch, bei den Beduinen reha.

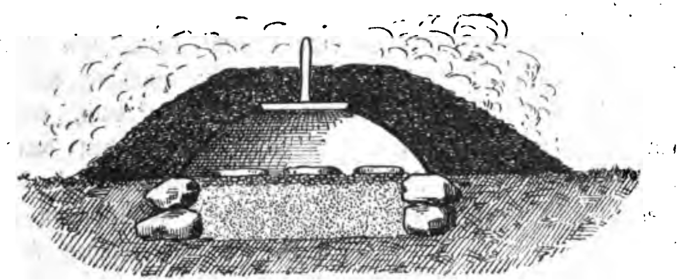


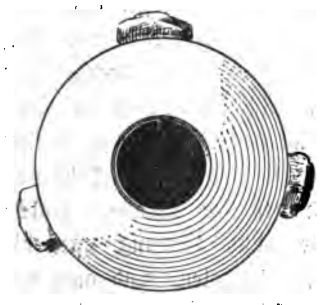
Frauen an der Mühle.



ist, der wird auch das Geräusch dieser Mühlen aus allen Häusern vernommen haben, ein liebliches Bild emsigen Fleißes und glücklicher Zufriedenheit, auf das der Prophet Jeremia (25, 10) hingewiesen hat: „und will herausnehmen allen fröhlichen Gesang . . . und die Stimme der Mühlen“. Ist das bestimmte Maß fertig, so ruhen die Frauen noch ein Weilchen bis zum Morgengrauen, worauf die eigentliche Tagesarbeit beginnt.

Diese besteht zunächst im Backen des täglichen Brotbedarfs. Die Fellachen lieben es, stets frisches Brot zu haben; außerdem würden die tellergroßen, dünnen Fladen[1] schon nach einem Tag zu hart werden und nicht mehr schmackhaft sein. Das am frühesten Morgen gemahlene Mehl wird erst am Abend des Tages zu Teig gemacht. Das Bauernweib





Backofen (ṭābūn).

kriecht in den Backofen (S. 43) und läßt sich im Hintergrund nieder. Vor ihr ist eine Lehmschüssel von 1/2 m Durchmesser, deren Boden mit kleinen, geschwärzten Kieselsteinen[2] belegt ist, und die ein ebenfalls aus Lehm geformter Deckel[3] mit Handgriff beschließt. Sie schüttet

---

[1] erṛīf Pl. ruṛfān [2] rạḍif oder ḥiṣa [3] ṛaṭa oder ṣmāme.

eine gute Portion Kuhmist auf die zugedeckte Schüssel, zündet an und verläßt den Raum. Bald dringt aus den Öffnungen aller Backöfen des Dorfes ein übelriechender Qualm und lagert sich über den Häusern. Nach längerer Zeit sind sowohl Schüssel wie auch Kieselsteine glühend heiß, und der Backprozeß kann beginnen. Vorsichtig wird die Asche vom Deckel entfernt, und aus einer bereitstehenden Schüssel entnimmt die Bäuerin eine Hand voll Teig, den sie mit staunenswerter Geschicklichkeit zu einem pfannkuchenartigen Fladen formt, und deren sie etwa fünf auf die Kieselsteine legt, worauf sie den Deckel wieder an seine Stelle setzt. In wenigen Minuten kann sie fertige Brotkuchen herausnehmen, die sehr schmackhaft sind. Nach beendigtem Backen wird die noch glühende Asche über die wieder zugedeckte Schüssel gebreitet und so der Ofen beständig warm erhalten.

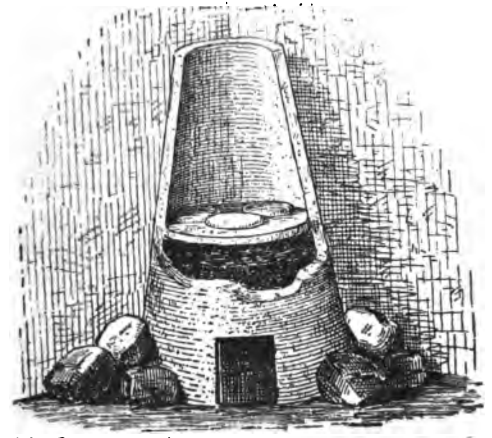
Die Beduinen des Ostjordanlandes[1] haben wie schon die Israeliten (3 Mo 2, 5; 1 Chr 9, 31) eine gewölbte, eiserne Platte[2], die mit dem Rand auf drei Steinen[3] ruht, durch ein Feuer unter ihr erhitzt und dann mit Fladen belegt wird. — Noch primitiver ist das Verfahren bei der Bereitung des »ungesäuerten« Brotes, wenn die Beduinen auf der Reise oder in Zeiten der Eile sind. Sie zünden über einer Anzahl kleiner Steine, die im Kreise ausgebreitet sind, ein Feuer an, legen einige Handvoll Mehl und etwas Salz auf einen glatten Stein, gießen Wasser dazu, kneten einen Teig und formen Fladen daraus. Sind inzwischen die Steine genügend erhitzt, so räumt man das Feuer weg, breitet die Fladen auf die Steine, bedeckt sie mit heißer Asche und nimmt sie nach einigen Minuten gebacken heraus. Solche »ungesäuerte Kuchen« d. h. Brote ohne Gärung aßen die Kinder Israel auf ihrem Zug aus Ägypten, und auch Lot (1 Mo 19, 3) und Sarah (1 Mo 18, 6) haben sie in aller

---

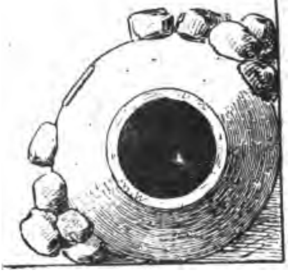
[1] auch manche Libanoniten. [2] ṣāğ [3] ein solcher Steinherd heißt mōḳade

Eile gebacken und ihren Gästen vorgelegt. Auch dieses Backverfahren dürfte schon sehr alt sein (vgl. 1 Kö 19, 6 „ein auf Glühsteinen gebackener Kuchen").





Im Libanon besteht der Backofen aus einem freistehenden Lehmcylinder mit einer Öffnung oben und einem Schürloch unten. Ist der Cylinder durch ein Feuer erhitzt, so werden die Fladen, welche in Form und Dicke unsern deutschen Nudelfladen gleichen, an die Innenwand geklatscht oder auf eine Tonplatte gelegt. Der Backprozeß geht ungemein rasch von statten.



Libanonische Backöfen (tannūr)

Das Melken der Kühe, Schafe und Ziegen ist die nächste Arbeit. Der Milchertrag wird, wenn die Dörfer nicht mehr als 2—3 Stunden abliegen, in die Stadt getragen,

wo bestimmte Kunden darauf warten. Auf diesem Gang zur Stadt haben die Frauen außer den 4 — 6 kg Milch, die in Ton- oder Blechgefässen in einem plumpen, niederen Korb auf dem Kopf untergebracht sind, häufig noch einen Säugling in einer Art Hängematte auf dem Rücken zu tragen.

Andere Frauen entnehmen um die Zeit des Spätnachmittags den Gartenbeeten die für den Markt reifen Erzeugnisse und tragen sie am nächsten Morgen hochgetürmt im Korb zur Stadt. Wieder andere, deren Dorf keine für Bewässerung ausreichende Quelle hat, bringen Baumfrüchte oder Geflügel, oder sie sammeln im Frühling Feldblumen und solche wildwachsende Pflanzen, von denen das hiesige Volk mit Vorliebe Gemüse und Salat bereitet. Zu einer Zeit, da die Gemüse und das Obst rarer sind, begeben sich viele in die beholzten Berghalden, suchen nach dürren Baumästen, schneiden Buschholz ab und tragen es mühsam stundenweit zur Stadt, oder sie verschaffen sich durch den Verkauf kleiner Quantitäten Oliven von ihrem Wintervorrat einiges Taschengeld.

Alle diese, die Gemüse- Obst- Eier- Geflügel- und Holzverkäuferinnen, sitzen zu beiden Seiten der Marktstraße hinter ihren Körben, in denen sie ihre Waren präsentieren. Bringen sie dieselben nicht an den Mann, so überlassen sie sie um einen Pauschalpreis dem Händler oder suchen sie durch Hausieren abzusetzen. Mit dem Erlös machen sie manchmal einige Einkäufe für die Familie und ziehen, womöglich in Freundschaften gesondert, heimwärts. Unterwegs tauschen sie in lebhafter Unterhaltung die Resultate ihres Handels aus, schlagen ihr Lieblingsthema „Geld“ in allen Variationen breit oder plaudern von Stadtneuigkeiten. Daheim freuen sich die Kinder auf die Rückkunft der Mutter und sind gespannt, was diese an Eßwaren und sonstigen Einkäufen mitbringen wird. Noch größere Freude aber erfüllt sie, wenn sie selbst einmal die Mutter begleiten und die Herrlichkeiten der Stadt schauen dürfen.



Zum Markt ziehende Fellachinnen.

Diejenigen Frauen, die keine Veranlassung haben, sich in die Stadt zu begeben, sowie die älteren und kränklichen besorgen den Tag über das bescheidene Hauswesen. Sie geben auf die Kinder acht oder richtiger, sie lassen dieselben nach Herzenslust im Staub sich tummeln und voller Schmutz aufwachsen; sie flicken notdürftig ihre Kleider, spinnen die Schafwolle und Ziegenhaare, reinigen den Weizen und begeben sich zur Quelle, um Wasser zu holen und Kleider zu waschen. Dabei haben die Wäscherinnen einen breiten, glatten Stein vor sich, auf welchem ein Kleidungsstück zusammengeballt ist, auf das die eine Hand fortwährend mit einem wellholzartigen Prügel losschlägt, während die andere es wendet und besprengt. Hin und wieder hält sie ein, windet das also traktierte Stück aus und fährt mit der vorigen Prozedur, meist ohne Seife und Lauge, solange fort, bis an Stelle des ersten, schmutzigen Ergusses sich allmählich reines Wasser auswinden läßt.

Je nach der Jahreszeit liegt den Frauen noch eine Menge anderer Arbeiten ob. Im Frühling bereiten diejenigen, welche die Milch nicht verkaufen können, Butter, Sauermilch und Kischk (Kap. 15) daraus.

Zu verschiedenen Malen im Sommer begeben sich die Frauen auf die Suche nach den Excrementen des Viehes, tragen sie in Säcken nach Hause, rühren einen Teig daraus und formen sie mit den Händen zu tellergroßen, scheibenartigen Kuchen[1], die sie auf Dachterrassen oder an Mauerwände angeklatscht von der Sonne trocknen lassen, worauf man das oben S. 106 erwähnte Feuerungsmaterial erhält.

Im Juli sieht man viele Frauen mit aufgestülpten Ärmeln wie Töpfer mit Lehm hantieren. Sie sind mit der Ausbesserung alter oder der Herstellung neuer Vorratsbehälter sowie mit der Fabrikation von Tonwaren beschäftigt.

---

[1] gälle oder ḳurṣ

Es ist ein anziehendes Bild gemeinsamer Tätigkeit: hier die Männer auf der Dorftenne beim Dreschen des Getreides, dort die Frauen auf den Dächern beim Formen irdener Wirtschaftsgegenstände. Die Getreidebehälter, Backofenteile und Herde[1] zum Kochen mit Kohlen werden aus einem Gemenge von Lehm und Häcksel hergestellt und an der Sonne getrocknet. Bemerkenswert ist, daß die Frauen der Dörfer im Norden Jerusalems auch das Töpfereigeschäft[2] ausüben. Sie verarbeiten Lehmerde mit Tonscherbenpulver (Kap. 22) und Dreschstaub[3], nehmen eine Tablette, streuen Asche darauf und formen mit großer Geschicklichkeit nur mit den Händen und einem Stäbchen allerlei Krüge, stellen sie mehrere Tage in die Sonne und brennen sie dann. Hiezu machen sie eine Vertiefung in die Erde und stellen die Geschirre darein, indem sie dieselben in getrockneten Mist, den sie wärend des Brandes nach Bedarf ergänzen, einbetten. Nach Abbrennung des Misthaufens werden die Geschirre als fertig herausgenommen. (Über die Töpferinnen des Ostjordanlandes S. 62).

Zur Feigen- Trauben- und Olivenzeit gilt es, sich für den Winter zu verproviantieren. Den Frauen liegt es ob, nicht nur Feigen zu trocknen (Kap. 14), Rosinen zu bereiten (Kap. 13), sondern auch häufig die Oliven zu pflücken und in Salzwasser einzumachen (Kap. 19). Die Fellachinnen beschäftigen sich außerdem noch mit allerlei Flechtwerken aus Stroh, Binsen und Schilf (Weiden gibt es nicht); die Städterinnen widmen sich Stickereien und Häkelarbeiten (S. 63).

Ein hartes Los ist denjenigen Fellachinnen beschieden, die aus Mangel an eigener Ernte in die Philisterebene, in die Jordanaue oder ins Ostjordanland ziehen müssen, um hier in den Monaten April bis Juni sich ihr bescheidenes

---

[1] ṭabbāch [2] das sie el-hischsch im Gegensatz zu el-fāchūra nennen [3] d. h. die feinsten, beim Worfeln weit weggewehten Strohteilchen, mūṣ genannt.

Stück Brot zu ersammeln. Sie arbeiten entweder um Taglohn oder erhalten als Mithelfer in der Ernte einen gewissen Teil des Ertrags, oder sie gehen hinter den Schnittern her und lesen wie ehedem Ruth (2, 3) Ähren auf[1], die sie jeden Abend mit einem Stein oder Holz ausklopfen.

Trotz der vielfach schweren und anscheinend vielseitigen Arbeit der Bauernweiber bleibt ihnen doch mancher Tag der Muße, wo sie zusammensitzen, plaudern und sich Ruhe gönnen können. Im übrigen weiß die Fellachin von Jugend auf es nicht anders, als daß die Arbeit ihr Los ist.



[1] laḳḳat oder ṣejjäf

Kapitel 11.

Der Kreislauf des Jahres.


em Bewohner des H. Landes ist die Vierteilung des Jahres in Frühling, Sommer, Herbst uud Winter wenig geläufig. Er unterscheidet nur zwischen der Regenzeit[1] von etwa Mitte Oktober bis Mitte April und der regenlosen oder trockenen Zeit[2] von Mitte April bis Mitte Oktober. Jene entspricht dem Winter[3], diese dem Sommer[4]; Frühling[5] und Herbst[6] sind wegen ihrer kurzen Übergänge nur dem Namen nach bekannt. Auch in der Bibel sind fast nur diese beiden erwähnt und einander gegenübergestellt, vgl. 1 Mo 8, 22; Ps 74, 17.

Da es hierzulande in erster Linie die ungleichmäßig verteilten Niederschläge[7] sind, welche Werden und Vergehen in der Natur bedingen — die nötige Wärme wäre fast immer vorhanden —, so werden wir verstehen, warum der Morgenländer den Jahreskreislauf mit dem Eintritt des ersten Regens gegen Ende September oder zu Anfang Oktober beginnen läßt. Aus demselben Grund mögen auch die Juden den Jahresanfang in diese Zeit verlegt haben. Aus 2 Mo 23, 16 und 34, 22, wonach das Laubhüttenfest auf das Ende des Jahres gelegt war, geht hervor, daß die Hebräer

[1] faṣl esch-schita [2] faṣl eṣ-ṣēf [3] schita [4] ṣēf [5] rabī‘ [6] charīf
[7] Das niederschlagreichste Gebiet ist das Gebirge, das in dieser Hinsicht ärmste das Jordantal, in der Mitte zwischen beiden steht die Küstenebene bis zum Karmel (ZDPV, Bd. XXIV, S. 35)

ihr ökonomisches Jahr von Herbst zu Herbst rechneten. Daneben bestand noch ein kirchliches Jahr, welches nach 2 Mo 12, 2 mit dem ersten Abib oder Nisan im Frühling begann.

Es ist Oktober. Das Feld ist längst leer. Der rotbraune Boden klafft in Tausenden von handbreiten Spalten und ist begierig des Himmels feuchte Gabe, den Frühregen, zu empfangen. Eines Tages türmen sich im Westen (Lu 12, 54) schwarze Wetterwolken auf. Der Landmann fürchtet sie nicht, und wenn es auch manchmal donnert, so ist er doch voll freudiger Hoffnung. Sachte träufelt anfangs das ersehnte Naß hernieder, bis es sich allmählich in reichen Güssen entladet. Nach wenigen Tagen lacht wieder der blaue Himmel hinter den forteilenden Wolken hervor und schüchtern wagen sich auch schon zarte Gräslein aus der Erde.

Anfang oder Mitte November beginnen gewöhnlich die Winterregen oder nach biblischem Ausdruck der Regen „zur rechten Zeit" vgl. Hes 34, 26 und 5 Mo 11, 14, wo neben dem Regen „zu seiner Zeit" noch der Früh- und Spätregen erwähnt sind. Orkanartige Westwinde leiten sie ein und jagen die Wolken, die nach einem oder zwei Tagen sündflutartig ihren Inhalt ergießen. Bald wälzen sich schmutziggelbe, brausende Gebirgswasser durch die Täler. Man freut sich dann im Augenblick des reichen Wassersegens, ohne zu bedenken, daß eben dieser Segen zur Ruinierung des Landes beiträgt, weil es an Terrassen und Schutzvorrichtungen gegen reißendes Wasser fehlt. Die fortschreitende Bloßlegung der Felsmassen läßt sich schon im Laufe von Jahrzehnten wahrnehmen. Manchmal regnet es acht Tage lang fast unaufhörlich, worauf wieder eine Pause mit Tagen schönen, heiteren Sonnenscheins eintritt. Alsbald sproßt und grünt es aller Orten, wo nur eine Handvoll Erde liegt. Krokus, Gänseblümchen, Scilla, Clematis und Narzissen strecken als erste Boten der Flora ihre Köpflein empor.

Die niederschlagreichsten Monate sind Dezember und

besonders Januar. Nicht selten bringt der Winter auch „Schnee wie Wolle" (Ps 147, 16), der aber nie mehr als einige Tage liegen bleibt und häufig schon im Fallen schmilzt. Das Gebirge Juda, sonst ein unansehnliches, graues Aschenbrödel, verwandelt sich in solchen Tagen zu einer im Silberkleide glänzenden Prinzessin, deren Schönheit durch die vielen tausend im Sonnenlicht funkelnden Kristalle erhöht wird.

Der Februar entspricht etwa unserem April; die Fellachen sagen in ihren Wetterregeln von ihm:

schbāṭ — mā 'alēh rbāṭ,	Februar — unzuverlässig immerbar,
in schabbaṭ ua labbaṭ,	mag er toben und rasen mit wildem Sinn,
rīḥat eṣ-ṣēf fīh.	ist doch der Geruch des Sommers drin.

Des holden Lenzes süßer Atem weht im März auch über die heiligen Gauen, aber die Sonne ist schon weit mächtiger als in Deutschland. Mit heißem Liebesdrang lockt sie die zahlreichen Kinder der Flora heraus, und bald schillern die Berghänge Judas im buntgewirkten Blumenteppich. Das ist die Zeit, von der der Sänger des Hohenliedes (2, 11 ff.) sagt: „Der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorgekommen im Land, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören".

Im April scheint die Sonne wieder mit der den südlichen Breiten eigenen Intensität. Die Saaten sind mehr als spannenhoch, aber der Boden ist in den oberen Schichten bereits wieder trocken. Sehnsüchtig schaut der Landmann in der Richtung zum Meer (1 Kö 18, 43—45), ob sich nicht von da eine Wolkenwand erhebe, die den Saaten einen erfrischenden Labetrunk, den Spätregen, sendet. Sowohl der Früh- als der Spätregen werden von Gewittern eingeleitet, die durch die Großartigkeit ihres Auftretens, die Häufung der Wolken, die unaufhörlich zuckenden Blitze und die Kraft des Donners tiefen Eindruck machen (Ps 77; Hi 37). Die Spätregen richten durch die Plötzlichkeit und Heftigkeit ihrer Güsse mitunter großen Schaden an. Sie reißen das Erdreich

auf (Ps 18, 5), durchbrechen Straßendämme, schwemmen Mauern hinweg (Hes 13, 14), und wehe dem, der im Bereich eines solchen Platzregens sich befindet, er ist in der Regel verloren. Im vergangenen Frühjahr erst wurden gegen 20 Personen, viele Stücke Vieh und die Zelte eines Lagers der Ta'āmre-Beduinen südöstlich von Artas von einem solchen „ungewöhnlichen Regen" (Weish 16, 16) ergriffen und fortgerissen. Andere, die sich mit knapper Not retteten, erzählten, die Wolken hätten sich wie mit einem Guß entleert, so daß man über, um und unter sich nur Wasser gesehen habe. Solcherlei Erfahrungen mögen dem Psalmisten nicht unbekannt gewesen sein, der angstvollen Herzens ausruft: „Gott, hilf mir, denn das Wasser geht mir bis an die Seele. Ich bin im tiefen Wasser, und die Flut will mich ersäufen" (Ps 69, 2). Ein ausgiebiger Spätregen kann auch bei kargem Winterregen die Aussichten auf die Ernte verdoppeln und verdreifachen. Wie wertvoll er in den Augen des Landmanns ist, geht aus der Wetterregel hervor:

schátuet nīßān	**Ein Regen im April beschert,**
btíßua‿ß-ßikke ual-fäddān	**Die Ochsen samt dem Pflug ist's wert.**

Wenn Gott den Ungehorsam Israels zu strafen drohte, so tat er's, indem er durch Propheten das Ausbleiben des Früh- und Spätregens verkündete (Jer 3, 3). Noch heute begrüßt der Landmann mit einem tiefgeholten, dankbaren „jā rabb o Herr" den ersten und letzten Tropfen des Früh- und Spatregens.

Vom Mai ab beherrscht die Sonne Berg und Tal mit souveräner Gewalt.

fī ajār	**Kommt der Monat Mai heran,**
eḥmil mánġalak u ṛār	**nimm die Sichel und greif's an!**

Viele Kulturgewächse und die meisten Blümlein des Feldes beeilen sich den Samen zur Reife zu bringen; die grüne Vegetation geht in ein fahles Gelb über, und allmählich erstirbt, was nicht wie Baum und Strauch tiefe Wurzeln hat. Nur eine gewisse Steppenvegetation hält aus: Der braune

Dornbusch (S. 80, Anm. 1) bedeckt weite Berghalden und der Alant (Inula viscosa Ait.) grünt in den Talmulden und rüstet sich zur Blüte im September. Auf den abgeernteten Feldern wuchert eine Armee von Disteln. Gewöhnlich fällt vom Mai an 5—6 Monate lang kein Tropfen Regen. Gewitter mit Regenfall in dieser Zeit galten von jeher als etwas Außerordentliches (1 Sa 12, 17; Spr. 26, 1). An Stelle des Regens hat Gott im Sommer in wunderbarer Weise den Tau gesetzt, der von höchster Bedeutung für das Land ist. Darum erfleht ihn der Erzvater Isaak für seinen Sohn Jakob mit den Worten: „Gott gebe dir vom Tau des Himmels" (1 Mo 27, 28). Vom Tau hängt das Gedeihen der Sommerfrüchte in ganz besonderer Weise ab. In der Wetterregel heißt es mit Bezug darauf:

fī ḫaserān
jeḫsiru inkān il-baṭṭīch
ßtaua au lā

Im Juni man sich den Kopf zerbricht,
ob die Melone reift oder nicht.

Am Abend häufen sich am westlichen Horizont Wolken an, die in der Nacht ostwärts streichen und sich immer mehr zur Erde senken. Gegen Morgen, noch ehe die Bergspitzen sich purpurn verbrämen, streichen sie nebelartig über den Erdboden hin und netzen Boden und Pflanzen mit Millionen perlender Tautropfen (Ps 110, 3). Niemandem ist es verständlicher als dem Morgenländer, wenn die Schrift den Tau zum Sinnbild der erquickenden Gnade Gottes gebraucht (Hos 6, 14), denn er weiß, welches Labsal derselbe für die ganze Schöpfung ist. In den Tiefebenen bildet sich der Tau, ähnlich wie in Deutschland, in hellen, windstillen Nächten bei wolkenlosem Himmel. Wenn es hier taut, geht das Gebirge meist leer aus. Bisweilen bilden sich die Tauwolken im Gebirge erst gegen Morgen. In diesem Fall begann es in der ersten Hälfte der Nacht in der Ebene zu tauen, aber der Tau ist, wie der Fellache sagt, von den Wolken aufgesogen und ins Gebirge getragen worden, wo der Niederschlag um so reichlicher ist.

Der niederschlagärmste und zugleich auch ein sehr warmer Monat ist der Juli; darum heißt es:

fi tämmūs	Bricht der Monat Juli herein,
tiẓli‿l-mā̆ fil-kūs	siedet das Wasser im Trinkkrüglein.

Von der Fülle von Licht und Wärme zittert die Luft, und das Auge wird geblendet, wenn es in den Äther schaut. In solchen Tagen sucht man gern ein schattiges Plätzchen, und man versteht, warum die Bibel so manchmal zu dem Bild des Schattens als etwas Erquickendem und Beneidenswertem greift (Ps 91; Jes 49, 1; Offb 7). Unerträglich lästig wird es, wenn der austrocknende Ostwind (Hos 13, 15) oder Schirokko[1] oder der glühende Südwind[2] (Lu 12, 55) weht. Sie werden gemeiniglich nicht genau von einander unterschieden und sind in ihrer Wirkung gleich schädlich. Der Ostwind tritt von Mai bis Oktober von Zeit zu Zeit auf und hält nach der Meinung des Volkes je eine innerhalb 3—21 durch 3 teilbare Zahl von Tagen an. Entweder erscheint er als verdorrender Gluthauch mit starkem Wehen oder ist er still, bleiern und lastet erdrückend über allem, was lebt. Beidesmal ist er gleich sehr ermattend; man ist kaum mehr im stande körperlich und geistig zu arbeiten. Nirgends findet man Labung. Der Himmel ist grau, die Luft mit Sandteilchen erfüllt. Die Pflanzen welken und manche Blume, die am Morgen noch frisch das Haupt erhoben hat, ist am Abend versengt und hängt todesmatt das Köpfchen (Ps 103, 16; Hes 19, 12; Jona 4, 8). Ein andauernder Schirokko vor der Ernte bleicht rasch die grünen Saaten und läßt nur magere Körner reifen (Jes 18, 5).

Ganz entgegengesetzter Art ist der Westwind. Er ist für Mensch, Tier und Pflanze eine Erquickung. Er erhebt sich um Mittag ganz leise und wird allmählich stärker, um sich gegen Abend wieder zu legen. Er bringt erwünschte Kühle

---

[1] von scharḳi der Östliche [2] ßmūm der Giftige.

und Feuchtigkeit vom Meere und heißt darum auch Meerwind.

Der durchschnittlich wärmste Monat ist August, der mit 24,5° C die höchste mittlere Temperatur erreicht[1]. Dessenungeachtet fallen die heißesten Tage nicht immer in diesen Zeitraum, vielmehr sind es Juni und September, welche häufig die höchsten Tagestemperaturen (bis 44° C) aufweisen. Die ununterbrochene Folge warmer Tage wirkt allenthalben erschlaffend. Die Schulen haben Ferien, und wer irgend kann, sucht eine kleine »Luftveränderung« und eine mehrtägige Ruhepause in der Arbeit des Jahres zu machen. In der Natur sind die meisten Pflanzen erstorben. Neben einer kleinen Anzahl ausdauernder Gewächse prangt insbesondere noch die Rebe in wunderbar frischem Grün und bringt ihre edle Frucht zur Reife.

fī āb — lihāb	Im August — dem Heißen — magst ohne Bangen
iḳṭaʻ il-ḳuṭf ualā thāb	Trauben dir vom Weinstock langen.

Vom September an beginnt die Temperatur stätig zu sinken[2]. Hie und da bewölkt sich auch der Himmel und sendet den heiligen Gauen einen nassen Gruß. Die Bauernregel sagt von diesem Monat:

fī eilūl	Im September wird der Segen triefen,
jänsil es-sēt fis sētūn	wenn das Öl strömt in Oliven.

Den Beschluß des alten und zugleich auch Anfang eines neuen Kulturjahres bilden Oktober und November. Von ihnen heißt es:

fī teschrīn	Mit Oktobers bzw. Novembers[3] Wende
juṛabbir il-ʻinab uat-tīn	gehen Trauben und Feigen zu Ende.

---

[1] Nach ZDPV, Bd XIV, S. 101. [2] bis der Februar des folgenden Jahres das niedrigste Monatsmittel mit 8,8° C aufweist. Die niedrigste Temperatur überhaupt beträgt — 4° C. [3] Beide Monate heißen teschrīn und werden durch Ordnungszahlen als erster und zweiter teschrīn unterschieden.

Kapitel 12.

Ackerbau.

Grund und Boden des Heiligen Landes zerfällt in drei Klassen (vgl. Klein in ZDPV, Bd. IV S. 70):

1) Arḍ mīri[1] Staatsgut, Regierungs- oder Kronland. In diese Klasse gehört der größte Teil des Landes. Es sind das die Ebenen, welche von der Regierung an ganze Dörfer oder einzelne Personen „verpachtet" d. h. gegen Ablegung des Zehnten zur Bebauung überlassen werden; daneben gibt es auch im Gebirge viel Mīriland.

Die einer Ortschaft gehörigen Strecken von Mīriland werden zu Beginn der Regenzeit den Bürgern in einzelnen Parzellen durchs Los zugewiesen. Bei der Verteilung kommen auf jeden Bürger statt eines zusammenhängenden Stückes mehrere Streifen[2] Landes, die an ganz verschiedenen Orten der Markung liegen. Die Grenzen werden durch tiefere Furchen oder Steine bezeichnet, und noch heute gilt die Verrückung der Grenzmarke als eine fluchwürdige Tat (5 Mo 19, 14).

Mīriland kann strenggenommen nicht verkauft noch vererbt werden, wohl aber darf dies von der musāra'a d. h. dem Recht der Bebauung geschehen. Besitzer ist und bleibt der Staat.

2) Arḍ mulk Eigentum. Es sind dies meist kleinere Grundstücke in der Umgebung der Dörfer. Der Eigentümer kann Mulkland nach Belieben verkaufen.

3) Arḍ uaḳf Stiftungsgut, Vermächtnisland d. h. Län-

[1] eig: arḍ amīri dem Emir oder Sultan gehörig. [2] māriß

dereien, welche vom Landesherrn oder von einer Privatperson einem religiösen Institut geschenkt wurden, um aus deren Ertrag Moscheen, heilige Plätze, Kirchen und Schulen zu erhalten. Uakf-Land ist im letzten Jahrhundert durch die Stiftungen jerusalemitischer Christen an die Klöster ganz bedeutend angewachsen.

Daneben gibt es auch Arḍ mejjite totes Land, das seit langer Zeit unbebaut daliegt. Wer es «belebt»[1], macht es sich dadurch zum Eigentum. Arḍ maḥlūle ist vakantes Land, dessen Besitzer ohne Erben gestorben ist, weshalb es dem Staat zufiel, der es wieder verkaufen kann.

* * *

Der Palästiner hat wie der deutsche Bauer seine Kalendertage, nach denen er sich in mancher Hinsicht richtet. So wird z. B. unter Muslimen und Christen das „Fest der Kreuzerhöhung"[2] (27. Sept. nach julianischem Kalender) als Termin angesehen, da alles, was noch auf dem Felde ist, als zur Einheimsung reif gilt, oder vom Fest des hl. Georg (16. Nov.), das den Namen „Fest von Lydda"[3] führt, — die Kirche in Lydda ist dem St. Georg geweiht — heißt es:

Wenn vom Fest von Lydda an
du pflügst und felgst, ist's wohlgetan[4].

Um die Weihnachtszeit heißt die Bauernregel:

Wenn die heil'ge Weihnacht naht,
Höre auf mit Linsensaat[5].

Im übrigen rechnet der Palästiner nach dem landwirtschaftlichen Verlauf des Jahres. Wie Jesus in Mt 24,32 das Ausschlagen des Feigenbaumes als ein Zeichen des nahenden Sommers deutet, so sprechen auch die heutigen Bewohner

[1] jeḥji [2] ʿīd eṣ-ṣalīb [3] ʿīd lidd [4] ʿīd lidd — uḥrut u ḳidd
[5] ʿīd il-milāde — rudd il-ʿadaß lä aulādeh d. h. gib sie den Kindern zum Essen zurück.

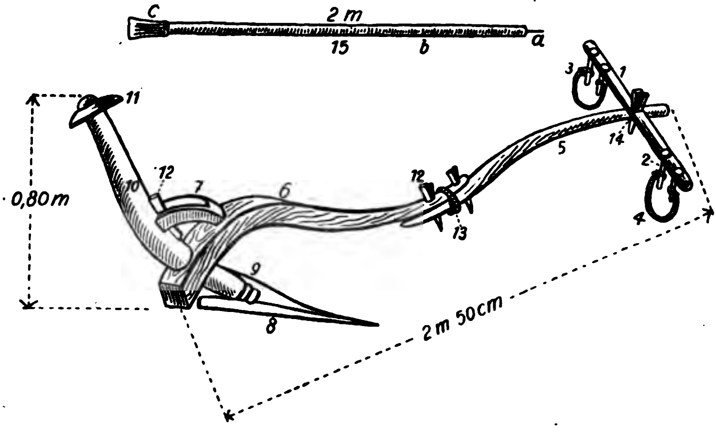
des Landes von der „Zeit des Sprossens und des jungen Grases", von der „Zeit der Ernte, des Dreschens oder richtiger der Dreschtenne und der Traubenlese".

Sobald das von der Sommerhitze ausgebrannte und zerrissene Erdreich von einigen Frühregengüssen gut durchfeuchtet ist, schickt sich der Landmann zur Bestellung der Wintersaat an. Er dankt Allah, denn er weiß so gut wie der alttestamentliche Schreiber (5 Mo 11, 14; Ps 68, 10), daß im H. Lande das Gedeihen der Früchte von nichts so sehr als von dem normalen Eintritt der Niederschläge und ihrer Ergiebigkeit abhängt. Wenn der Winterregen lange ausbleibt, so ziehen in manchen Dörfern Mädchen in Gruppen einher und bitten Gott unter Gesang um Regen. Hagelschlag, Überschwemmung, Frost oder andauernd nasse Witterung, die in Deutschland so vielfach die Landwirtschaft beeinträchtigen, hat der Morgenländer nicht zu befürchten, wohl aber können unzeitige oder geringe Regenfälle, Schirokko und Ausbleiben des Taues magere Ernten zur Folge haben. — In der Tierwelt stellen sich dem Landmann hauptsächlich der Wurm oder „Fresser" (Mal 3, 11) und die Heuschrecken feindlich gegenüber. Ersterer soll bei zu früher oder zu später Aussaat erscheinen. Wenn im März die Halme etwa spannenlang sind, findet sich zwischen den Wänden jedes Blattes ein 8 mm großes, schwarzbraunes Räupchen eingekapselt, welches das Chlorophyll zerstört, so daß weite Felder gelb aussehen. Wenn ein ausgiebiger Regen fällt, so erholt sich die Saat wieder, denn die Wurzeln und Halmrohre sind unversehrt, andernfalls geht sie zu Grunde. Die Heuschrecken können zu einer furchtbaren Plage des Landes werden, da sie in ungezählten Scharen einherziehen und buchstäblich alles pflanzliche Grün fressen. Ihr Auftreten und ihre Zerstörungsarbeit kann nicht anschaulicher und treffender geschildert werden, als es der Prophet Joel Kap. 1 und 2 getan hat. Menschliche Abwehr ist diesem Feind gegenüber völlig ohnmächtig; nur

Gottes Hand kann, wie Joel 2, 20 oder Psalm 109, 23 sagt, ihm Einhalt tun durch heftige Westwinde, welche die Schwärme ins Tote Meer oder in die Syrisch-Arabische Wüste, oder durch Ostwinde, welche sie ins Mittelmeer jagen, oder durch kalte Regen und Taue, welche sie und ihre Brut in einer Nacht vertilgen.

Die Beduinen des Ostjordanlandes unterscheiden zwei Arten von Heuschrecken: 1) eǵ-ǵarād en-naǵdi, eine gelbliche, weniger gefräßige Art, die sich nirgends lange aufhält (vielleicht Acridium tataricum oder peregrinum). Diese wird von den Beduinen gesammelt und verspeist (Kap. 19); 2) ǵarād abu sible, wahrscheinlich die eigentliche Wanderheuschrecke (Oedipoda migratoria), eine rötlichgelbe, sehr gefräßige Gattung, die erst weiterzieht, wenn alles Grüne gefressen ist. Sie legt ihre Eier im September und Oktober in die Erde, wo sie den Winter über verbleiben. Im März und April schlüpfen sie aus und schon nach mehreren Tagen fügen die noch im Entwickelungsstadium befindlichen Tiere, saḥḥāf genannt, den Feldern namhaften Schaden zu.

Mit einem aus mehreren Teilen zusammengesetzten, aber dennoch primitiven Pflug naht der Fellache seinem Acker.

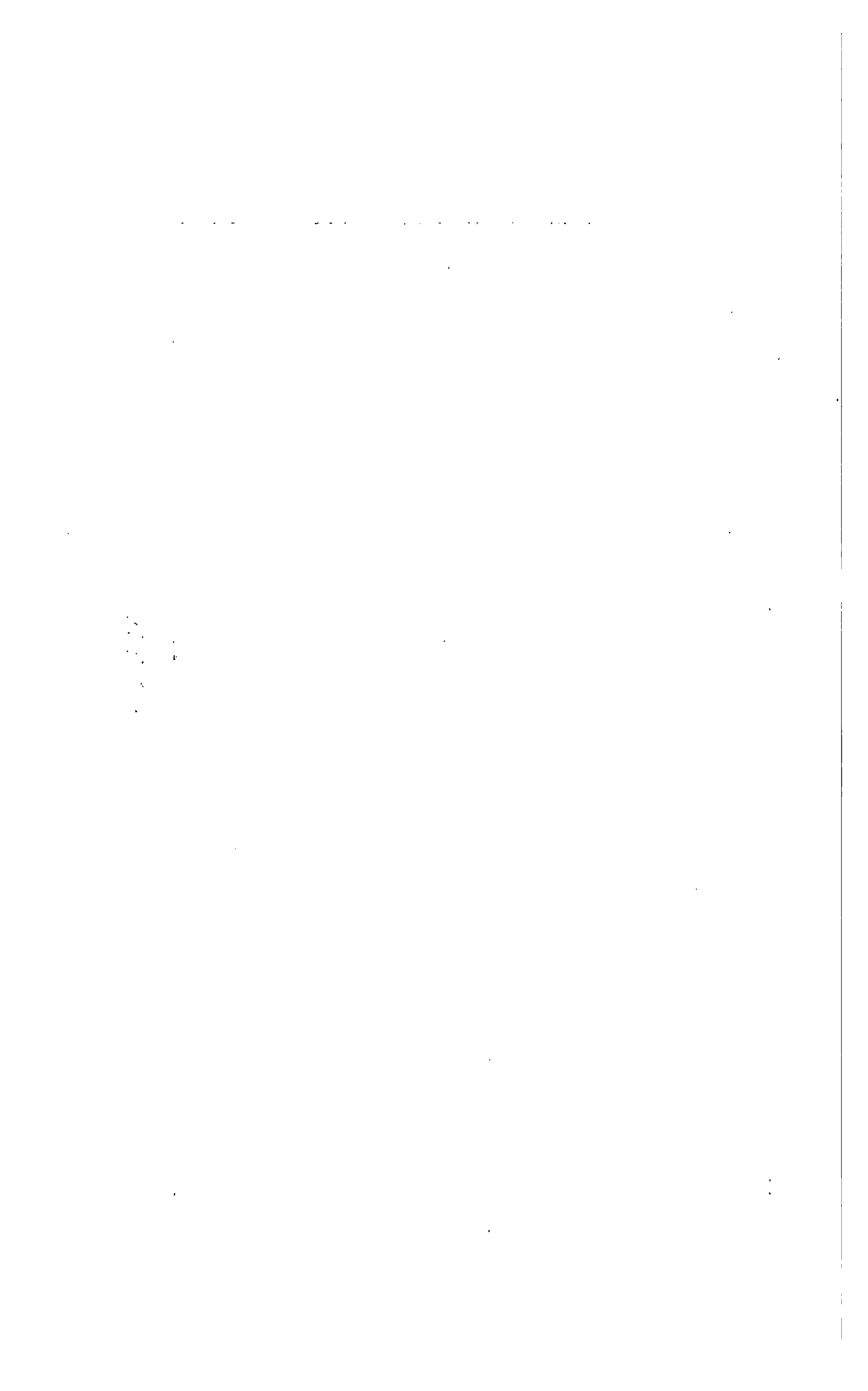


Palästinischer Pflug

Das Pfluggestell (ßikke oder miḥrat) besteht in der Hauptsache aus Eichenholz; Joch und Deichsel können auch aus leichtem Holz etwa vom Sidr- Johannisbrot- oder Pappelbaum sein. Seine Teile sind:



Pflügender Fellache.



Der Handgriff (kabūße 11), ein zum Aufsetzen der linken Hand dienendes Querstück; die Sterze, aus einem oder zwei (īd 10 und ḍakar 9) Teilen bestehend (in der Figur sind die beiden Teile wohl durch Zahlen angedeutet, aber als ein Stück gezeichnet). Auf den unteren Teil ist die eiserne Pflugschar (ḥaßme 8) mit zwei Flügeln eingesteckt und durch Ringe (ḥalḳat eṭ-ṭōḳ) befestigt. Fast rechtwinkelig zur unteren Sterze und von ihr durchdrungen steht der dicke Grindel oder Pflugbaum (buruk oder iġr 6), der ebenfalls aus zwei Teilen, einem hinteren gebogenen oder geknieten und einem vorderen (ḳudamanīje) geraden bestehen kann. Sterze und Pflugbaum werden durch ein Winkelstück (markūb, rakkūb oder nāṭeḥ 7) fest zusammengehalten, und an den Pflugbaum ist durch eiserne Ringe (ḥalaḳ 13) und hölzerne Keile (ßanānīf 12) die Deichsel (jāßūl 5) gekoppelt. Über das vordere Ende der Deichsel ist das Joch (nīr 1) ein 1,30 m langes Querholz gelegt und durch Nägel, Leder, Stricke oder (Bast schar'a 14) befestigt. An den Enden des Joches stecken je zwei Zapfen oder Haken (maṟāsil oder saṟālīl 2), zwischen welche der Hals der Zugtiere kommt, und welche durch einen Strick wie im Libanon oder durch zwei Stricke (ischbikāt 3) wie in Palästina verbunden werden. Im letzteren Fall hängt von jedem Zapfen ein Strickchen herab, wovon zwei, etwa das erste und dritte, mittels Schlinghölzchen ('aṣāfīr, die Zeichnung deutet sie zwar durch die Zahl 4 an, hat aber zwischen den zwei Zapfen nur einen Strick) in die Schleife der andern gezogen werden.

Der Boden wird durch die platte, schnabelartige Schar nur etwa 10 bis 15 cm tief umgebrochen. Die Saat[1] wird nicht nach und nach in die Furche[2], sondern auf einmal auf das ungepflügte Land gestreut und hinabgepflügt. Ein Paar Ochsen oder in beliebiger Mischung Ochse, Maultier, Esel, Kamel, seltener Pferd bilden das Gespann. In der rechten[3] Hand hält der Pflüger[4] einen 2—3 m langen Ochsenstecken[5], dessen Holzstiel[6] am hintern Ende mit einem Eisenspaten[7] zum Reinigen der Pflugschar und am vordern Ende mit einem Nagel[8] zum Antreiben der Tiere versehen ist. Gegen den Stachel auszuschlagen oder zu »löcken« (Apg 26, 14) muß das Vieh natürlich noch mehr schmerzen. Doch ist im

[1] bdār [2] ṭālm Pl. aṭlām [3] das Bild stellt es unrichtig dar [4] ḥarrāṯ [5] mihmās [6] mäßßäß, *b* (s. Figur S. 122) [7] 'abue, *c* [8] sakkūt, *a*

allgemeinen der Fellache nicht grausam, denn er treibt die Arbeit gemütlich und unter allerlei Singsang. Auch sind die Tiere lenksam, und man muß geradezu staunen, wie es möglich ist, in den felsigen, unebenen, kleinen und unregelmäßigen Terrassenstücken sich mit Pflug und Zugvieh zu bewegen. Wegen der Schwierigkeit der Bearbeitung des Geländes darf der Pflüger nicht zurückschauen, sondern muß auf Pflug und Tiere wohl acht geben. Daraus erklärt sich das treffliche Bild Jesu, Lu 9, 62: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes". Gründliche Arbeit verrichtet der Fellache aber nicht; sowohl dem Dorngesträuch als auch dem tief eingewurzelten Unkraut weicht er respektvoll aus, und Steine, die entfernt werden könnten, werden ignoriert.

Das Maß, nach welchem das Land nicht eigentlich »abgemessen« sondern abgeschätzt wird, ist der fäddân d. h. Joch Ochsen und bedeutet ein Stück Land, welches ein Mann mit einem Paar Ochsen in einem Tag pflügen kann.

Den Reigen der Wintersaat eröffnet die Gerste. Bis im Januar sind allmählich Feigbohnen, Ackerbohnen, Linsen, Weizen und Wicken dem Schoß der Erde anvertraut. Diese Früchte kommen in schweren Boden, während für die Sommersaat eine leichtere Erde gewählt wird. Von Düngung der Felder weiß man fast noch nichts, aber man gönnt dem Boden alle drei Jahre seine Ruhe durch Brachliegen. Das anbaufähige Gebiet der Jordanebene wird von Fellachen des westjordanischen Gebirges bestellt. Die Besitzer desselben, die Beduinen, kommen zwar mit dem ersten Winterregen in die warmen Jordangefilde, aber nur um die Überlassung der Felder mit den ebenfalls erschienenen Fellachen zu vereinbaren. Diese besorgen die Saatfrucht, säen, pflügen und kehren wieder in ihre Häuser zurück, jene überwintern hier und besorgen die Bewachung der Felder. Die Ernte bleibt wieder den Fellachen überlassen. Sobald das Dreschen beendet

ist, fordern die Beduinen ein Drittel des Ertrags ein, ein Drittel verschlingen die Betriebskosten und ein Drittel verbleibt den Fellachen.

Nach Bestellung der Wintersaat geht der Landmann an das Umbrechen der Stoppelfelder[1] des vorigen Jahres, welche die Sommersaat[2] aufnehmen sollen. Diese bedarf einer sorgfältigen Zubereitung des Bodens, und es muß zu dem Zweck das Feld noch zweimal gepflügt werden, denn die hiefür bestimmten Früchte erhalten gewöhnlich keinen Regen und bedürfen ihn auch nicht. Melonen und Gurkenarten würden bei starken, verzögerten Spätregen sogar notleiben. Umsomehr sind sie von reichlich fallendem Tau und einem lockern und dadurch Feuchtigkeit haltendem Boden abhängig. Wenn in der Blüte dieser Gewächse der Tau ausbleibt oder ein kalter Nordwest oder ein heißer Schirokko weht, so sind äußerst geringe Erträgnisse zu erwarten. Als erste kommen die Melonen zur Aussaat. Es werden je 4 oder 5 Körner bei 2 m Entfernung im Gevierte mit der Hand gesteckt. Diese Geradlinigkeit ist notwendig, weil sie noch zwei- bis dreimal gepflügt werden müssen. Die Spätmelonen können bis zur Weizenernte verzögert werden. Sie werden nicht gesteckt, sondern auf folgende praktische Weise ausgesät. Durch ein trichterförmiges Rohr, das unmittelbar hinter der Pflugscharspitze mündet, werden die Körner vom Pflüger in die tiefste Stelle der frischgezogenen Furche gelassen, die sich sofort wieder schließt. Die Eingebornen haben ein besonderes Geschick, regelmäßige Saat zu erzielen. Sesam und Sommerhirse (s. Figur S. 126) werden auf gleiche Weise, die Körner dicht hintereinander, bei 30—40 cm Entfernung der Furchen, gesät.

Die Reife und Ernte[3] der Getreidearten erfolgt zu sehr verschiedenen Zeiten, was seinen Grund in den bedeu-

---

[1] arḍ būr [2] ṣēfi [3] ḥaṣīde

tenden Unterschieden des Klimas (Kap. 26) zwischen verhältnismäßig nahegelegenen Orten hat. Den Anfang macht die Gerstenernte am 10. April[1] in der Jordanau, vom 15.—25. April in der Philisterebene, vom 25.—30. April auf dem Ostabhang des Gebirges. Auf dem Gebirge selbst schwankt der Anfang je nach der Höhenlage zwischen dem 10.—30. Mai. Durchschnittlich je 10—14 Tage später beginnt in den genannten Gegenden die Weizenernte. Ähnliche Differenzen ergeben sich in Bezug auf die Endtermine der Ernte. Der Umstand, daß die Leute wenig Arbeitskräfte haben und die Cerealien hierzulande ohne Schaden lange auf dem Halm bleiben können, bewirkt, daß die Ernte an einem Ort sich etwa 7 Wochen hinzögern kann, oder im ganzen Lande sogar bis 12 Wochen, wenn man den Anfangstermin der Ernte in der Jordanebene (10. April) mit ihrem Endtermin auf dem Gebirge (Ende Juni) zusammenstellt.



Sommerhirse (dura)

Die Ernte ist trotz der ver-

[1] Die Data stützen sich auf den aus meiner zweijährigen Beobachtung gewonnenen Durchschnitt. — Nach dem Traktat Menachot X2 war man manchmal in Verlegenheit, reife Gerste für den Osteromer zu finden (vgl. *Riedel, die grossen jüdischen Feste* S. 21); dafür dürfte auch obiges Datum sprechen. Die Gerstenernte in der Jordanau schon in den März verlegen zu wollen, wie so häufig geschieht, wäre verfrüht.



Transport geernteten Weizens zur Tenne.

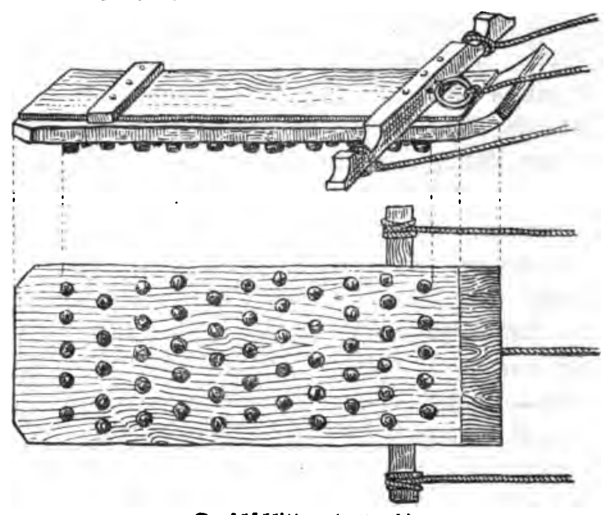


mehrten Arbeit eine fröhliche Zeit (Jes 9,3). Man begegnet zufriedenen Gesichtern und hört den Gesang der Schnitter (Kap. 30, Nr. 25—27) und das Trillern der Frauen. Der Fellache hat auch Ursache fröhlich zu sein, denn ein reicher Erntesegen gewährt ihm nicht nur das tägliche Brot, sondern auch die Mittel, seine Schulden zu vermindern oder gar zu tilgen. Das Getreide wird in kleine Garben[1] gebunden, auf Haufen gelegt, auf Lasttiere gepackt und zur Dreschtenne[2] gebracht. Diese ist entweder eine große, natürliche Felsenplatte oder sonst ein geräumiger, ziemlich ebener Platz mit festem Boden in der Umgebung des Dorfes. Da sie Gemeingut der Leute ist, so kann sich jeder ein Plätzlein zur Benützung auswählen, wo er seine Erträgnisse niederlegt. Da weder Regen noch Sturm zu befürchten sind und gerne Tage mit heißen Ostwinden, die das Stroh leicht brechen, abgewartet werden, so kann der Fellache das Dreschen etwa vier Monate hindurch in aller Gemütlichkeit betreiben (3 Mo 26,5). Er lebt sozusagen Tag und Nacht (Ruth 3) auf der Tenne, weil ihm auch das Hüten des Getreidehaufens obliegt. Ist das Getreide ausgebreitet, so koppelt man sein Vieh zusammen und treibt es meist ohne Maulkorb (5 Mo 25,4) jeden Tag etliche Stunden im Kreise herum, bis die Körner durch die Hufe ausgetreten und das Stroh in 2—3 cm lange, weiche Stückchen, Häcksel[3], welche dem Vieh als Futter dienen, zertreten sind. Reichere Leute beschleunigen das Dreschen durch den Dreschschlitten[4] (Figur S. 128), ein dickes, schweres Brett, in welches wie Backenzähne kleine, harte Basaltsteine eingefügt sind. Dieses Instrument wird von einem Maultier auf dem Haufen umhergezogen und zerreißt durch sein Gewicht sowohl, weil der Treiber sich noch darauf stellt, als durch die rauhen Steine das Stroh. Bei el-muṟār in der Ebene lernte ich eines Tages den Unter-

---

[1] ḥesme Pl. ḥesam [2] bēdar Pl. bajāder [3] tibn [4] mōreǵ

schied im Gebrauch zweier Dreschwerkzeuge, von denen schon Jes 28, 27 b redet, kennen. Auf der Tenne waren Sommerhirse, Feigbohnen und Sesam gehäuft; die beiden ersten wurden mit einem 2 m langen Stab, letzteres mit einem kurzen Stecken ausgeschlagen.



Dreschschlitten (mōreğ)

Sind die Getreidekörner ausgetreten, so geht der Bauer ans Worfeln. Dazu benützt er gern die Abendzeit, wo ein sanftes Lüftchen weht. Mit einer dreizinkigen, hölzernen Gabel wirft er die zerkleinerte Masse unermüdlich in die Höhe. Dabei fallen die Körner ziemlich senkrecht nieder, während die zerriebenen Strohteilchen je nach Größe und Schwere vom Wind näher oder ferner geweht werden. Die weichen Häckselteilchen werden in die Vorratsräume verbracht, die Körner durch Sieben (Am 9, 9; Lu 22, 31) gereinigt und in Behältern, wozu neben der chābje (S. 43, Anm. 3) auch in Felsen gehauene Zisternen oder in die Erde gegrabene Gruben — so in der Ebene und im Ostjordanland — dienen (Jer 41, 8), aufgespeichert. Die Wände dieser Erdgruben

Dorftenne.



Einzeltenne.

werden mit Häcksel belegt, damit das Getreide nicht in Berührung mit dem Erdreich kommt; dessenungeachtet bekommt der Weizen nach langer Zeit einen widrigen Geruch[1]. Die hartgebliebenen Teile, Knoten und Wurzelstücke, welche den Hufen der Tiere und der Reibung des Schlittens widerstanden haben, werden auf die Seite geworfen. Dieser harte Rest[2], den das Vieh nicht frißt, wird von der Hausfrau zum Anfachen des Feuers im Backofen und vom Hausherrn in Vermengung mit Lehm zur Ausbesserung des Daches benützt. Auch verwenden ihn die Töpfereien in Gaza als Feuerungsmaterial und seit kurzem in großem Maßstab die Dampfmühlen der Ebene, deren eine in madschdal bei Askalon in einem Jahr mehr als 2000 Kamellasten kaufte. Wo man den Überrest nicht zu verwerten weiß noch es tun will, überantwortet man ihn zum ergötzlichen Schauspiel dem Feuer. Der Fellach häuft ihn auf der Tenne zusammen und zündet ihn bei einbrechender Nacht an. Bald schlagen die Flammen weithin sichtbar zum Himmel empor. Vom Nachtwind angefacht frißt das Feuer auf dem Erdboden um sich und flackert und glimmt manchmal die ganze Nacht hindurch. Dieser Vorgang ist dem Herrn ein Sinnbild des endlichen Gerichts, in welchem er die »Spreu« (ἄχυρον) d. h. die harten, meist nichtswertigen Knotenteile mit ewigem Feuer verbrennen wird. An Spreu in unserem Sinn ist in Mt 3, 12 schon deshalb nicht zu denken, weil Dinkel im H. Lande gar nicht vorkommt.

Weizen und Gerste sind die Hauptgetreidearten, die angepflanzt werden. Jener liefert das Mehl für das tägliche Brot, diese dient neben Häcksel als Futter für Pferde, Maultiere und Esel. Außerdem werden Linsen, Kichererbsen Wik-

---

[1] welcher von der Grube (maṭmūra, Pl. maṭmūrāt oder maṭāmīr) herrührt, weshalb man sagt: hal-ḳamḥ ^{i}mmáṭmir oder mbárrid dieser Weizen riecht nach der Grube oder ist kühl. [2] ḳaßual.

ken, Ackerbohnen und in der Ebene noch Feigbohnen, Hirse und Sesam gesät. Die letzteren sind meist Ausfuhrartikel. Feigbohnen dienen zu Dung- und Gerbzwecken. Aus Hirse bereitet man Brot, das aber nur frisch gebacken schmackhaft ist, und Branntwein. Aus Sesam wird Öl hergestellt, das zu dem beliebten Nahrungsmittel ḥalāue verwendet wird; auch streut man die Samen auf Backwerk. Die bei der Ölbereitung sich ergebenden Treber[1] sind ein Milch erzeugendes Viehfutter.

Von dem Getreidevorrat auf der Tenne wird zunächst der Zehnte entrichtet. Dem Zehntherr folgt gewöhnlich ein Kaufmann aus der Stadt oder sonst ein Gläubiger, der sich sein Darlehen an den Fellachen durch Abnahme von Getreide zurückerstatten läßt. Nachdem noch dem Dorfgeistlichen, den Derwischen, Blinden und Aussätzigen etwas verabreicht worden ist, ist der Getreidehaufen, von dem ohnedies schon manches verzehrt worden ist, beträchtlich zusammengeschmolzen.

Der durchschnittliche Ertrag der Felder ist das Siebenfache der Saatkörner, ein zwölffacher Ertrag ist als günstig zu betrachten und ein annähernd dreißigfältiger kommt nur noch in den Ebenen in besonders guten Jahren vor. Von einer hundertfältigen Ernte nach 1 Mo 26, 12 und Mt 13,8 kann heute nicht mehr die Rede sein; das Land ist ohne Zweifel zu sehr heruntergekommen. Dabei ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß aus einem einzigen Weizenkorn häufig 10 bis 15 Halme entsprossen, deren Ähren — sagen wir je nur 20 Körner enthaltend — 100 bis 300fältige Frucht ergeben.

---

[1] kißbe

Kapitel 13.

Weinbau.

Palästina ist ein vorzügliches Weinland, wie denn auch die Kultur der Rebe schon vor mehr als 4000 Jahren hier heimisch war (1 Mo 14, 18). Weder Hagel noch Frost oder naßkalte Witterung vernichten jemals die Hoffnungen des Winzers und die Mühe, die man auf die Pflege des Weinstocks verwenden muß, ist eine geringere als in Deutschland. Nichtsdestoweniger ist der Anbau der Rebe, wenigstens im Gebirge, nicht sehr lohnend. Nicht nur die Ausgaben für Pflügen, Beschneiden, Ausgrasen, Bewachen, Ernten und für Steuern, sondern auch die vielen Feinde in der Tierwelt reduzieren den erhofften Gewinn.

Die Weinberge sind meist auf hügeligem Gelände angelegt, weil die terrassenförmig aufsteigenden Hänge dem Weinbau günstig sind und dieses Terrain sich weniger für Getreidebau eignet. Doch ist auch viel flaches Gebiet, und zwar nicht nur in der Philisterebene, mit Reben bepflanzt. Leider liegen trotz der günstigen Verhältnisse noch weit größere Strecken völlig brach, wo nicht nur in alten Zeiten, sondern noch in den letzten Jahrhunderten Rebenland gewesen sein muß. Darauf weisen insbesondere die vielen mit »karm Weingarten« zusammengesetzten Namen von jetzt unbebauten Landstücken wie »karm il-mädäbiß Weingarten der Plätze der Traubenhonigbereitung« bei Jerusalem oder andere wie »challet il-máßkara Tälchen des Berauschungsplatzes« südlich von bāb el-uād.

Bei Anlage eines Weinbergs werden große, im Pflügen hindernde Steine möglichst entfernt (Jes 5, 2) und das Stück zum Schutz gegen Menschen und Tiere mit einer 1 bis 2 m hohen, trockenen Steinmauer[1] (Jes 5,5), die noch mit Dornen bewehrt sein kann, oder mit Kaktushecken umgeben. Die 1,30m langen Ruten werden gewöhnlich ausgangs Februar in 50 cm tiefe, ebensolange und 20 cm breite Gruben von 2—4 m allseitiger Entfernung versenkt. Ein neuangelegter Rebengarten trägt im dritten Jahr die ersten Trauben. In manchen Gegenden läßt man die Reben[2] am Boden liegen (Nazareth, Ramallah, eß-ßalṭ, Ebene), in anderen zieht man sie aufrecht stehend ('ain kārim, abu rôsch, bēt maḥßīr und zum größten Teil auch in Hebron). In den Weinbergen baut man aus losen, unbehauenen Steinen einen 5 – 6 m hohen Turm[3] (Mt 21, 33), welcher einen dunkeln Raum umschließt, in welchem in den kühlen Nächten das Kleinvieh untergebracht wird, während die älteren Tiere in einem angrenzenden, ummauerten Hof lagern. Den Beschluß des Turmes bildet eine von Laubwerk und Matten beschattete Hütte[4], von wo aus man den Weinberg übersehen und bewachen kann. Hier ist aller Hausrat aufgestapelt: Koch- und Eßgeschirre, Speisevorräte und Decken. Da diese Hütten häufig erneuert werden müssen, so erscheinen sie schon einem Hiob (27, 18) als Bild der Vergänglichkeit.

Die mit der Besorgung des Weinbergs verbundene Arbeit ist die folgende. Nachdem durch mehrmaligen Regenfall die Erde genügend erweicht ist, wird gepflügt. Wo der Pflug nicht ankommen kann, greift man zur Hacke. Beim Beschneiden[5] im Februar bleiben nur wenige kurze Ruten mit kräftigen Augen stehen. Im Lauf des Frühjahrs wird das Land noch zwei bis dreimal zur Beseitigung des

---

[1] ġedār oder ßinßele [2] dālje Pl. dauāli [3] ḳaṣr [4] 'arīsche
[5] taḳnīb.



Weinbergsturm.



Felsenweinkelter.

Unkrauts und Auflockerung der Erde gepflügt. Nach vollendeter Traubenblüte entwickelt sich üppiges Laubwerk und bis 3 m lange Schößlinge, die das Reinigen des Stockes (Joh 15,2) erfordern. Allmählich rückt die Zeit des Hütens heran, weil selbst die unreifen Früchte schon den Angriffen der Menschen und Tiere ausgesetzt sind. Der Orientale liebt die unreifen Trauben[1] sehr[2], er ißt sie roh oder als Salat. Überdies sind in den Weinbergen nicht bloß Reben, sondern auch allerlei Bäume bepflanzt: Feigen- Aprikosen- Pfirsich- Mandel- Äpfel- Birn- Granat- und Quittenbäume, deren Segen so verführerisch lockt. Bei der diebischen Natur seiner Volksgenossen bleibt dem Fellachen nichts anderes übrig, als den Hüter zu machen, denn was er nicht hütet, erntet er auch nicht. Daneben sind die Füchse, als bekannte Liebhaber von Süßigkeiten, gar schlimme Räuber. Ihnen ist keine Mauer zu hoch (Klagel 5,18; Hohesl 2,15). Im Dunkel der Nacht bestreichen sie einzeln und truppweise das Rebengebiet und tun sich an den Trauben gütlich. Aber manchem wird der wohlgedeckte Tisch zum Fallstrick (Ps 69,23). Sei's daß Reinecke von der saftigen Zeche berauscht jegliche Vorsicht vergißt, sei's daß der Mensch diesmal schlauer als er ist, kurz manch einer der rothaarigen Gesellen gerät in die Fallen, welche an verschiedenen Orten in den Boden gelegt und mit ein wenig Erde bedeckt sind. — So zieht also der Winzer mit Sack und Pack in seine Weinbergshütte hinaus, um hier solange zu hausen, bis alles verkauft oder aufgegessen ist. Hier kocht, ißt, trinkt und schläft er, ruht am heißen Mittag unter seinem »Weinstock und Feigenbaum« (1 Kö 4,25) und ist glücklich und lebensfroh. Diesem Naturleben mit seinem patriarchalischen Gepräge setzen erst die Vorboten des Winters ein Ende. Den Propheten ist es ein Zeichen der Verödung des Landes, wenn die »Freude und Wonne« im

[1] ḥuṣrum [2] vielleicht in abergläubischer Abhängigkeit von Kap. 29, Nr. 80.

Felde aufhört und man in den Weinbergen nicht mehr jauchzt und des Gesanges ein Ende gemacht wird (Jes 16, 10).

Die Trauben[1], die im Gebirge Mitte Juli, in der Ebene durchschnittlich einen Monat früher, zu reifen beginnen, können eine Länge von zwei Spannen, ein Gewicht von drei Pfund erreichen und Beeren mit Pflaumengröße aufweisen. In der mittleren Zeit kostet ½ kg Trauben 4 Pfennige.

Die hauptsächlichsten Traubensorten sind: dābūḳi, großbeerig, feinhäutig, saftig, eine vorzügliche, frühreifende Speisetraube; ßamrāui, der ersten ähnlich, aber schwarz; ġändäli, gelblich, kleinbeerig, länglich, süß, eine gute Weintraube; marrāui, weriger süß, länglich, dickhäutig, mit harten Kernen; ḥamdāni, süßer als marrāui, mit großen, dickhäutigen Beeren, gute Eßtraube; challāli, rundbeerig, nicht reifende Sorte, die Beeren werden zu Limonade verwendet.

Sehr viele Trauben werden, weil den Muhammedanern der Genuß des Weines verboten ist, entweder an Ort und Stelle oder in den Nachbarstädten, auf deren Markt sie geliefert werden, frisch gegessen. In Hebron und eß-ßalṭ werden viele Trauben als Rosinen, Traubenhonig und Traubenkuchen in den Handel gebracht. Die zu Rosinen[2] bestimmten Trauben werden entweder einzeln oder wie in eß-ßalṭ in einem Korb in ein Gefäß[3] mit geklärtem Laugenwasser, dem etwas Öl beigegeben ist, getunkt, auf einem geebneten Dörrplatz im Weinberg oder auf Matten ausgebreitet und 10—15 Tage lang der Sonnenhitze ausgesetzt, wobei man sie zwischenhinein noch einigemal ins Wasser tunken kann. Die Benetzung mit Lauge und Öl hat den Zweck, daß die Rosinen schön weich und von der Sonne nicht zu sehr verbrannt werden und ihre Farbe zugleich einen gewissen Glanz erhält. Zuletzt werden sie von Kämmen und Stielen gesäubert und sortiert.

An Rosinen unterscheidet man: 1) sbīb il-ʿāde, die »gewöhnlichen«, unausgelesenen, noch mit Kammteilen der Trauben vermischten, das raṭl zu 3—4 Piaster; 2) sbīb manáschschal eine »ausgelesene«,

---

[1] ʿinab: eine einzelne Traube ʿanḳūd [2] sbīb Cibeben. [3] ṯanauijje

helle Art, zu 4—6 Piaster; 3) sbīb bänāt esch-schām »Töchter von Damaskus«, die schönste und feinste Sorte, von der man wieder eine große Art, zu 6—8 Piaster, und eine kleine, ḥabb il-ḳahue genannt, zu 8—12 Piaster, unterscheidet.

Der Traubenhonig[1] oder das Weinbeermus wird in der Hebroner Gegend folgendermaßen bereitet: Der ausgepreßte Traubensaft wird mit einer weichen Kalksteinmasse[2] vermischt, umgerührt und über Nacht stehen gelassen. Hierauf wird der Saft, der durch den Kalk geklärt und in seiner Herbe gemildert worden ist, abgeschöpft und solange über Feuer gesetzt, bis er die gewünschte Dicke hat. 1/2 kg solchen Honigs, der als Zukost zum Brot gerne verspeist wird, kostet 10—16 Pfennige. 100 raṭl Trauben geben etwas mehr als 20 raṭl Weinbeermus.

Der Traubenkuchen[3] wird teilweise ähnlich wie der Traubenhonig bereitet. Den durch die Kalksteinmasse abgeklärten Saft läßt man kochen, rührt Gries oder Mehl und hernach Pinien- oder Kiefernsamen hinein. Der so entstandene Brei wird auf Tücher aufgestrichen, an der Sonne getrocknet und als dünne Fladen abgenommen und verspeist. 1 kg kostet etwa 10 Piaster.

Berühmte Traubengegenden sind Hebron, eß-ßalṭ, Ramallah und seit mehreren Jahren die deutschen und jüdischen Kolonien der Ebene. Die christlichen Araber produzieren wenig Wein, um so mehr die Europäer. Der Palästinawein ist ein sehr kräftiges, etwas herbes Getränke von fast cognakartigem Geschmack. Weinpressen[4], wie sie die Kanaaniter und Israeliten hatten, und wie man sie noch in manchen Weinbergen sieht, werden nicht mehr benützt. Es waren dies zwei in Felsen gehauene Becken. Das große, in welchem die Trauben ausgetreten wurden (Jes 63,2), mißt etwa 4 m die Seite. Sein flacher Boden neigt nach einer Ecke, wo eine Rinne es mit dem kleinen, tiefer liegenden

---

[1] dibß [2] ḥauar oder ḥūuar [3] mälbän [4] maʿṣara

trogartigen Becken verbindet. Auf solchen Keltern lassen sich sehr wohl kleine Vorräte von Getreide ausdreschen (Ri 6,11). Bisweilen findet sich noch ein dritter Behälter mit einer etwas höher liegenden Kanalverbindung, worein der abgeklärte Most fließt. Von da aus wurde er in Schläuche gefaßt (Mt 9,17) oder man goß ihn, wie die christlichen Araber noch immer tun, in irdene Gefässe und leerte ihn nach der Gärung mit Zurücklassung der Hefe in andere Gefässe (Jes 48, 11). Der Araber zeigt eine Vorliebe für süßen und starken Wein, den er aus Trauben, welche 14 Tage lang schön ausgebreitet in der Sonne gelegen haben, bereitet. Der daraus gepreßte Saft bleibt süß und ist stark berauschend (Apg 2,13). Wenn die Araber Weinmost lange aufbewahren wollen, so pflegen sie ihn zu kochen und oben am Hals der Gefässe etwas Öl aufzugießen. Das Weinbereitungsgeschäft nach Art der Europäer vollzieht sich noch rascher als im Abendlande, da die zerdrückten Trauben schon innerhalb 6—12 Stunden in Gärung übergehen und also nicht lange stehen bleiben dürfen.

Kapitel 14.

Öl- und Feigenbaum. Gemüsebau.

Der Ölbaum ist wohl der nützlichste Baum des H. Landes. Fast jedes Dorf ist von einem Olivenhain umgeben (5 Mo 28, 40) so daß dieser Baum das Wahrzeichen Palästinas genannt werden kann. Einen überaus wohltuenden Anblick gewähren die immergrünen (Ps 52, 10) Olivenwälder von Gaza, Ramle, Lydda, Betdschala und Nablus. Es ist zu bedauern, daß die Ölbaumbestände eher verkleinert als vergrößert werden. Der Fellache fällt im Unverstand manchen Baum, nur um durch den Verkauf des Holzes einiges Geld zu lösen und sich aus einer augenblicklichen Not zu helfen. Und doch könnte dieser Baum wie kaum ein zweiter zu einer Quelle des Wohlstands werden, um so mehr, als er sehr anspruchslos ist und mitten zwischen starren Felsen wächst. Treffend heißt es darum: „Er gibt Öl aus harten Steinen" (5 Mo 32, 13). Hier findet er zwar nur wenig Erde, die aber von dem einschließenden Gestein den Sommer hindurch kühl und sogar feucht erhalten wird. Der Fellache, welcher behauptet, daß die Kühle dem Ölbaum zuträglich sei, kommt diesem Bedürfnis dadurch entgegen, daß er rings um den Stamm her gelblichweiße ḥauar-Erde (S. 135) anhäuft. Andere Pflege als gelegentliches Ausputzen der Zweige und Umpflügen des Landes beansprucht der Baum nicht, und dennoch lebt er unverwüstlich weiter und trägt seine Früchte. Mit Bezug darauf sagt der

Fellache: Der Weinstock sei eine ßitt, eine zärtliche Dame und verlange Pflege und Aufmerksamkeit, der Feigenbaum sei eine fellāḥa, eine abgehärtete Bäuerin, die schon bei wenig sorgfältiger Behandlung gedeihe, der Ölbaum aber sei eine bedauīje, eine auch in der Wildnis und bei langer Vernachlässigung noch arbeitsames Beduinenweib.

Ganz eigener Art ist die Kultur des Ölbaums. Man kennt hierzulande keine Olivenbaumschule, worin junge Wildlinge aus Samen großgezogen werden; denn da der Ölbaumwildung ein äußerst langsames Wachstum hat, so würde es viele Jahre anstehen, bis er veredelungsfähig wäre, und auch veredelt würde er Jahrzehnte hindurch ein unansehnliches Bäumchen bleiben. Es kann vielmehr jeder größere Baum zu einer Pflanzschule im kleinen gemacht werden. Aus dem knorrigen Wurzelstock drängen sich rings im Kreise eine Anzahl kleiner Stämmchen empor, deren frische Jugendkraft dem Psalmisten zu dem Bilde Anlaß gibt: „Deine Kinder sind wie Ölzweige um deinen Tisch her" (Ps 128,3). Sobald diese Schößlinge einigermaßen erstarkt sind, werden sie zur Zeit der Olivenblüte okuliert. Man schneidet am Wildling ein rechteckiges Stück Rinde aus (macht also nicht den üblichen T-Einschnitt), überträgt ein von einem fingerdicken Edelreis genommens, gleichgroßes Stück mit guten Augen auf den Ausschnitt und verbindet die Veredlung auf eine Dauer von 12 Tagen mit Bast. Wenn die Veredlung von Erfolg begleitet war, so löst man die veredelten Stämmchen mittels einer Axt derart vom Mutterbaum los, daß man ihnen ein klotzartiges Stück des Wurzelstocks beläßt. Hierauf schneidet man ihnen die Edeltriebe ziemlich nah der Veredlungsstelle ab, weil sie im ersten Jahre, wo sie selbständig Wurzel fassen, nicht genügend Säfte hätten, diese Triebe weiter zu entwickeln, und versetzt sie. Bereits im dritten Jahr kann ein solcher Baum Früchte tragen. Will man einen schon großen, wilden oder halbzahmen Ölbaum veredeln, so bringt

man in Mannshöhe an jedem Ast eine Veredlung an und trennt oberhalb derselben in Form eines Ringes die Rinde bis auf das Holz los, damit sich die Säfte mehr der Veredlung zuwenden. Diese teilweise Unterbrechung des Saftstromes bewirkt, daß weit mehr Blüten als sonst hängen bleiben und der Baum im Herbst einen sehr reichen Ertrag abwirft. Nach der Ernte der Oliven werden die Äste an der geringelten Stelle mit dem Beil abgeschlagen; sie abzusägen würde, wie die Fellachen sagen, den Bäumen schaden.

Von dem Verfahren, das der Apostel Paulus in Rö 11, 17—24 erwähnt, und das darin besteht, wilde Reiser auf einen edlen Baum zu kopulieren, um, wie es scheint, diesen zu kräftigen, weiß man in Palästina nichts mehr. Wilde Olivenbäume haben einen hohen, steifen Wuchs, während zahme sich durch die schöne Wölbung der Zweige und der Krone auszeichnen.

Man unterscheidet mehrere Arten Oliven. Einige derselben sind: bjādi, hochwachsende Bäume mit verhältnismäßig geringen Erträgnissen; frangi, mit großen, runden Früchten, wahrscheinlich von einem der Mittelmeerländer stammend. Die Oliven unterscheiden sich gewissermaßen auch hinsichtlich der Farben. Die einen färben sich schon bald schwarz, die andern bleiben sehr lange grün, so daß man mit der Ernte nicht wartet, bis auch sie schwarz geworden sind.

Der Ölbaum bedarf zu seinem Gedeihen ein von andern Kulturen freies Land. Er duldet nicht, daß man Weinreben oder Feigenbäume dazwischen pflanzt. Mit seinen Wurzeln und Zweigen beherrscht er Erdreich und Luftraum. Mit jenen raubt er dem Weinstock die Säfte des Bodens, mit diesen hält er die Strahlen der Sonne ab. „Bitter und süß vertragen sich nicht nebeneinander", sagt der Fellache. So sieht man also wohl Reben und Feigenbäume beisammen, aber höchst selten einen Weinberg mit Olivenbäumen, es sei denn, die letzteren sind junge Wildlinge, in welchem Fall die Reben nur interimsweise gepflanzt sind und, sobald jene tragfähig werden, den Platz räumen müssen.

Diese Unduldsamkeit des Olivenbaumes mag es uns erklärlich finden lassen, warum in der Bibel stets Weinstock und Feigenbaum, aber nie Weinstock und Ölbaum nebeneinander genannt sind (vgl. 5 Mo 8, 8; 1 Kö 4, 25; Hohesl 2, 13; Hos 2, 12; Joel 1, 12; Sach 3, 10).

Im Herbst sind die Oliven[1] reif. Sie werden teils gepflückt, teils mit langen Stecken abgeschlagen, wobei man sorgfältig darauf achtet, nicht zu viel von den zarten Zweigen zu zerstören. Sehr viele Oliven werden verspeist (Über das Einmachen derselben s. Kap. 19). Andere werden zur Ölbereitung verwendet. Man breitet die Beeren auf dem Dach oder sonst auf einer Fläche aus und häuft sie dann einige Zeit auf, damit sie nach den Worten des Fellachen »in Gärung geraten«[2]. Hierauf kommen sie in die Ölpresse[3]. Diese besteht aus einem wagrechten, kreisrunden Stein mit tellerartiger Vertiefung, in welcher ein aufrecht stehender Mühlstein durch ein Maultier oder durch einige Männer im Kreis bewegt wird. Nachdem die Oliven von diesem Stein zu Brei zermalmt sind, werden sie in einer andern Presse[4] (ähnlich einer Weinpresse) ausgepreßt. Das Öl[5] läuft in eine kleine, auszementierte Zisterne und wird aus dieser in Lederschläuche oder in große irdene Krüge gefüllt. Ärmere Leute schütten die Oliven in die Mulde eines Felsen und zerdrücken sie mit einem walzenförmigen Stein. Die zermalmten Früchte werden in einem Kessel mit siedendem Wasser übergossen, worauf das Öl oben zu schwimmen kommt und abgeschöpft wird[6]. Je fleischiger die Olive ist, desto weniger und geringer ist das Öl, das sie gibt. Das beste und feinste Öl gewinnt man aus den unreifen Oliven. Im Herbst kostet 1 raṭl 12—14 Piaster. Der Olivenertrag ist nur all' ander' Jahre ein reichlicher; ein großer Baum

---

[1] sētūn [2] jochmor [3] bädd [4] ma'ṣara [5] sēṭ [6] Dieses »obenschwimmende« Öl heißt »ṭfāḥ« und wird für die beste Sorte gehalten.



Olivenernte.



Ölpresse.

(Im Vordergrund bädd, im Hintergrund maʿṣara.)

kann etwa 120 kg Oliven oder 25 l Öl einbringen. Die Palästiner wissen diesen Baum wohl zu schätzen, denn nicht nur liefern die Beeren und das Öl dem Gesunden ein vortreffliches Nahrungsmittel (Kap. 19), nicht nur erhellt letzteres in langen Winternächten die dunkle Hütte, sondern es dient dem Kranken auch als Arzenei in allerlei Leibesnöten (Mk 6, 13). Auch salben sich die Araber gerne damit wie in biblischer Zeit die Israeliten (5 Mo 28, 40; Ps 92, 11). Sie reiben sich vom Kopf bis zum Fuß ein und behaupten, davon stark und kräftig zu werden. Die Sitte, das Haupt des Gastes mit Öl zu salben (Ps 23, 5; Lu 7, 46) ist nicht mehr gebräuchlich.

Auch der Feigenbaum spielt eine bedeutende Rolle im Leben des Palästiners; er bietet außerdem für den Pflanzen- und Bibelfreund besonderes Interesse. Im Februar, nach kaum zwei Monaten der Ruhe, pulsiert im Feigenbaum schon wieder neues Leben. Noch bevor die Blätter zum Vorschein kommen, brechen aus den Achseln der schwellenden Blattknospen erbsengroße Knöllchen, die Fruchtansätze der Frühfeigen, hervor. Die Blüte ging schon früher, als diese Ansätze noch fast ganz vom Holz umschlossen waren, dem menschlichen Auge verborgen im Innern vor sich. Die warme Frühlingssonne läßt nun Blätter und Fruchtansätze sich erstaunlich rasch entwickeln. Anfang April sind die letzteren etwas größer als Kirschen geworden und finden bereits viele Liebhaber unter dem hiesigen Volk (vgl die S. 133 hervorgehobene Vorliebe für unreife Früchte). Jedermann hält sich für berechtigt, solche zu pflücken, um sie mit Salz als Delikatesse zu verspeisen. Um so weniger sieht jemand ein Unrecht darin, von allen Bäumen zu naschen, als die Frühfeigen der überwiegenden Mehrzahl nach doch im unreifen Zustande abfallen (Offb 6, 13), wenn im Mai die Ansätze der eigentlichen oder Sommerfeigen sichtbar werden. Nur diejenigen der ichḏēri-Art bleiben hängen, reifen Anfang Juni und kommen

unter dem Namen ḍēfūr als schöne, große, grünhäutige, sehr saftige Erstlinge auf den Markt. Mit ziemlicher Sicherheit dürfen im März und April von einem kräftigen Baum mit schönen, grünen Blättern in gutem Boden und sonniger Lage Ansätze zu Frühfeigen erwartet werden. Geradezu undenkbar aber ist es, daß ein gesunder Baum im August, in der Zeit der Sommerfeigen, früchteleer dasteht, denn der Feigenbaum ist ganz allgemein und regelmäßig fruchttragend. Von Ende Juli[1] bis Dezember bietet er in verschiedenen Arten dem Morgenländer seine süßen Früchte in ununterbrochener Reihenfolge dar. Ja, bis in den Januar hinein, wenn die Dezemberstürme schon alle Blätter weggefegt haben, retten sich einige Nachzügler, die letzten »Spätfeigen«. Im Libanon gibt es Sorten, die um diese Zeit erst reif werden. Das Interesse, das der Bibelleser an dem Feigenbaum hat, dürfte abgesehen von Stellen wie 1 Kö 4, 25, Lu 13, 6, Joh 1, 48 hauptsächlich durch das Gleichnis Jesu von der Verfluchung des Feigenbaums wachgerufen worden sein. Dasselbe enthält nicht nur für den Unglauben, sondern auch für manchen aufrichtigen Christen eine schwer zu billigende Handlungsweise Jesu. Denn auch dem Herrn wäre es übel angestanden, hätte er lediglich, um ein Tatgleichnis geben zu können, den Baum verflucht, weil dieser der Früchte mangelt, die er nach dem Bericht Mk 11 zur Osterzeit noch gar nicht haben konnte. Eine genaue Kenntnis der Entwickelung der Früchte des Feigenbaums, wie sie obige Darstellung zu vermitteln sucht, muß die vorhandenen Bedenken und Unklarheiten zerstreuen und die Unanfechtbarkeit des biblischen Berichtes auch in dieser Sache dartun. Jesus suchte an jenem Aprilmorgen,

---

[1] Um die Reife der Feigen im Juli zu beschleunigen und möglichst bald reife Früchte auf den Markt liefern zu können, pflegen die Fellachen die „Mundöffnung“ der Feigen, solange sie noch auf dem Baume sind, mit einem Tropfen Öl zu benetzen.

als er von Bethanien kam, nach Gepflogenheit der Landeskinder unreife Frühfeigen, wie sie der Baum, nach seinem Blätterschmuck zu schließen, hätte haben können. Der Zusatz des Markus Kap. 11,13 will sagen: In der Zeit der Sommerfeigen trägt jeder Baum Früchte, während im Frühling da und dort ein Baum auch ohne Frühfeigen sein kann. So war dieser Feigenbaum ein passendes Bild für das Volk Israel. Gleichwie jener in einer noch heute durch seine Feigenkultur bekannten Gegend am geschützten, sonnigen Ostabhang des Gebirges Juda in einem guten Boden stehend nur Blätter aufwies, so ermangelte auch Israel der im Werden begriffenen Erstlingsfrüchte, die es auf Grund des Gesetzes, der Propheten und der sorgfältigsten Pflege Gottes hätte bringen können (Mt 21,43).

Feigengärten gibt es da und dort im Lande, und was für einige Distrikte die Trauben, das sind für andere die Feigen. Die Gegend von Bethlehem, Bēt Ṣāḥūr, Bethanien, Bethel, ʻain jabrūd bis zum Anfang der Nabluser Ebene ist durch schöne Feigengärten bekannt. Diese Gärten werden einigemal umgepflügt oder gehackt, sonst aber wird nichts weiter mit ihnen getan.

Die Feigenbäume werden durch Ableger vermehrt. Will man von einem Baum eine andere Sorte Feigen erzielen, so schneidet man den Stamm unmittelbar am Boden ab und vollzieht die Veredlung durch beiderseitiges Propfen in den Spalt. Die Edeltriebe können im ersten Jahr schon mehr als mannshoch werden und sogar einige Früchte tragen.

Ein guter Teil der Feigen wird frisch verzehrt, ein bedeutend größerer an der Sonne getrocknet. Wenn die Feigen eines Baumes infolge des welk gewordenen Stieles schlaff herabhängen, so schüttelt man den Baum, liest die abgefallenen Früchte zusammen und breitet sie auf der Erde aus, um sie etliche Tage von der Sonne bestrahlen zu lassen. Zur Aufbewahrung für den Winter werden sie in einer

Tontruhe fest zusammengepreßt, daß die Luft keinen Zutritt hat und sie sich weich und gut erhalten. Getrocknete Feigen werden auch zur Schnapsfabrikation verwendet.

Von den etwa 20 Feigensorten seien folgende genannt: 1) dēfūr Frühfeigen, S. 142; 2) ichḏēri nennt man die zweite Ernte der Frühfeigenbäume, grünlichgelb; 3) na‘ēmi oder ‘anāḳi Feige und Stiel länglich, grün bis gelb, ebenfalls frühreif; 4) mûllēsi oder muāsi groß, länglich, bräunlich, innen weiß; 5) ßbā‘i groß, rund, außen blauschwarz, innen rot, ein wenig säuerlich. Nummer 1, 4 und 5 sind die besten Eßfeigen. 6) ßuādi schwarz, innen rot, mäßig groß; 7) charrūbi schwarzbraun, innen rot, groß, mehr länglich als ßuādi; 8) bjāḏi groß, grün, am Stiel länglich, innen weißlich. Nummer 7 und 8 geben die besten ḳuṭṭēn d. h. getrockneten Feigen. 9) churtmāni groß, rötlich angehaucht, innen weiß bis rötlich; 10) ṛuslāni oder ‘aġlōni klein und süß; 11) schnāri grün, mit sehr zarter Haut, innen rot, sehr süß, haben oben an der Mundöffnung häufig einen Tropfen Saft; 12) iḥmēri rund, außen und innen rötlich; 13) buḳrāṭi großköpfige Feigen.

Gemüse gedeihen nur da recht, wo gewässert werden kann, obschon manche Arten wie Kusa und Tomaten sehr gut auch ohne Wasser gedeihen und Melonen überhaupt nur auf den Tau angewiesen sind. Liefert eine Quelle das Wasser für mehrere Gärten, so ist es so eingerichtet, daß jeder Landbesitzer seine bestimmten Tage und Stunden hat, in welchen er das Wasser in Kanälchen auf sein Land leiten darf. In solchen berieselten und auch gedüngten Gärten werden fast das ganze Jahr hindurch die verschiedensten Gewächse gepflanzt. Die gewässerten Gemüse nennt man ßaḳi. Es sind Kraut[1], neuerdings auch Sauerkraut, Eiergewächs[2] oder Melanzane (Solanum melongana), weiße[3] und gelbe[4] Rüben, Griechenhorn[5], Rettiche[6], Artischocken[7], Pfeffer[8], Zuckererbsen[9], Bohnen[10], Flaschenkürbis[11] — kann monatelang aufbewahrt werden —, gemeine Gurken[12], Zwiebel[13], Knoblauch[14] und verschiedene Salate[15].

---

[1] malfūf [2] bedinġān [3] lift [4] ġäsar [5] bāmje [6] fiġl [7] arḏeschōke [8] flēfle [9] basēlla [10] lūbia [11] ḳara‘ [12] chiār [13] baṣal [14] tūm [15] chaßß.



Früchte des H. Landes.

Die trocken, ohne Bewässerung gedeihenden Gemüse heißen ba'l; sie werden in der Ebene im März, im Gebirge im April ausgesät und sind in ihrem Wachstum von einem lockeren Boden und reichlichen Tau abhängig. Hiezu gehören Tomaten[1], Markkürbis[2], Schlangengurken[3] und Melonen[4]. Tomaten können auf berieseltem Land das ganze Jahr hindurch gepflanzt werden. Der Blumenkohl[5] kommt als kleiner Setzling schon im Frühjahr an seinen Platz, harrt ohne jegliche Bewässerung den heißen Sommer aus und fängt mit dem ersten Regen an, sich zu den herrlichsten Köpfen zu entfalten, die alljährlich im Winter den Markt zieren und ein sehr beliebtes Gemüse geben. Seit mehreren Jahren werden, hauptsächlich in der Ebene, auch Kartoffeln gepflanzt. Dies geschieht, wenn man recht frühzeitige bekommen will und man mit der Gefahr des Erfrierens nicht rechnet, schon mit dem ersten Regen, andernfalls ist Februar der geeignetste Termin. Die Kartoffeln reifen rasch, sie werden schon Ende Mai eingeheimst. Leider lassen sie sich hierzulande nur einige Monate lang aufspeichern. Der Same muß immer neu bezogen werden.

Es ist ein wunderbarer Segen, der trotz aller Vernachlässigung dem Boden des H. Landes noch heute entströmt. Wenn überall so wie seit einigen Jahren in 'ain kārim, Bethlehem und von seiten der Europäer noch da und dort der Boden kultiviert würde, so könnte er eine Fülle von Produkten aller Art erzeugen. Da das kleine Palästina in seinen einzelnen Teilen so verschiedenartige klimatische und Kulturverhältnisse aufweist, so hört das Ernten eigentlich nie auf. Kaum geht eine Frucht zur Neige, so wird sie schon durch die Reife einer andern abgelöst, wenn auch nicht immer in derselben Gegend. Das Wort 3 Mo 26, 5: „Die Dreschzeit

---

[1] bandōra [2] kūßa [3] faḳḳūß oder im Libanon miḳṯā und ḳiṯṯā
[4] baṭṭīch [5] ḳarnabīṭ

soll reichen bis zur Zeit der Weinernte und die Weinernte bis zur Zeit der Saat", das dem Volk Israel als eine Verheißung reichen Segens gegeben wurde, trifft noch immer zu. Der Ernte der Getreidearten und Hülsenfrüchte schließt sich unmittelbar die der Weintrauben an. Rechnen wir noch die verschiedenen Gemüse, Gurkenarten und Baumfrüchte dazu, so kann man mit Recht von einer ununterbrochenen Erntezeit reden. Den Reigen eröffnen anfangs Mai die süßen und etwas später die säuerlichen Maulbeeren, ihnen folgen die Mischmisch, eine kleine Aprikosenart, die dem Gaumen zwar vorzüglich mundet, aber wegen der den Verdauungsorganen gefährlichen Schärfe sparsam genossen werden sollte[1]. Pflaumen, Pfirsiche und Kernobst schließen sich im Juni an und schon werden auch die süßen Feigen reif. Vom Tau des Himmels getränkt schenkt Gott dann im Juli das große Heer der saftigen Gurkenarten, die vom Volk vielfach roh gegessen werden, der noch saftreicheren Melonen und süßen Kaktusfeigen. Zu ihnen gesellen sich um dieselbe Zeit des Weinstocks edle Früchte, später im August und September die Granatäpfel, Quitten, Nüsse, Sa'rur, Oliven und Bananen. In den Winter hinein halten Feigen, Trauben, Melonen, Zuckerrohr, Datteln und Damaskus-Äpfel aus. Diesem herrlichen Früchtekranz geben die goldgelben Orangen und Zitronen vom November bis in den Mai einen würdigen Abschluß.

[1] Aus durchgetriebenen Aprikosen werden dünne, lederartige Fladen, ḳamardîn genannt, bereitet, die man entweder trocken oder in Wasser aufgelöst als eine Art Kompott verspeist.

Früchte- und Gemüsekalender.

(Die römischen Ziffern I, II und III bedeuten erstes, zweites und drittes Drittel des Monats).

	Blüte bzw. Aussaat	Reife bzw. Ernte
Apfel	I April	III Mai und Juni[1]
Aprikose	Februar	II Mai[2]
Bamje s. Griechenhorn (hibiscus esculentus)		
Banane kommt von September an auf den Markt.		
Bandora s. Tomate.		
Bedindschan s. Melanzane.		
Birne	II—III März	Juni bis August
Blumenkohl s. S. 145		
Bohne	I März[3]	April
Dattel	Frühjahr	Okt.—Nov.
Dura s. Sommerhirse.		
Faḳḳūß s. Schlangengurke.		
Feigbohne	Okt.—Nov.	I Mai
Feige vgl. das S. 141 ff. Gesagte.		
Flaschenkürbis	April	Ende Sommer
Gerste	November	III Mai bis I Juni[4]
Granatapfel	April	September
Griechenhorn	Mai	Juli bis August
Gurke[5]		
ḥummuß s. Kichererbse		
Johannisbrot	November	Ende Sommer
Kaktusfeige	Mai	Juli bis I September
ḳara' s. Flaschenkürbis		
Kichererbse	III April	I Juli
Küßa s. Speisekürbis		
Linse wie bei Wicke		
Mandel	Februar	Juli, August
Maulbeere a) süße	März	III April und I Mai
b) saure	April	Mai, Juni
Maulbeerfeige reift 3—4 mal im Sommer		
Melanzane oder Eiergewächs wie bei Tomate		
Melone	März und April[6]	Ende Juni bis Sept.[7]
Nuß		Sept.—Okt.
Olive	III April[8]	I Okt.—Nov.

[1] Damaskus-Äpfel im Herbst. [2] kommen um diese Zeit von der Ebene. [3] in der Ebene auch schon früher gesteckt; wo gewässert werden kann, kann man den ganzen Sommer pflanzen. [4] Wie in der Ebene alles durchschnittlich einen Monat früher reicht, so gilt das auch von den Getreidearten; Gerstenernte in der Ebene III April und I Mai vgl. S. 126. [5] reift in Engeddi und Jericho im März, auf dem Gebirge im Mai und Juni. Nach einer Pause gibt es wieder im September und Oktober. [6] Spätmelonen im Mai gesteckt. [7] lassen sich bis Januar aufbewahren. [8] Ebene: III März.

kann etwa 120 kg Oliven oder 25 l Öl einbringen. Die Palästiner wissen diesen Baum wohl zu schätzen, denn nicht nur liefern die Beeren und das Öl dem Gesunden ein vortreffliches Nahrungsmittel (Kap. 19), nicht nur erhellt letzteres in langen Winternächten die dunkle Hütte, sondern es dient dem Kranken auch als Arzenei in allerlei Leibesnöten (Mk 6, 13). Auch salben sich die Araber gerne damit wie in biblischer Zeit die Israeliten (5 Mo 28, 40; Ps 92, 11). Sie reiben sich vom Kopf bis zum Fuß ein und behaupten, davon stark und kräftig zu werden. Die Sitte, das Haupt des Gastes mit Öl zu salben (Ps 23, 5; Lu 7, 46) ist nicht mehr gebräuchlich.

Auch der Feigenbaum spielt eine bedeutende Rolle im Leben des Palästiners; er bietet außerdem für den Pflanzen- und Bibelfreund besonderes Interesse. Im Februar, nach kaum zwei Monaten der Ruhe, pulsiert im Feigenbaum schon wieder neues Leben. Noch bevor die Blätter zum Vorschein kommen, brechen aus den Achseln der schwellenden Blattknospen erbsengroße Knöllchen, die Fruchtansätze der Frühfeigen, hervor. Die Blüte ging schon früher, als diese Ansätze noch fast ganz vom Holz umschlossen waren, dem menschlichen Auge verborgen im Innern vor sich. Die warme Frühlingssonne läßt nun Blätter und Fruchtansätze sich erstaunlich rasch entwickeln. Anfang April sind die letzteren etwas größer als Kirschen geworden und finden bereits viele Liebhaber unter dem hiesigen Volk (vgl die S. 133 hervorgehobene Vorliebe für unreife Früchte). Jedermann hält sich für berechtigt, solche zu pflücken, um sie mit Salz als Delikatesse zu verspeisen. Um so weniger sieht jemand ein Unrecht darin, von allen Bäumen zu naschen, als die Frühfeigen der überwiegenden Mehrzahl nach doch im unreifen Zustande abfallen (Offb 6, 13), wenn im Mai die Ansätze der eigentlichen oder Sommerfeigen sichtbar werden. Nur diejenigen der ichḏēri-Art bleiben hängen, reifen Anfang Juni und kommen

bei den Beduinen zwischen zwei Stangen des Zeltes aufgehängt ist, heftig und lange hin- und hergestoßen, bis sie sich zu Butter verdickt hat. Die dabei sich abscheidende Butter- oder Sauermilch (läbän) ist ein sehr beliebtes Nahrungsmittel. Eine andere Art läbän, unsere deutsche Dickmilch, wird unmittelbar aus Süßmilch bereitet, indem man diese kocht und ihr sofort eine sehr kleine Portion Sauermilch[1] beimischt, die Gefässe dicht mit Tüchern bedeckt, worauf sie alsbald zu gerinnen anfängt und innerhalb eines Tages zu wohlschmeckender Dickmilch wird.

Aus der im Haushalt überflüssigen Milch wird Käse[2] und Kischk d. i. getrocknete Dickmilch bereitet. Man schlachtet ein noch säugendes Ziegenböcklein, salzt und pfeffert den Inhalt[3] des Magens, entnimmt ihm eines der Milchklümpchen — der Rest kann aufbewahrt werden —, umhüllt es mit einem Läppchen und reibt damit, stets von Milch befeuchtet auf der Handfläche hin und her, bis das Stückchen sich in eine untergestellte Schüssel voll süßer, lauer Milch aufgelöst hat. Hierauf gerinnt die Milch und scheidet sich in Wasser und Dickmilch ab, welche man in Tücher faßt und mit der Hand in beliebige, ein bis zwei Hand große, 2 cm dicke Scheiben formt. Dieser Käse ist kräftig und, solang er frisch ist (1 Sa 17,18), auch wohlschmeckend.

Kischk wird aus Sauermilch gewonnen, welche man in einen Sack[4] faßt, der das sich abscheidende Wasser durchläßt. Die dickliche Milch wird entweder mit grobem Mehl vermischt oder auch nicht, mit Salz bestreut, in Klümpchen von Eiergröße geballt und in der Sonne getrocknet. Sorgfältiger verfährt man im Libanon. Man gießt auf Weizengraupen zuerst süße Milch, nach zwei Tagen saure Milch und so täglich acht Tage lang etwas Milch, bis die Graupe,

---

[1] rōbe d. h. Geronnenes. [2] ǵibn [3] māßāh [4] aus weißem Stoff, chām oder mālṭi genannt.

die man nebenbei knetet, erweicht ist. Jetzt läßt man die Masse ein wenig in der Sonne trocknen und verreibt sie unmittelbar darauf mit den Händen zu einem griesartigen Mehl. Der Kischk wird mit gehacktem Fettfleisch, Knoblauch und Wasser zu einer dicken Suppe gekocht und mit Brot gegessen; auch kann er in Wasser aufgelöst genossen werden. Siehe außerdem Kap. 19 unter „Nationalgerichte“.

Schmalz[1] d. i. ausgekochte Butter liefern in größerer Menge hauptsächlich die Beduinen. Es ist meist unrein, so daß es nochmals gekocht werden muß. Auch die Butter — da die meisten Kühe in der besten Milchzeit anstrengende Feldarbeit verrichten müssen, so kommt hauptsächlich Ziegenbutter in Betracht — ist weiß und wegen der sich darin findenden Ziegenhaare nicht sehr appetitlich.

Leider ist die für die Kasse des Viehhirten ergiebigste Zeit nur von kurzer Dauer. Im Mai schon vertrocknen die Weidegräser. Das Rindvieh, das jetzt fast unausgesetzte Ruhe genießt und daher eher Milch liefern könnte, erhält nur Häckselstroh zur Nahrung. Will man durchaus Milch erzielen, so reicht man Ölkuchen[2] aus Sesamtrebern (S. 130). Nur kümmerlich wird das Leben dieser Tiere gefristet; geht ein Stück aus Mangel an genügender Nahrung zu Grunde, so hat es eben Allah so gewollt, der Verlust wird konstatiert und getragen. Günstiger liegen die Verhältnisse für Ziegen und Schafe. Sie finden auch im Sommer, Herbst und Winter auf den mit Büschen und Dornen bewachsenen Hügeln zur Not ihre Nahrung. Geht aber in den magereren Gegenden auch diese aus, so ziehen die größeren Viehbesitzer in östlichere Distrikte bis ins Jordantal und überwintern hier, wobei sie des Abends der Sicherheit wegen ihre Herden in einem gemeinsamen Lager vereinigen und in den natürlichen Höhlen übernachten (1 Sa 24, 4). Ein solches Lager[3] ist

[1] ßämn [2] kißbe [3] ḥas̱īre oder ṣīra

zum Schutz gegen wilde Tiere mit einer mannshohen Mauer aus losen Steinen umfriedigt, mit Dornen bewehrt und befindet sich unmittelbar vor der Höhle. Es wird außerdem noch von Hunden bewacht (Hi 30, 1). Die Herden der Beduinen übernachten in einem großen Platz[1], der von den Zelten der Beduinen umgeben ist. In ähnlicher Weise zogen die Brüder Josephs mit ihren Herden Weideplätze suchend im Land umher[2] (1 Mo 37, 12—17), und in den Ostabhängen des Gebirges hatte der reiche Viehhirte Nabal sein Wesen (1 Sa 25, 2 ff; Karmel und Maon liegen südöstlich von Hebron). Des Morgens treten die Hirten an das Lager heran und stoßen von Zeit zu Zeit Lockrufe aus. Alsbald wird die Menge unruhig, die Tiere erheben sich, bewegen sich nach verschiedenen Richtungen und scharen sich allmählich je um ihren Hirten. Muß dieser auch lange rufen, immer gelingt es ihm, seine eigenen Tiere um sich zu sammeln, aber nie würden sie sich um einen fremden Mann scharen, denn sie kennen des Fremden Stimme nicht (Joh 10, 3—5). Die nomadische Bevölkerung nährt sich einen großen Teil des Jahres von ihrem Weidevieh. Im Frühling schwelgt der Beduine im Überfluß und mästet[3] sich, damit er in der mageren Zeit darben kann. Kommt ein Gast unter das Zeltdach des Beduinen so wird er in ähnlicher Weise wie einst jene drei Gäste von dem großen Beduinenschech Abraham mit Brot, Milch, Butter und Käse bewirtet und ihm, falls er besonderer Ehre wert gehalten wird, auch ein Schaf geschlachtet (1 Mo 18, 5—8).

Unter Bezugnahme auf zwei Bibelstellen mögen noch einige Bemerkungen über den Wurf der Ziegen und Schafe sowie über die Schafschur einen Platz finden. Die Ziegen

---

[1] marāḥ [2] man sagt von solchen umherziehenden Hirten: hum fil-ʿisb oder muʿasbīn sie sind im Freien lebend, vergl. Lu 2, 8.
[3] binßaḥ



Schafherde in der Wüste Juda.

bringen zu vier verschiedenen Zeiten entweder im Winter, Frühling, Sommer oder Herbst Junge zur Welt.

Entsprechend diesen Zeiten des Wurfs heißen die Jungen erstens baddāra, auch milādijjāt und ᵉrṭāßijjāt d. h. die im Dezember und Januar als Erstlinge zur Zeit des Weihnachts- und Epiphanienfestes Geborenen, zweitens rabī'ijjāt d. h. die im Frühling, etwa Mitte Februar bis Mitte April Geborenen, drittens ṣēfijjāt d. h. die im Sommer etwa Juni und Juli Geborenen, viertens sētūnijjāt d. h. die um die Olivenernte etwa Oktober und November Geborenen. Die baddāra und rabī'ijjāt sind Erst- oder Frühlinge, die ṣēfijjāt und ṣētūnijjāt Spätlinge. Die baddāra kommen in der geeignetsten Zeit zur Welt, indem sie nach zweimonatlichem Säugen noch den ganzen Frühling gute Weide finden und daher groß und kräftig werden. Schon weniger günstig liegen die Verhältnisse bei den rabī'ijjāt, die nach der Entwöhnung im Mai nicht mehr viel Gras finden und darum weniger stark werden. Die ṣēfijjāt und noch mehr sētūnijjāt aber finden weder bei den Müttern genügend Milch noch auf der Weide grünes Gras, darum bleiben sie schwächlich und klein. Die Trächtigkeit ('ischār) der Ziegen und Schafe dauert etwas über fünf Monate, und es ist in einer Herde von 100 Ziegen die Zeit des Laufs (hidād) bei 50—60 Stück im August und September — diese bringen baddāra —, bei weiteren 20 im Oktober und November — sie gebären rabī'ijjāt —, 10 weitere werfen ṣēfijjāt und die letzten 10 d. h. alle diejenigen, welche abortierten oder ihre Jungen durch den Tod alsbald verloren haben, werden im Mai oder Juni zum zweitenmal trächtig und bringen sētūnijjāt. Aus dem Gesagten erklärt sich die Handlungsweise eines Jakob (1 Mo 30, 37—43), der die streifig geschälten Stäbe in der Brunstzeit der baddāra, möglichenfalls auch der rabī'ijjāt, in die Rinnen legte, wodurch ihm sowohl die kräftigsten als auch die meisten Tiere zufielen.

Die Zeit des Wurfs der Schafe ist Dezember und Januar. Eine kleine Anzahl Herde beschenkt den Hirten abwechslungsweise auch zweimal im Jahr mit Lämmern, indem sie im Dezember (Frühlinge) und im Juni (Spätlinge) werfen, worauf im nächsten Jahr wieder nur ein Wurf erfolgt.

Rührend ist die Sorgfalt, mit welcher der Hirte sich eines müden oder kranken Lämmchens annimmt. Wenn er die Herde ins Lager treibt, so sieht man ihn häufig ein oder zwei Lämmer im Busen (S. 47) tragen (Jes 40, 11).

Die Schafschur ist vom Beginn der wärmeren Jahreszeit abhängig und findet gewöhnlich Ende April oder Anfang Mai statt. Sie in früherer Zeit vollziehen zu wollen, würde den Tieren wegen der kalten Nächte schaden. Reiche Herdenbesitzer, z. B. ein Schech, der einige Hundert Schafe hat, besorgen sich hiefür Hilfspersonal[1] oder Schafscherer. Nach Beschluß der Arbeit ist es althergebrachte Sitte, diesen Leuten ein Mahl mit Schafbraten zuzurichten (1 Sa 25).

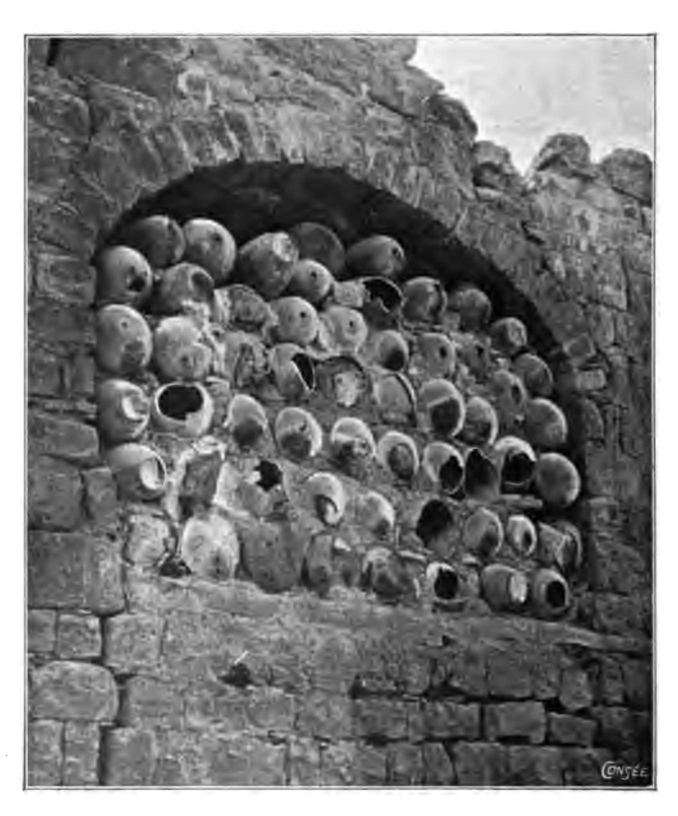
* * *

Die klimatischen und pflanzlichen Verhältnisse Palästinas sind für die **Biene**[2] so günstig, daß sie ohne Pflege fortkommt. Wenn man trotzdem verhältnismäßig selten einen wilden Schwarm findet und auch die Bienenzucht sich in bescheidenen Grenzen hält, so liegt das einerseits an dem mangelnden Schutz für die wilde Biene, die in dem waldarmen Lande kaum einen Bergungsplatz mehr findet, wo nicht die habgierige und zerstörende Hand des Fellachen hingelangt, anderseits in dem geringen Verständnis der Bauern in Sachen einer rationellen Bienenzucht.

Es gibt fast in jedem Dorf einen Bienenliebhaber, der in irgend einer warmen Ecke einen, wenn auch bescheidenen Stand hat. Als Wohnung der Biene dient ein bauchig-cylindrischer Tontopf, der vorne ein 2 cm großes Flugloch hat, hinten durch einen Deckel mit Lehm luftdicht verschmiert ist. Die Töpfe sind 60 cm lang und 25 cm weit und liegen pyramidal[3] übereinander. Einmal im Jahr werden die Töpfe geöffnet, wobei die Bienen durch Rauch betäubt und die Waben zerstört werden, so daß die Tierchen sie bei jeder Tracht neu bauen müssen. Der Honig wird zur Hälfte entnommen und der Stock wieder geschlossen. Im übrigen schenkt man den Bienen keine Beobachtung. Sie bleiben der

---

[1] ʻūne [2] naḫle [3] falls nicht der Raum es anders gebietet.



Bienenstand eines Fellachen.

Fürsorge Allahs überlassen, und sollten während des Winters einige Stöcke verhungern oder erfrieren, so heißt es: „von Gott“ und dagegen läßt sich nichts machen. Ein solcher Topf gibt etwa 3 kg Honig und 1 kg Wachs. Angesichts solcher Vernachlässigung will der jetzige Ertrag noch ein beachtenswerter heißen.

Weit gewinnbringender ist dem gegenüber die rationelle Bienenzucht. Ohne besondere Schwierigkeit können vom Stock vier Honigtrachten oder 50 kg geerntet werden. Fehljahre gibt es nicht. Der bedeutendste Bienenzüchter des H. Landes ist Herr Henri Baldensperger. Um zu solchen Erträgnissen zu gelangen, muß dieser Imker das Jahr hindurch den Standort wechseln. Im Februar befliegen seine Völker die Blüten der Mandel- und Aprikosenbäume und der Ackerbohnen in der Umgebung von Ramle. Im März und April stehen seine Kästen inmitten der riesigen Orangengärten Jaffas, und es wird der Orangenhonig geschleudert. Hierauf siedelt Herr B. wieder landeinwärts auf die Ebene Saron, wo Senf, Boretsch, Kaktus, Akazien und der Azedarachbaum[1] ihre Süßigkeit hergeben. Ein Teil der Bienen wird im Mai aufs Gebirge ins uādi ʻali transportiert, wo ungezählte Thymianbüsche in zwei Arten[2] zu blühen begonnen haben, während der andere Teil in der Ebene bei el-murār verbleibt und Hyoscyamus aureus L, im Juni und Juli den Keuschlammstrauch[3] und Prosopis Stephaniana Spr.[4] befliegt. Reiche Beute liefert dann im August eine überall wuchernde und verhaßte Distelart, Kentrophyllum syriacum[5], wovon 60 Völker innerhalb zwei Wochen schon 7 Zentner geerntet haben. Der ins Gebirge verbrachte Teil

---

[1] Melia Azedarach L., ar. ẞenẞilacht [2] saʻtar eḥmār und saʻtar ẞábāle [3] Vitex agnus castus, fellachisch ṛār, was eigentlich »Lorbeer« heißt. 4 janbūṭ [5] ḳūṣ, auch ḳōṣ, wahrscheinlich die in 1 Mo 3, 18 genannte Distelart.

kommt im Juli und August noch nach Artas bei Bethlehem, wo ganze, in der Ferne öde aussehende Hügelflächen von einer später blühenden Thymianart schöne Erträgnisse des köstlichsten Nektars gewähren. So können die Bienen vom heitersten Wetter begünstigt vom Februar bis September fast ununterbrochen sammeln, fürwahr eine günstige Konstellation der Verhältnisse. Der palästinische Honig ist außerordentlich aromatisch. 1 kg Thymianhonig kostet 90 Pfg, Orangenhonig 1, 20 Mk. Man hat hier drei Arten der Honigbiene (Apis melifera), welche sich in der mehr oder weniger hellen Färbung der gelben Leibesringe unterscheiden: die ägyptische oder Palästinabiene, die syrische und die cyprische Biene.

Daß die Biene den Hebräern ein wohlbekanntes Tier war, dafür ist nicht nur der Name Debora d. i. Biene (1 Mo 35,8; Ri 4,5), sondern auch die Wertschätzung des Honigs ein Zeugnis (1 Sa 14,27; 2 Sa 17,29; Ps 19,11; Jes 7,15; Spr 24,13). Ob sie aber eigentliche Bienenzucht getrieben haben, ist trotz der Erwähnung des Honigs unwahrscheinlich. In den meisten Fällen dürfte von dem unten erwähnten Traubenhonig oder von dem Honig wilder Bienen (5 Mo 32,13; Ri 14,8; 1 Sa 14,25; Mt 3,4), die damals sehr zahlreich gewesen sein müssen, die Rede sein. Auch scheint der Umstand, daß in der Bibel die Biene nicht das Bild des Fleißes und der Nützlichkeit, sondern das eines Verfolgers ist (5 Mo 1,44; Ps 118,12), nicht dafür zu sprechen, daß die Israeliten eifrige Imker gewesen waren. Noch gewichtiger fällt in die Wagschale, daß das im Grundtext für »Honig« stehende Wort debäsch eigentlich »Eingedicktes« bedeutet, eine Bezeichnung, die weniger für den Bienenhonig als vielmehr für den heute noch viel produzierten Traubenhonig zutrifft (vgl. seine Bereitung S. 135), und an den man um so eher denken darf, als das arabische Wort dibß für Traubenhonig seiner Wurzel nach noch dasselbe wie das ebräische debäsch ist. Endlich darf nicht übersehen

werden, daß die Worte »Milch und Honig« ein zusammenfassender Ausdruck für die beiden Hauptprodukte Kanaans sein sollen, und als solches kann neben Milch, dem Erzeugnis der Viehwirtschaft, unmöglich der Bienenhonig, sondern nur der Traubenhonig, ein Erzeugnis des Weinbaus, gemeint sein. Dafür spricht auch die Tatsache, daß Kanaan ein gut bebautes Land mit Rebenkultur war (5 Mo 6,11), und daß die Bibel in manchen Stellen, wo sie von dem seit Alters (2 Mo 3,8) gebräuchlichen Ausdruck »Milch und Honig« abweicht, geradezu »Wein« oder »Wein und Milch« als die Hauptprodukte des Landes bezeichnet (Amos 9,13. 14; Joel 3,23; 1 Mo 49,11.12). An Traubenhonig wird insbesondere da zu denken sein, wo der Honig als ein spezifisches Landesprodukt und als Ausfuhrartikel erscheint (1 Mo 43,11; Hes 27,27); denn auch heute noch wird dibß (Traubenhonig) von den Eingebornen ausgeführt, während ʻaßal (Bienenhonig) nur einige europäische Imker in den Handel bringen.

„Ein Land, wo Milch und Honig fließt", ist uns allen ein von der Schule her geläufiges Wort, und wir deuten es uns gewöhnlich auf die große Fruchtbarkeit des alten Kanaan. Zweifelsohne darf es aber auch buchstäblicher genommen werden in dem Sinn, daß die beiden köstlichen Produkte «Milch und Traubenhonig« in solcher Fülle vorhanden waren, daß das H. Land diesen Ausspuch rechtfertigte. Wenn wir erwägen, daß die Hebräer ein Hirtenvolk waren, das nach den Berichten der Bibel zu schließen (Ps 65, 14; 2 Chr 7, 5 und 26, 10; vgl. auch Hi 1, 3), große und viele Herden gehabt haben muß, und das mit der Besitzergreifung Kanaans auch ein ackerbautreibendes Volk wurde, als dessen Beschäftigung nächst dem Getreidebau immer auch die Kultur der Rebe obenan stand, wenn wir ferner bedenken, daß die Bebauung des Landes in biblischen Zeiten eine viel allgemeinere und intensivere als heute war, so dürfen wir kühnlich behaupten, daß das bekannte Bibelwort vollkommen zu-

traf. Heutzutage liegen die Verhältnisse freilich ungünstiger; dessenungeachtet verdient Palästina unter gewissen Bedingungen seinen alten Ruhm. Der Boden ist ungemein fruchtbar, wiewohl ihm auf weiten Strecken nur eine dünne Humusschichte verblieben ist. Bei fleißiger Arbeit, die, nebenbei gesagt, von jeher der Boden des Landes erforderte, bei einem verständigen Betrieb der Landwirtschaft und weiser Mithilfe der Regierung könnten ihm Ströme von »Milch und Honig« abgewonnen werden. Die großen Ebenen wären imstande Hunderte von Herden zu ernähren. Die scheinbar unfruchtbaren Hänge warten nur des Anbaus, um wie Ölbäche (Hi 29, 6) so auch Weinbäche zu ergießen oder Trauben zu liefern, die einerseits monatelang frisch genossen, anderseits als Rosinen, Traubenhonig und Traubenkuchen ein vorzügliches Nahrungsmittel geben. Was 5 Mo 32, 13 in poetischer, aber zutreffender Sprache schildert, ist eine allen Winzern des Gebirges bekannte Tatsache, nämlich daß die Rebe mit Vorliebe zwischen Steinen wurzelt, weil sie hier den Sommer über Kühle und Feuchtigkeit findet, und daß oft felsige Hänge mit den schönsten Olivenbäumen bestanden sind. So hat Gott sein Volk Israel in Wahrheit Traubenhonig saugen lassen aus Steinen und Öl aus Felsen. Daneben dürfen wir in der jetzigen Zeit wohl auch des Naturhonigs gedenken. Die großartigen Orangenhaine Jaffas und Sidons und die zahllosen, mit gewürzigen, honigreichen Blumen bestandenen Ebenen und Hügel bergen jährlich reiche Schätze des köstlichen Honigseims, die zu heben manchem Imker lohnende Arbeit gewähren würden.



Kapitel 17.

Kauf und Verkauf.

Kapitel 16,

Steuerverhältnisse

mußte aus besonderen Gründen nach Drucklegung wieder entfernt werden.

[illegible] Haus beziehen wollte, fand er ein Aas daran aufgehängt, das dschaḥa nur gegen viel Geld wieder entfernte. Seitdem wird der Ausdruck vom »Nagel oder Pflock des dschaḥa[2]« für den Fall angewendet, daß jemand beim Verkauf eines Landstückes einen kleinen Teil davon durchaus nicht veräußern will, in der eigennützigen Absicht, später vom Käufer jeden beliebigen Preis fordern zu können[3]. Auf derselben Basis beruht das Sprichwort[4]: „Sie hat nun

---

[1] ḥiġġe [2] uatad ġaḥa [3] ZDPV, Band XIX, S. 75 [4] ṣār ilha bēt u mußmār fil-ḥēṭ

traf. Heutzutage liegen die Verhältnisse freilich ungünstiger; dessenungeachtet verdient Palästina unter gewissen Bedingungen seinen alten Ruhm. Der Boden ist ungemein fruchtbar, wiewohl ihm auf weiten Strecken nur eine dünne Humusschichte verblieben ist. Bei fleißiger Arbeit, die, nebenbei gesagt, von jeher der Boden des Landes erfordert, bei einem verständigen Betrieb der Landwirtschaft und weiser Mithilfe der Regierung könnten ihm Ströme von »Milch und Honig« abgewonnen werden. Die großen Ebenen wären im stande Hunderte von Herden zu ernähren. Die scheinbar un-



...ten. Die großartigen Orangengärten Jaffas und Sidons ... die zahllosen, mit gewürzigen, honigreichen Blumen be-...nen Ebenen und Hügel bergen jährlich reiche Schätze ...köstlichen Honigseims, die zu heben manchem Imker loh-...e Arbeit gewähren würden.

Kapitel 17.

Kauf und Verkauf.

Manchen Zug echt orientalischen Wesens bieten Kauf und Verkauf dem Beobachter dar. Beim Verkauf von größeren Wertobjekten ist eine gerichtliche Urkunde[1] erforderlich. Dabei hat sich der Käufer genau zu informieren, ob der Kaufbrief formell allen Bedingungen entspricht und inhaltlich so gefaßt ist, daß hinterher keine Ansprüche geltend gemacht werden können. Reservatrechte irgend welcher Art können lästige Folgen nach sich ziehen und haben Anlaß zu einem fliegenden Wort und einer sprichwörtlichen Redensart gegeben. Der arabische Schwänkemacher dschaḥa — so erzählt man — bedingte sich beim Verkauf seines Hauses das Recht aus mitten im Zimmer einen Nagel als sein Eigentum behalten zu dürfen. Als nun der neue Besitzer das Haus beziehen wollte, fand er ein Aas daran aufgehängt, das dschaḥa nur gegen viel Geld wieder entfernte. Seitdem wird der Ausdruck vom »Nagel oder Pflock des dschaḥa[2]« für den Fall angewendet, daß jemand beim Verkauf eines Landstückes einen kleinen Teil davon durchaus nicht veräußern will, in der eigennützigen Absicht, später vom Käufer jeden beliebigen Preis fordern zu können[3]. Auf derselben Basis beruht das Sprichwort[4]: „Sie hat nun

[1] ḥiġġe [2] uatad ġaḥa [3] ZDPV, Band XIX, S. 75 [2] ṣār ilha bēt u mußmār fil-ḥēṭ

ein Haus und einen Nagel in der Wand" d. h. sie pocht auf ihre jetzige, etwa durch Verheiratung besser gewordene Stellung. Ein Nagel in einer Wand oder Mauer bedeutet Geltendmachung von Eigentumsrechten auf die Mauer. Denselben Sinn dürfen wir vielleicht auch den vielen Nägeln in den Ritzen der „Klagemauer der Juden" oder in den Wänden der Grabeskirche, die bekanntlich mehreren Konfessionen angehört, und wahrscheinlich auch den Stellen Esra 9, 8 und Jes 22,23—25 unterlegen.

Es ist nicht etwa orientalisch umständliche Darstellungsweise, wenn 1 Mo 23, 17 erzählt: „So ward bestätigt ... das Feld und die Höhle, die darin war und alle Bäume, die auf dem Felde, die in seiner ganzen Grenze ringsum standen, dem Abraham zum Eigentum", sondern sachkundige Kenntnis der Rechtsverhältnisse, wie sie in diesem Punkt heute noch dieselben sind. Es ist z. B. beim Kauf eines mit Bäumen bestandenen Landstückes notwendig, daß die Urkunde auch die Erwerbung der Bäume nennt, wenn anders man nicht riskieren will, daß eines Tages der Verkäufer des Grundstückes mit vollem Recht sich anschickt, die Baumfrüchte zu pflücken.

In derselben Weise wie zu Abrahams Zeiten pflegt der Verkäufer noch heute zur Einleitung zu sagen: „Nimm's umsonst[1], ich schenke es dir" (1 Mo 23, 11), bis er nach einigem geheuchelten Zögern einen zu hohen Preis fordert, wobei er unverfroren genug ist hinzuzufügen: aber was ist das zwischen mir und dir[2] (V. 15.)? Jetzt ist es Sache des Käufers das Feilschen fleißig zu praktizieren, denn er kann sicher sein, daß er um das Vierfache überfordert worden ist. Selten geht ein Verkauf ohne Zwischenhändler[3] vor sich, für die eine gute Belohnung abfällt, und die zugleich als

[1] chud bil-bälāsch! [2] ualākin schu hādä bēni u bēnak?
[3] ßumßār Pl. ßamāßira oder ßumßarīje

Zeugen des Handels walten. Beim Verkauf von Tieren wird dreimal die rechte Hand ineinander geschlagen und mit Einschluß aller eventuell nachträglich zum Vorschein kommenden Fehler des Tieres gefragt: „Kaufst du dieses hier stehende, einäugige, lahme, krüppelhafte Tier, das, mit einem Wort, wie geschlachtetes Fleisch im Korb ist“[1]? worauf der Käufer antwortet: „Ich habe es gekauft“, und es mit einem „Gott segne es dir[2]“ des Verkäufers in Empfang nimmt.

Beim Zählen einzelner Gegenstände, einer Anzahl Säcke Weizen usw. pflegen die Araber dies- und jenseits des Jordan statt der Zahlen 1 und 2 zu sagen: „Allāh uāḥid Gott ist einer“ = 1, „mā lo tāni er hat keinen zweiten“ = 2; dann fahren sie mit den üblichen Zahlen bis 6 fort. Statt der Zahl 7, die auch ihnen eine heilige Zahl ist, wird b a r a k e oder ßamḥa gesagt, anzudeuten: der Gegenstand dieser Nummer möge g e s e g n e t sein, und falls Käufer oder Verkäufer zu viel oder zu wenig gemessen oder gewogen haben sollten, so möge es v e r g e b e n sein. —

Noch immer hat sich die Sitte erhalten, dem Käufer von Weizen und ähnlichen Trockenfrüchten „ein voll, gedrückt, gerüttelt und überfließend d. h. gehäuft, nicht abgestrichen Maß in den Schoß“ d. h. in den Mantel zu geben (Lu 6,38).

---

[1] btischtri häd-dābbe l-mauǵūde, el-‘ōra, el-‘arġa, el-mkáß-ßaḫa, laḥm fī ḳuſſe? [2] Allāh jibārik lak!

Kapitel 18.

Der gesellschaftliche Verkehr.

Außerordentlich treu hat sich alte Sitte und Redeweise in den Umgangsformen erhalten. Die Grüße sind ebenso mannigfaltig als höflich, herzlich, poesie- und sinnvoll. Sie zeigen, von welch hohem Adel der Gesinnung das Volk, das sie zuerst gebrauchte, beseelt war und sind glücklicherweise im Munde des Landvolkes noch nicht so zur bloßen Formel herabgedrückt, wie dies sonst der Fall zu sein pflegt.

Der gewöhnliche Gruß der Muslimen lautet: „Friede sei mit dir!" (Ri 19, 20; 1 Chr 13, 18; Lu 24, 36; Joh 20, 19). Dieser Gruß trägt religiösen Charakter, und das ist der Grund, warum Muhammedaner ihn den Christen nicht gönnen. „Die Nazarener", so meinen sie, „sind ja keine Friedenskinder, nur auf den Bekennern des Islam ruht der Friede". Wegen seines bedeutsamen Inhalts kommt es vor, daß der Muslim bei Täuschungen über die Person des Begrüßten, den Gruß allen Ernstes zurückverlangt. Dieselbe tiefe Auffassung des Friedensgrußes tritt uns in Mt 10, 13 entgegen. Friedewünschen und Grüßen ist für die Bewohner Palästinas etwas so eng Zusammengehöriges, daß sowohl die Israeliten wie die Araber für beides ein und dasselbe Wort haben. Diese Erscheinung erklärt uns Christi Wort an seine Jünger: „Wo ihr in ein Haus gehet, so grüßet dasselbe (d. h. sprecht: Friede sei mit euch), und so es

dasselbe Haus wert ist, wird euer Friede auf sie kommen".

Gemäß der Vorschrift des Propheten: „Wenn ihr mit einem Gruß gegrüßt werdet, so grüßt die Person mit einem besseren Gruß", ist man in der Erwiderung darauf bedacht, den Wunsch des Grüßenden zu verdoppeln oder zu überbieten. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen:

A: nhārak ßa'īd — Dein Tag sei glücklich
B: „ „ u mbārak „ „ „ „ u. gesegnet } Guten Tag!
A: eß-ßälām 'alēk — Friede sei mit dir!
B: u 'alēk eß-ßälām u raḥmet Allāh u barakāto — Auch auf dir ruhe der Friede und Gottes Barmherzigkeit und sein Segen!
A: mäßä‿l-chēr — Guten Abend!
B: mīt mäßä — Hundert (gute) Abende!
A: marḥaba — Willkommen } Gewöhnlicher
B: marḥabatēn — Zweimal willkommen } Tagesgruß.

Dieser Gruß ist sehr bezeichnend. Genau lautet er: marḥaba bak d. h. weiten Raum um dich sc. mögest du finden! Er stammt ohne Zweifel aus alter Zeit, wo die Existenz der Nomaden von großen Weideflächen, die sie für ihre Herden bedurften, abhing (1 Mo 26,22 Rehoboth; 13,6 ff).

Im Lauf des Tages sind auch folgende zwei Grüße häufig:

A: el-'auāfi — Gesundheit und Gelingen!
B: allāh ji'afīk — Gott schenke dir Gesundheit!
A: ṣaḥḥ bádano } Gott möge es seinem Leibe wohlgehen lassen!
B: u bádano }

Ebenfalls noch viel gebraucht ist der alte Gruß: Gott sei mit dir[1] (Ri 6, 12; Ruth 2, 4), worauf man erwidert: Gotte schütze dich[2]!

Verwandte und Freunde, die sich längere Zeit nicht mehr gesehen haben, begrüßen sich noch immer mit dem Kuß (1 Mo 33, 4; 2 Mo 18, 7; Lu 7, 45), wobei man sich auf beide Wangen küßt. Bei gewissen Gelegenheiten wird das Küssen sogar zur feierlichen Ceremonie. Nach einem vollzogenen Begräbnis z. B. küssen sich die das Grab umstehenden Ver=

[1] allāh ma'ak! [2] allāh jeḥfaṣak!

wandten mit dem Wunsch: Möge dein Haupt in Frieden (oder unversehrt) bleiben[1]! Darauf bilden die übrigen Leidtragenden in zwei Reihen Spalier, welches die Verwandten durchschreiten, um von allen geküßt zu werden. Es wird kaum zu bezweifeln sein, daß die Apostel bei ihrer Mahnung an die Christengemeinden in Europa: „Grüßet euch untereinander mit dem heiligen Kuß“ (Rö 16, 16; 1 Kor 16, 20; 2 Kor 13, 12; 1 Thess 5, 26) an eine derartige Sitte ihrer morgenländischen Heimat gedacht haben. Bei all' diesen Gelegenheiten ehemals wie heute ist es selbstverständlich, daß nur die Männer sich gegenseitig küssen (vgl. Kap. 9).

Bei Besuchen wiederholen sich die Begrüßungen und Segenswünsche in allerlei Variationen und gehen in ein förmliches Zwiegespräch über gegenseitiges Befinden und das der Familienglieder über. — Solche Empfangsformeln sind:

A: ahlan ua ßáhlan **Rechne dich zur Familie, deren Räumlichkeiten für dich geebnet sind d. h. mach dir's bequem!**
B: fīk d. h. **der Wunsch möge dir zu gut kommen!**

A: ḥállat il-bárake **Segen ist bei uns durch dein Kommen eingekehrt.**
B: (mit oder ohne jubārik) fīk **Gott segne dich!**

A: auḥáschtna **Du hast uns (durch dein Fernbleiben) einsam gemacht.**
B: allāh lā juḥschak **Möge Gott dich nicht einsam machen!**

A: kunt muschtāḳ lak ktīr **Ich hatte große Sehnsucht nach dir.**
B: u ana bil-áktar **Und ich noch mehr.**

A: scharáftna **Du hast uns (durch deinen Besuch) beehrt.**
B: tscharráfna **Wir sind beehrt worden.**

Die jedem Bibelleser befremdliche Mahnung Christi: „Grüßet niemand auf der Straße“ (Lu 10, 4) erklärt sich aus der Nebenbedeutung des Wortes „grüßen“ arabisch ßállām. Wenn ich einem Abreisenden den Auftrag gebe: ßállim 'ala fulān, so heißt das auch: besuche den und den! Die Jünger aber hatten Wichtigeres zu tun als unterwegs bei Bekannten einzukehren, um sie zu „grüßen“ und bei ihnen Gast zu sein

[1] ßálāmet rāßak

und sich so in ihrer dringenden Missionsarbeit aufhalten zu lassen. Darum wohl auch die Mahnung Lu 10, 7: „Geht nicht von einem Hause zum andern über"! Ein freundlicher Gruß aber im Vorübergehen auf offener Straße war ihnen vom Herrn gewiß nicht verwehrt.

Der Verkehr mit Höherstehenden ist von ausgesuchter Höflichkeit getragen, und es werden dabei genaue Abstufungen hinsichtlich der einem jeden zukommenden Ehrerweisungen gemacht. Je nach dem Maß der Ehre, das der Geringere dem Vornehmeren glaubt zukommen lassen zu müssen, verbeugt er sich mehr oder weniger tief (1 Mo 18, 2; 19, 1; 33, 3; 1 Sa 20, 41), wobei die Rechte in graziösem Schwung zunächst gegen den Boden und dann zur Brust und Stirn geführt wird, anzudeuten: „Dir gehört mein Herz und Sinn". Vor hohen Beamten und Fürsten fällt man sogar auf das Angesicht nieder (1 Mo 44, 14; 1 Sa 25, 23). Nach der Verbeugung ist es Pflicht der im Zimmer Anwesenden, vornweg des Hausherrn, sich zu erheben. In feierlicher Stille nähert man sich dem Gast, ergreift eine oder beide Hände und küßt sie auch bisweilen. Mit der Bitte „habe die Güte"[1] wird zum Platznehmen eingeladen und nun erst entbietet der Hausherr mit der bekannten Handbewegung den Gruß, worauf Fragen über das Befinden[2] des Gastes zur eigentlichen Unterhaltung überleiten (1 Mo 43, 29). Je nachdem Veranlassung vorliegt, werden allerlei fromme Wünsche[3], Beteuerungen[4] und überschwengliche Phrasen, hinter denen die pure Schmeichelei steckt, in das Gespräch eingestreut. Bei Christen werden Süßigkeiten mit Arak oder Likör als Erfrischung gereicht.

Wer eine Bitte vorbringt oder einen Dank abstattet,

---

[1] tfaḍḍal. Im allgemeinen dutzt man im Orient jedermann. [2] ḥāl eig. Zustand [3] Allāh jin'im 'alēk Gott sei dir gewogen, gnädig (1 Mo 43, 29) [4] bēni u bēnak Allāh der Herr sei zwischen mir und dir (1 Sa 20, 42)

begleitet dieselben mit den Worten: „Gott verlängere dein Leben[1]" (Da 2, 4). Wer dem andern etwas erzählt oder Liebenswürdiges sagt, wird mit einem: „Gegrüßt sei dein Mund oder dieser süße Mund[2]"! belohnt, und für eine erwiesene Gefälligkeit dankt man: „Deine Hände seien gegrüßt[3]"!

Das unterwürfige Benehmen des Untertanen gegenüber dem Herrscher, des Niederstehenden gegenüber dem Höheren, wie es dem alten Orient eigen war und auch in die Formen der Unterhaltung überging, ist fast noch dasselbe. Der geringe Mann redet von sich nicht in der ersten, sondern in der dritten Person. Er nennt den Höhergestellten »mein Herr[4]« (1 Mo 24, 18; 1 Sa 26, 18), und wenn er sich auch nicht mehr als einen »toten Hund« (2 Sa 9, 8; 2 Kö 8, 13) bezeichnet, so gebraucht er doch noch den Ausdruck »dein Knecht[5]« (Jos 5, 14; 1 Sa 13, 34) oder »der Arme[6]«.

Der sich verabschiedende Gast sagt: Ich gehe „mit deiner Einwilligung[7]", was mit dem Segenswunsch „zieh mit Frieden[8]" (2 Mo 4, 18; 2 Sa 1, 17; Lu 7, 50) gestattet wird, worauf der Scheidende noch erwidern kann: „Gott erhalte dich[9]"!

So pflegt der Orientale die Unterhaltung mit einem schönen Kranze sinniger Grüße und Wünsche zu umrahmen. Sein feiner Merks für die Opportunität einer Redensart, sein angeborenes Talent für bildliche Redeweise bringt Fluß in die Unterhaltung und fördert nicht selten seine Zwecke. — „ßälāmtak dein Wohlsein" lautet z. B. die treffliche Antwort des einfachsten Fellachen auf die vielleicht unwirsch gestellte Frage des Besuchten: was willst du? und leitet in wohltuender Weise das Gespräch ein. „ßälāmtak" ist auch mein Wunsch für dich, lieber Leser.

---

[1] allāh jiṭauuil ‘ůmrak [2] ßállim (aus jußállim) tumak oder ßállim hät-tum il-ḫelu [3] ßállim īdēk [4] ßīdi [5] ‘abdak [6] el-faḳīr [7] bchāṭrak [8] ma‘ eß-ßälāme [9] allāh jißállmak

Kapitel 19.

Nahrungsmittel und Speisen.

rot und Wasser" nicht nur als allgemeine Bezeichnung für die Nahrung des Menschen überhaupt, sondern im buchstäblichen Sinne sind wie früher (1 Mo 21,14; 1 Kö 18,14) so noch heute das einzige, was viele Beduinen und Fellachen tagelang genießen.

Das Brot wird fast ausschließlich aus Weizenmehl bereitet, zu Gerste- und Durabrot[1] greift man nur in Zeiten der Teurung und Not (Ri 7,13). Eine andere Verwendung des Weizens ist zur Zeit der Ernte sehr beliebt. Die fast reifen Ähren werden über einem Kohlenfeuer geröstet und ausgerieben, worauf die Körner, während man sie von einer Hand in die andere gleiten läßt, durch Blasen von der Spreu gereinigt werden; das sind die aus Ruth 2,14 und 1 Sa 17,17 bekannten „Sangen"[2]. In ähnlicher Weise wird die Kichererbse geröstet und in Büschelchen verkauft. Noch häufiger ist der Verbrauch von Weizenschrot[3] oder Graupen d. i. gekochter, dann getrockneter und geschroteter Weizen.

Als Nahrungsmittel zweiten Ranges möchten wir für die ackerbautreibende Bevölkerung des Westjordanlandes die Oliven und das Olivenöl nennen, welche der Milch entschieden den Rang streitig machen. Die Oliven werden, nachdem durch leichtes Klopfen mit einem Stein die Fleischhülle

[1] S. 126 [2] frīke [3] burṛůl

aufgerissen ist, in Salzwasser getan und geben nach einigen Wochen eine schmack- und nahrhafte Zukost zum Brot. Die schwarzen Oliven verbringt man in einen großen Strohkorb[1], streut Salz darauf, legt des angenehmen Geschmacks wegen Blätter und Stiele der Raute[2] bei, bedeckt sie mit Steinen, vermischt sie nach zehn Tagen mit etwas Öl und kann sie nach einigen weiteren Tagen genießen. — Das Öl, welches wie bei der Witwe zu Sarepta (1 Kö 17,12) im Krug der ärmsten Fellachin sich findet, wird in verschiedener Weise verwertet. Wenn der Landmann seinen frisch aus dem Ofen kommenden Brotfladen in etwas Öl eintauchen kann, so gilt ihm das als Leckerbissen. Das Öl vertritt bei den Fellachen die Stelle des Schmalzes, während fast nur die Beduinen eine Art Schmalz oder zerlassene Butter im Gebrauch haben. Wo nicht Schmalhans Küchenmeister ist, da wird viel Öl zugesetzt, denn der Araber liebt es, daß seine Salate und Speisen förmlich in Öl schwimmen.

An Brot, Oliven und Öl schließt sich eine lange Reihe von Nahrungsmitteln an, die sämtlich dem Pflanzenreich entstammen und teils gekocht, teils frisch, teils getrocknet oder als Gelée verzehrt werden. Linsen, Bohnen, Erbsen Spinat, Gurkenarten, Bedindschan, Bamje, Rüben, Flaschenkürbis, Blumenkohl liefern Gemüse. Aus Tomaten, Rettichen und Battīch, denen wie bei den Israeliten Zwiebel, Lauch, Knoblauch (4 Mo 11, 5) zugefügt werden, bereitet man Salate, die ein Ragout verschiedener Gerüche in sich schließen. Die letztgenannten Gewächse werden auch roh genossen.

Eine weit größere Neigung als zu diesen mehr herben Speisen haben die Araber zu Süßigkeiten und Leckerbissen, und die gütige Mutter Erde hat das Fleckchen Palästina auch in dieser Hinsicht mit reichen Gaben bedacht. Trauben, Feigen, Maulbeerfeigen, Kaktusfeigen, Datteln,

[1] ḳafīr [2] sädäbije

Melonen, Orangen, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Äpfel, Granatäpfel, Quitten, Maulbeeren, Mandeln, Sa'rūr fast alle in seltener Güte und oft in verschiedenen Sorten sind um verhältnismäßig billiges Geld zu haben.

Nur wenige Nahrungsmittel wie Reis, Kaffee und Zucker liefert das Ausland. Zu der eben aufgezählten Reihe von pflanzlichen Nahrungsmitteln kommen noch die verschiedensten Kräuter des Feldes, die fleißig gesucht werden, weil sie der Kasse des gemeinen Mannes am billigsten kommen. „Jedes Kraut läßt sich essen" sagt der Araber und bestätigt damit das uralte Bibelwort (1 Mo 1, 29). Im Frühjahr gehen die Frauen und Mädchen auf die Berghänge und in die Talgründe und suchen ganze Bündel von Pflanzen, die sie entweder verkaufen oder als Salat oder Gemüse verspeisen. Die begehrtesten Kräuter sind Malva (chubbēse), Cichorium (hindbe), Gundelia ('akkūb), Corchorus (mlūchīje), die jungen Triebe von Asparagus (ḥaljūn), Eryngium (ḳurṣ'anne), Vicia (ß'ēß'a), Sinapis (chirdēle), Crocus (bissēs), Centaurea (murrēr), Anchusa (lißān ettôr), Portulac (baḳle oder farfaḥīn), Mentha (na'na'), und last not least das wohlschmeckende, gewürzige Origanum Maru (sa'tar), dessen Blätter getrocknet und pulverisiert eine sehr beliebte Zukost zum Brot, Öl und Käse geben, und das mit Petersilie, Lattich und ähnlichen Kräutern vielleicht zu den sogenannten bittern Kräutern der Israeliten zählte, wie sie heute noch bei der Passahmahlzeit genossen werden.

Gegenüber der pflanzlichen Kost tritt die animalische völlig in den Hintergrund. Milch wird fast nur im Frühjahr produziert und von den Fellachen verhältnismäßig wenig konsumiert, da sie dieselbe entweder unmittelbar an Kunden verkaufen oder zu Butter, Käse und Kischk verarbeiten. Auch die Eier, die in der Regel nur bei Gelegenheit eines Besuches aufgetischt werden, werden zum größten Teil von der

Hausfrau verkauft. Bei der immer mehr zunehmenden Verarmung des Landvolks bleibt den Leuten nichts anderes übrig, als alle Produkte, die sie einigermaßen entbehren können, in klingende Münze umzusetzen, so daß sie selbst oft nur noch von Brot, Wasser und den Kräutern des Feldes leben. Fleisch ist ein Festtagsessen und eine Speise für besondere Ereignisse: Geburt des Erstgebornen, Einlösung eines Gelübdes, Schafschur (1 Sa 25; 2 Sa 13,23), Beendigung eines Hausbaus, Todesfall, Besuch eines vornehmen Gastes. In der Regel wird ein Schaf oder ein Böcklein geschlachtet. Der Ruf „wir wollen schlachten"[1] ist eine um so lieblichere Musik für die Ohren des Fellachen, je seltener er ihn vernimmt. Neben der gewöhnlichen Zubereitung des Fleisches, dem Kochen ohne und mit Sauermilch (2 Mo 23, 19[2]), dem Braten in Stücken und dem Braten am Spieß[3], ist noch das Braten des ganzen Tieres üblich. Dies geschieht auf folgende Weise. Man gräbt eine flache Grube, die ein Schaf wohl zu fassen vermag, in die Erde und baut aus Steinen und nasser Erde ein notdürftiges, aber gut verschmiertes Gewölbe darüber. In diesem sog. Bratofen[4], der eine Türöffnung und ein Rauchloch hat, wird ein bis zwei Stunden lang ein starkes Feuer unterhalten. Nach Abbrennung desselben schiebt man das geschlachtete und enthäutete Schaf samt den gereinigten Eingeweiden (2 Mo 12, 9) in die heiße Glut, verstopft eiligst die Türe und Kaminöffnung, damit möglichst wenig Hitze entweicht und wartet ruhig zwei Stunden. Dann öffnet man das Gewölbe und siehe da, der Wohlgeruch eines vorzüglichen Bratens ladet zum leckeren Mahle ein. Wir dürfen annehmen, daß auch die Israeliten

---

[1] biddnä nidbaḥ [2] derart zubereitetes Fleisch heißt geradezu „läbän ummo Milch seiner Mutter" [3] wobei das Fleisch in Stückchen aufgespießt ist oder feingehackt wie eine Rolle um das Eisen liegt und so zubereitet kbāb genannt wird. [4] sarb Einsperrung

das Passahlamm in ähnlicher Weise zubereitet haben[1], nicht nur weil das Braten eines ganzen Lammes sich so mit einfachen Mitteln bewerkstelligen läßt, sondern auch weil sich diese Sitte dies- und jenseits des Jordan und auch bei den konservativen Samaritanern in Nablus erhalten hat. — Allgemein beliebt ist die Herstellung von kauúrma oder ḳäurma d. h. von gekochtem und gesalzenem Vorratsfleisch. Fleisch und Fett eines Schafes werden in würfelartige Stücke geschnitten, mit Salz vermischt und in einem Schmortiegel ohne Wasser gekocht, bis ein Schleim entsteht, welcher sich in Töpfen monatelang hält, so daß man jederzeit davon nehmen kann. — Der Vertrieb von Rindfleisch liegt in den Händen der Juden, bei den Arabern ist dieses Fleisch nicht beliebt.

Fische[2] werden von den Anwohnern des Mittelmeers, des Tiberiassees und des Jordanflusses gefangen nnd verspeist; für das Inland, mit Ausnahme Jerusalems, auf dessen Markt sie geliefert werden, kommen sie kaum in Betracht.

Heuschrecken[3], nebst Honig die Speise Johannis des Täufers, werden von den ärmeren Palästinern als Nahrung zwar nicht verachtet, aber lange nicht so häufig wie von den Beduinen des Ostjordanlandes, besonders der ʻarab ibn raschīd, verzehrt (S. 122). Man sammelt sie und reißt ihnen Füße, Flügel und den Kopf ab, mit welch letzterem zugleich die Eingeweide herausgehen. Der Rest wird entweder frisch oder gedörrt, gebraten oder gekocht genossen und soll wie Hühnerfleisch schmecken.

Neben manchen mit Vorliebe benützten Gewürzen, wie Safran und spanischem Pfeffer, ist Salz[4] auch dem Orientalen die unentbehrlichste Beigabe zu den Speisen. Es wird wie schon im Altertum (Hes 47,11; Zeph 2,9) teils aus Salzgru-

---

[1] wenn auch der Talmud das Braten am Spieß vorschreibt, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß es früher anders gehandhabt wurde.
[2] ßämäk [3] ǵarād [4] milḥ

ben am Südufer des Toten Meeres durch Verdunstung der Sole teils vom Dschebel Usdum von Beduinen gewonnen[1].

An Getränken[2] kennt der muslimische Landbewohner nichts als Wasser, und man muß es ihm zum Ruhme sagen, daß er sich im Gegensatz zum muslimischen Städter streng an das Weinverbot hält. Daneben ist eine frische Limonade, ein Rosenwasser[3], ein Saft der Süßholzwurzel[4] oder der Johannisbrotschoten eine beliebte und vielkonsumierte Erfrischung.

* * *

Nationalgerichte und Nationalgebäck.

rus mfalfal gedämpfter (eigentlich gepfefferter) Reis.

mġáddara Art Pilav aus Linsen, Reis, Zwiebeln und Öl.

kibbe Art Bouletten aus Graupe (burġul), Zwiebeln, feingehacktem Fleisch und Pinienkernen (Snobarkernen).

maḥschi sind mit Hammelfleisch, Läbän oder auch Kischk, Reis und Tomaten gefüllte Speisekürbisse (kūßa), Reb- oder Kohlblätter.

schúschbarak eine Art Pastete aus Nudelteig mit Fleischstückchen, Kischk und Zwiebeln; ähnlich unsern gefüllten Nudeln.

ṣanīje eine Art Pickelsteiner Fleisch aus zerkleinertem Hammelfleisch, Kartoffelscheiben und den verschiedensten Gemüsen, in der ṣanīje (rundes Backblech) im Backofen geschmort und aufgetischt.

fāṭājir eine Art Pastete; in ausgewelltem Brotteig sind gebratenes Fleisch, Snobarkerne und Zwiebeln gewickelt.

knāfe Art Pastete aus Fadennudeln, Schmalz, Zucker und Mandeln.

baḳlāue ein Gebäck in Rhombusform von Blätterteig, viel Schmalz, Zucker und Mandeln, zuletzt mit Syrup übergossen.

ma'mūl Art Kuchen von Gries und Schmalz, ohne Eier, in der Mitte ist Zimmt und Weinbeermus (dibß).

rūḥ il-ḥalḳūm oder rāḥat luḳūm eine durchscheinende Süßigkeit aus Zucker, Orangenblütenwasser, Stärke, Mastix gekocht, erkaltet und in würfelartige Stücke geschnitten.

---

[1] Vom Honig wurde in Kap. 15 gehandelt. [2] maschrūbāt [3] mā uard [4] 'irḳ eß-ßūß

Kapitel 20.

Mahlzeiten.

Wem es vielleicht schon aufgefallen ist, daß die Bibel wohl häufig von einem »Abendmahl«[1], aber nie von einem Mittagessen[2] redet, der möge wissen, daß der Morgenländer zwar auch drei Mahlzeiten kennt, von denen aber die des Abends die weitaus wichtigste, also die Hauptmahlzeit ist. Am Morgen und Mittag hat das Landvolk kalte Küche, des Abends aber liebt es etwas Warmes. Da wird Reis oder Weizengraupen oder ein Gemüse in einem großen Kochgeschirr[3] auf dem aus losen Steinen aufgebauten Feuerherd[4] oder aus Lehm fabrizierten Kochherd[5] aufgesetzt. Das fertige Gericht wird im Kochgeschirr selbst oder in einer mächtigen Holzschüssel, die gelegentlich aber auch zum Waschen des Gesichts und der Hemden dient, auf den Boden gestellt. Tisch, Teller, Gabel und Löffel sind entbehrliche Geräte, nur in den der Stadt näher gelegeneren Dörfern und in besseren Fellachenfamilien gibt es allmählich blecherne oder hölzerne Teller und Löffel. Man sitzt im Kreis um das Gericht her, entweder mit unterschlagenen Beinen oder mehr liegend (Joh 13, 23) die Füße nach hinten gewendet und den linken Arm auf ein Polster gestützt. Jeder langt mit den Fingern in die Schüssel, schaufelt sich ein Häufchen heraus und führt es zum Mund. Bei flüssigeren Speisen wird ein Stück der Brot-

[1] ʻascha [2] ausgenommen in Lu 11,37 [3] ṭúnġara [4] mōḳade [5] ṭabbāch

flade löffelartig in die Tunke geführt und aufgeladen. Dafür, daß man in ähnlicher Weise auch früher schon die Speisen eingenommen hat, spricht die Schilderung des letzten Mahles Jesu mit seinen Jüngern (Mt 26, 23). Das Brot wird nicht mit dem Messer geschnitten, sondern mit der Hand gebrochen (Jes 58, 7; Mt 26, 26).

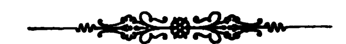
Bei größeren Gastereien mit Schafsbraten übernimmt der Hausherr die Verteilung des Fleisches, indem er dasselbe unter den lüsternen Blicken der Geladenen zerreißt oder auch schneidet und die Teile in der Runde auf den in der Schüssel dampfenden Reisberg legt oder jedem einzelnen überweist. Der Ehrengast bekommt vom wertvollsten Teil des Bratens, als welcher bei den Fellachen der Oberschenkel des Hinterfußes nebst einem Schwanzstück[1] angesehen wird (1 Sa 9, 23). Vom Vorderfuß des Schafes zu empfangen wird als Geringschätzung geachtet und es darf, wenn nicht Feindschaft entstehen soll, dieser nie als ein einziges Stück einem Mann gegeben werden. Bei einem großen Abendmahl gehört es zum guten Ton, daß man weder Löffel noch Gabel benützt, und daß man die Knochen nicht benagt, sondern das Fleisch abreißt. Das Abnagen der Knochen ist nur denjenigen gestattet, die als Zuschauer außen herum sitzen, und denen man die Knochen mit den noch daran haftenden Fleischrestchen zuwirft. Im Vielessen sind die Araber nicht weniger Meister als es die Israeliten gewesen zu sein scheinen. Was Sirach Kapitel 37, Vers 33 und 34 sagt: „Viel Fressen macht krank und ein unsättiger Fraß kriegt das Grimmen. Viele haben sich zu Tod gefressen", ist an manchem Fellachen, der im unmäßigen Genuß des festlichen Schafsbraten nicht genug tun konnte, buchstäblich in Erfüllung gegangen. — Da die unmittelbare Berührung der Speisen mit den Fingern diese beschmutzt, so ist in besseren Häusern das Waschen der

[1] schadā

Hände vor und nach der Mahlzeit üblich (Mk 7, 2 ff).

Wunschformeln sind bei den Mahlzeiten im allgemeinen nicht gebräuchlich. Doch erheischt die Sitte, daß man auf einen Trunk Wasser, nach welchem der Trinkende ein „Gott sei gelobt“[1] ausgesprochen hat, ein „wohl bekomm's“[2] wünscht, was mit „Gott lasse es dir wohl bekommen“[3] erwidert wird. Auch das jede Mahlzeit beschließende Täßchen Kaffee will, sobald es getrunken ist, der Sitte gemäß mit dem Wort „immerwährend[4] sc. mögest du Kaffee haben“, zurückgegeben werden. Ebenso kann man nach aufgehobener Tafel den Wunsch aussprechen: „dein Tisch möge immer voll sein“[5], was mit „in den Freudenzeiten[6] (z. B. Hochzeit) möge dein Tisch gedeckt sein“ beantwortet wird.

Die Zubereitung der Speisen liegt zwar der Hausfrau ob, aber auch die Männer verstehen sich wie schon in alten Zeiten (1 Mo 25,29) meist sehr gut auf die Kochkunst, wie denn auch das Braten eines Schafes, die Zerteilung des Fleisches und in der Hauptsache auch die Versorgung desselben ihre Sache ist.



[1] el-ḥamdu lillāh [2] hanījan [3] allāh jehannīk [4] dāime [5] ṣufra dāime [6] bil-afrāḥ

Kapitel 21.

Gastfreundschaft.

Die schönste von allen orientalischen Sitten hat dem Morgenland von jeher die Zuneigung der Menschen erworben: ich meine die edle Sitte der Gastfreundschaft und der Heilighaltung des Gastrechts, wodurch der Gastfreund[1] das Recht auf jedmöglichen (1 Mo 19, 4 ff; Ri 19, 23 f) Schutz des Hausherrn erlangt. Diese Tugend wird sowohl bei der seßhaften Bevölkerung, noch mehr aber bei den Beduinen als heilige Pflicht geübt. Jedes Dorf hat seine Herberge[2], worin der Fremde nicht nur unentgeltlich übernachten kann, sondern auch gespeist wird. So mag z. B. der geneigte Leser, wenn er nach Art der Fellachen leben kann, ohne Zehrpfennig durchs ganze Land kommen. Freilich müßte er es ertragen können, wenn zahllose Flöhe und Wanzen sich Mühe geben, ihn zu tätowieren und zur Ader zu lassen, denn gegenüber dieser hierzulande übermächtigen Landsmannschaft gibt es keine Rettung. Ein anderes ist auch, ob er wie weiland Jakob (1 Mo 28, 11) das Haupt auf einem Stein ruhen will oder klugerweise etwas Kissenartiges mitnimmt. Jedenfalls wird das Mitleiden, das er von der Schulzeit her mit dem »armen« Jakob gefühlt hatte, etwas schwinden, wenn er in den Herbergen manchen Fellachen trifft, der nichts als einen Stein zum

---

[1] ḍēf [2] maḍāfe, auch ßāḥa

Kissen nimmt und dennoch süß und feste schläft. Der bekannte Turban, die wahrscheinlich auch von dem Erzvater Jakob schon getragene, dichte Kopfumhüllung (S. 49) ist nebenbei auch ein praktisches Kopfkissen. Bisweilen wird der Fremde auch von einem Dörfler freundlich ins Haus eingeladen. Nie wird jemandem die erbetene Aufnahme verweigert; wollte es jemand tun, es gälte noch immer als Zeichen schmutzigen Geizes (Hi 31, 32; vgl. auch die Entrüstung der Jünger Jesu in Lu 9,51 ff). Dem Gast zu Ehren, der das Haus betritt, beeilt sich die Hauswirtin das Zimmer zu kehren und eine Matte auszubreiten, auf die man sich niederläßt. Der Hausherr aber schickt sich an, vor den Augen des Gastes den Kaffee zu bereiten. Dies zu tun gilt als Ehre, auch liebt man es nicht, den Kaffee vorrätig gestoßen zu haben, weil man fürchtet, er verliere sein Aroma. Er röstet[1], während die Konversation vor sich geht, die Kaffeebohnen in einem eisernen Löffel[2], zerstößt sie in einem Mörser[3] zu feinem Pulver, kocht es in einer kupfernen oder blechernen Kanne[4], wäscht die Täßchen sorgfältig aus, gießt ein wenig von dem schwarzen Getränk in eines derselben, kostet davon, wohl zum Beweis, daß alles richtig ist und reicht dann dem Gaste ein Täßchen. Solange der Gast unter dem Dach des Arabers weilt, begegnet ihm alles mit großer Zuvorkommenheit und Dienstwilligkeit, und er darf erfahren, daß die bekannte Empfangsformel „Mein Haus ist dein Haus"[5] noch kein leerer Schall ist.

Nichts übertrifft die Herbergswilligkeit des echten Beduinen, der in schrankenloser Gastfreundschaft hohen Ruhm sieht. Wer das Zelt des Beduinen betritt und durch den Genuß von Brot in die geheiligte Verbindung des Brotes und Salzes tritt, ist unverletzlich. Denn das ist Beduinensitte: Gemeinsames Essen von Gesalzenem bedeutet Freund-

---

[1] ḥammaṣ [2] miḥmāṣ [3] hāuen, ġurn [4] brīḳ [5] bēti bētak

schaft und läßt den Gast zur Familie gehören, Unterlassung desselben aber Feindschaft. Innerhalb 3 1/3 Tagen wird der Gast weder nach dem Woher noch Wohin gefragt. Ist er in dieser Zeit als Biedermann erfunden worden, so kann er auch länger verweilen, und nach Jahr und Tag noch ist der Beduine verbunden, ihm Schutz angedeihen zu lassen. Die Unverletzlichkeit des Gastrechts wird selbst dem Feind gegenüber beobachtet, weshalb Jaels Tat (Ri 4,17 ff) von jedem Beduinen aufs strengste verurteilt werden würde. Erst wenn der Feind nicht mehr im schützenden Bereich des Zeltes bzw. des Stammgebietes weilt, steht wieder alles „im alten Recht", und die soeben noch das Freundschaftsmahl miteinander genossen haben, befehden sich vielleicht bald darauf in blutiger Weise.



Kapitel 22.

Brunnen.

Was jener alte Muhammedaner am Chan Lubbân, unweit Silo, mit dankbarem Blick zum Himmel mir äußerte: „Das Wasser ist eine Gabe Gottes", ist nicht etwa nur eine Redeblume, sondern die bewußte Empfindung jedes Morgenländers. Ist doch die Beschaffung des nötigen Wassers eine der wichtigsten Lebensfragen für viele Palästiner. Wohl heißt es in 5 Mo 8,7: „der Herr, dein Gott, bringt dich in ein Land der Wasserbäche, Quellen und Tiefen, die in den Tälern und an den Bergen entspringen", aber es muß dabei im Auge behalten werden, daß unter den »Quellen« oder »Brunnen« (wie Luther übersetzt) in erster Linie an gegrabene Brunnen (1 Mo 26,15 ff) und ausgehauene Zisternen (5 Mo 6,11) zu denken ist. Jene gehören der Ebene, diese dem Gebirge an, wo beide aus der alten Zeit noch in Menge vorhanden sind und Zeugnis von dem Fleiß der früheren Bewohner ablegen. Von der Instandhaltung dieser Behälter hing der von Mose gerühmte Wasserreichtum im wesentlichen ab. Jetzt sind sie leider vielfach zugeschüttet oder liegen leer und unbenützt da. Solch eine »leere Grube« (1 Mo 37,24) oder Zisterne dient noch immer wie zu Josephs Zeiten als bequemes Mittel, einen Menschen spurlos verschwinden zu lassen. Wo es keine Quellen gibt, sind auch die Beduinen auf Zisternen angewiesen, deren jedes Lager eine Anzahl in der Runde besitzt. Bisweilen

begegnet man auf Reisen einem Beduinenhaufen, der mit Sack und Pack unterwegs ist, sich ein neues Lager zu suchen. Entweder hatte Ungeziefer die »Kinder Kedars« gezwungen ihre Zelte abzubrechen oder war ein Brunnen erschöpft. Über ihr bestimmtes Gebiet dürfen sie bei solchen Streifen aber nicht hinausgreifen, wenn sie nicht in Streitigkeiten mit andern Stammteilen geraten wollen (1 Mo 26, 22).

Die wieder aufgefundenen, alten Zisternen haben, wenn sie in Fels gemeißelt sind, eine birn- oder glockenförmige Gestalt, daneben gibt es auch vierseitige, oben mit einem Gewölbe schließende Zisternen. Das Gewölbe findet man bisweilen noch in alter Form mit über die Ecken gelegten Steinen aufgeführt. Die alten Zisternen sind, wie die in der Gegenwart gebauten, aus Mauerwerk aufgeführt und mit einem zementartigen, äußerst dauerhaften Bewurf bekleidet. Auch die in Fels gehauenen bedürfen, wenn Erdspalten den Fels unterbrechen, stellenweise eines Bewurfes, damit das Wasser sich nicht verlaufe (Jer 2,13). Derselbe besteht in seiner untern Schicht aus einem Speis von Kalk und Asche, der mit Tonscherben beklebt wird, damit er eine rauhe Oberfläche darbiete. Auf diese wird, wenn sie trocken ist, eine 5 cm dicke Mischung von gut gelöschtem Kalk und Tonscherbenpulver[1] aufgetragen und sorgfältig geglättet. Um solches Pulver zu bekommen, gehen die Frauen auf Ruinenstätten und Ländereien, in deren Nähe früher menschliche Ansiedelungen oder wenigstens bewohnte Weinbergstürme gewesen sein müssen, suchen hier die zahlreich sich findenden Tonscherben[2], verkaufen sie oder tragen sie auf eine Felsplatte und zermalmen sie mit einem rundlichen Felsblock, einer Art Walze[3], zu feinem Pulver[4].

In die Zisternen wird im Winter das Regenwasser

---

[1] ḥamra [2] schaḳaf [3] dardāß [4] Am Gihonteich in Jerusalem sieht man häufig arme Leute bei dieser Arbeit beschäftigt.



CONSÉE

Dorfquelle.

geleitet, welches merkwürdigerweise keinen faulige
annimmt, sondern sich schnell klärt und den heiß
hindurch frisch erhält[1]. Die Brunnendecke hat
auch viereckige Öffnung, die in Weidegegenden
nem schweren Stein (1 Mo 29,2), sonst aber i
Weise mit einer Eisenplatte verschließbar ist. Zu
bedienen sich die Fellachen eines ledernen Eime
einer Leine in die Tiefe gelassen wird, und de
in der Regel selber mitbringen (Joh 4, 11).

Fließende Quellen besaß das kalksteinreiche
nie sehr viel; um so geschätzter waren von jeher
denen, wie das die H. Schrift in verschiedenen
poesievoller Sprache zum Ausdruck bringt (Spr 1
12,3; Joh 4,10). Wo sie sprudeln, sproßt grü
und es ist solch eine Oase inmitten der aschgra
bung ein wohltuender Anblick und das Mu
Quelle dem Wanderer eine willkommene M
ist solch ein Brunnen lebendigen Wassers ein v
Ort und vorzüglich geeignet Menschen- und Tie
machen. Ins Wasser tretend netzt der Fellache d
triefende Antlitz und die staubbedeckten Füße.
Springquell herum drängt sich ein dichter Knäuel v
mit Ziegenschläuchen oder großen Krügen. Man
Rahel und blöde Lea streiten sich um den Vorran
mit schmutzigen Gesichtern ergötzen sich im nassen
oder suchen laut weinend die Mutter. Eine eben an
Fellachin versteht es zwei Herren zugleich zu dienen.
Kopf trägt sie graziös balancierend den Krug un
Hüfte reitend einen kernhaften Jungen, der in voll
an seiner Quelle, der Mutterbrust, trinkt. Nebena
etliche Frauen irgend einen Teil ihrer Kleidung (

---

[1] Quellwasser, in solche Zisternen verbracht, geht, wohl w
pflanzlichen Bestandteile, schon nach wenigen Tagen in Fä

Unverdrossen wie die plätschernde Quelle läuft dabei das redefertige Mundstück, gleich als ob es mit dieser wetteifern wollte. Ihre Rede ist nicht immer lieblich, wohl aber — wenn auch nicht in St. Pauli Sinn (Kol 4,6) — „mit Salz gewürzt.“ Den Vordergrund des ländlichen Bildes behaupten Kühe, Esel und Ziegen. Seitlich der Quelle ist ein letzter Rest aus alten, besseren Zeiten, ein Gemäuer von schön behauenen Steinen. Aus dem kleinen Fleck Erde, welcher durch das Mauerwerk begrenzt wird, erhebt sich ein Feigenbaum, der mit seinen Wurzeln in die Brunnenstube hinabsteigt, und der nicht nur kühlen Schatten, sondern auch wohlschmeckende Früchte spendet. Mit einem solchen Baum vergleicht der fromme Sänger des Alten Bundes den Gottesfürchtigen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und dessen Blätter nicht verwelken, Ps 1,2 und 3.

Manche Quelle, z. B. die bei den Teichen Salomos und die Marienquelle, liegt sehr tief und verläuft unterirdisch, so daß man zu ihr auf Stufen hinuntersteigen muß (1 Mo 24,16).





Kapitel 23.

Alte Kultusstätten.

Zu den Hauptkultusstätten des Altertums
neben heiligen Höhen, Steinen und Q
nehmlich heilige Bäume. Solche werd
bindung mit einer kultischen Handlung schon in r
scher Zeit erwähnt (1 Mo 12, 6; 13, 18; 35, 8)
uns aber später, als die Israeliten Kanaan eingeno
ten, noch häufiger. Die Israeliten, anstatt solche
zerstören (5 Mo 12, 2), übernahmen sie von den K
als heilig und zollten ihnen noch zu Hesekiels (6,
Verehrung. Wir dürfen wohl sagen, daß bei dem
tiven Charakter der semitischen Völker die unter de
Bevölkerung Palästinas übliche Baumverehrung nich
als ein Erbstück der alten Zeit ist, und es sogar
möglich ist, daß manche Orte, wo solche Bäume st
die gleichen sind. Denn nicht immer haben erst die
medaner den Ort zu einem heiligen gestempelt, son
fig dürfte er es schon durch eine Begebenheit aus d
litischen Geschichte geworden sein, und die Muslim
ihn in dieser Eigenschaft überkommen, haben vielle
berühmten Schech oder Heiligen hier begraben und
an den Ort nach dessen Namen genannt. So ist es
nicht unwahrscheinlich, daß auf der Ruinenstätte 'ain
dem alten Bethsemes, wo als einziges Gebäude
Heiligtum abu misār mit seinen Bogengängen un
großen Feigenbaum erhalten ist, dieses seinen Urspr

Aufenthalt der Bundeslade daselbst verdankt (1 Sa 6,9—15), ebenso das eine Stunde nördlich davon auf stolzer Höhe thronende Heiligtum von ṣar'a von dem israelitischen Helden Simson (Ri 13,2). Landauf landab finden sich einzelne oder zu einem Hain gruppierte Eichen und Terebinthen, die samt ihrer Umgebung für heilig gelten. Ihre Entstehung bringen die Leute mit einem muslimischen Heiligen (uili) in Verbindung[1]. Früher, so sagen sie, war dies der Aufenthaltsort eines in besonderem Maße frommen Mannes, der mit seinem Tode in den Ruf eines Heiligen kam, und dem man das Kuppelgebäude, das sich fast immer dabei befindet, als Grabmal errichtete. Entweder hat nun der Mann selbst oder die Nachwelt einen oder mehrere Bäume gepflanzt, oder standen sie schon vorher da und gelten seitdem wie die ganze Örtlichkeit für heilig. Östlich von bēt maḥßīr ist meines Wissens der schönste heilige Hain des Landes. Ein wildes Durcheinander von Eichen, Terebinthen, Pinien, Granat- und Ölbäumen krönt die luftige Berghöhe. Hier wohnte vor Jahren der schēch 'aǧami, dem nach der Hain den Namen uili schech 'aǧami trägt. Als der Schech starb, ging die Verehrung auf den Ort über. Kein Mensch wagt es, Zweige von den Bäumen zu reißen oder auch nur dürres Holz zu nehmen, aus Furcht, der Heilige könnte es rächen. Höchstens darf das Holz zur Bereitung von Opfermahlzeiten, die am uili abgehalten werden, verwertet werden. Kein Vieh darf hier weiden, keine Oliven gepflückt werden, sie würden sich sonst über Nacht in Käfer verwandeln. Kein Wild wird hier geschossen, und darum waltet auch ein fröhliches Leben unten im Busch und oben auf den ausgebreiteten Ästen. Die Heiligkeit solcher Orte schützt alle Gegenstände vor Diebstahl,

---

[1] führen sie bisweilen aber auch in die biblische Zeit zurück. So sagte man mir in Ekron, daß das dortige Heiligtum aus den Tagen des ibrahīm il-chalīl (Abraham des Freundes Gottes) stamme.





z. B. Pflüge, Hacken und Holz, das hier zeitw
gelegt wird. Die Umgebung eines uili wird
(1 Mo 35,8; 1 Sa 31,13) so noch heute als
platz benützt. Auch werden da Gelübde geleistet,
dem Heiligen für die Erfüllung eines Anliegens
Öl, Oliven, Schmalz oder Getreide gelobt. Bei
sung beschenkt man an Stelle des Heiligen die
dem betreffenden Gegenstand, oder wenn ein S
worden ist, wird es am uili geschlachtet, gebrate
den Angehörigen und Armen verzehrt. Ganz al
die Sitte, daß Frauen ihre Herzenswünsche de
vortragen und zum Zeichen dafür einen Fetzen
des an die Zweige des Baumes oder an die F
des Gebäudes binden in der Absicht, der Heilige
vor Gott gedenken. Häufig sieht man an solchen
Kerzen liegen, die an dem dem Heiligen gewe
angezündet werden.

Im Altertum scheinen solche Stätten in noch
gerer Weise dem Kultus gedient zu haben, we
Sitz eines göttlichen Numens angesehen wurden.
nahme erklärt auch das Auftreten von Orakel- (1
oder Zauberbäumen (Ri 9, 37).

Der Kultus mit heiligen Höhen, Steinen un
ist so gut wie in Vergessenheit geraten. Immerhi
wähnt werden, daß die Beduinen des Ostjordanl
nehmlich die Gipfel der Berge zur letzten Ruhe
ersehen. Auf einem Berg begraben zu werden, i
einzige, letzte Wille eines Schechs (5 Mo 32,48 —

Ein bekanntes Beispiel der Verehrung von St
den Muslimen bietet der heilige Fels in der Om

Die Quellen gelten vielfach als Aufenthalt
Geister, weshalb die Wasser holenden Frauen in
den Namen Gottes anrufen (Kap. 25), bevor sie he

Kapitel 24.

Synkretismus. Geisteskranke.

Es ist bekannt, daß Muhammedaner, Christen und Juden in Glaubensfragen sehr scharfe Grenzen ziehen, und jede der drei Parteien die Lehren der andern mehr oder weniger verwirft. Dessenungeachtet ist ein starker Synkretismus zwischen Islam, Christentum und Judentum vorhanden, der sich in religiösen Gebräuchen und Anschauungen und im Aberglauben[1] offenbart.

Wenige Beispiele mögen dies zeigen. Zwischen den Fingern der Muslimen spielt ebenso die Gebetsschnur[2] wie in den Händen der Christen der Rosenkranz[2]. Die Muhammedaner richten sich in manchen landwirtschaftlichen Arbeiten nach den christlichen Festen: Kreuzerhöhungsfest und Fest von Lydda[3]. Manche Christen fasten im Ramadan und haben die muslimische Gebetsstellung, wobei die Hände über die Brust gekreuzt werden. Muslimen und Juden rezitieren oder lesen religiöse Stücke unter fortwährendem Neigen des Kopfes; sie legen beim Betreten eines heiligen Ortes die Schuhe ab. Die Juden in Tiberias laden vom Dach der Synagoge zum Gottesdienst ein ähnlich wie der muhammedanische Gebetsausrufer vom Minaret zum Gebet. Juden und leider auch Christen suchen in Krankheitsfällen und Diebstählen nicht selten Hilfe bei muslimischen Heiligen und Zauberinnen.

Endlich verehren Muhammedaner und Christen den berühmtesten aller morgenländischen Heiligen »el-chadr«[4] nach

[1] Kap. 25. [2] máßbaha [3] S. 120. [4] der Grüne

muhammedanischer Auffassung der Prophet Elias, nach christlicher der Drachentöter St. Georg. Da aber der Ritter mit Eliä Geist ausgerüstet gewesen sei, so kommen auch die Christen beim Gedanken an el-chaḍr auf die Person des israelitischen Propheten zurück, und es begegnet uns in den Ausrufen: „O heiliger Elias, o Chadr, o heiliger Georg“[1] der Hilfe, Kraft und Heilung suchenden Muhammedaner und Christen eine übereinstimmende Verehrung ein und desselben Heiligen.

In noch helleres Licht tritt der Glorienschein dieses Heiligen dadurch, daß die Geisteskranken unter seinen Schutz gestellt sind. Der Orientale hält den Irrsinnigen als von einer dämonischen Macht besessen und nennt ihn darum nie anders als madschnūn d. h. von einem dschān oder Dämonen beherrscht. Aus dieser Anschauung heraus erklärt sich fürs erste die Scheu, die man Geisteskranken gegenüber hat, und die z. B. David in jener verzweifelten Lage unter den Philistern veranlaßte, sich wahnsinnig zu stellen (1 Sa 21,12 ff), um so selbst für Feinde unnahbar zu sein; zum andern das bei Geisteskranken angewandte Heilverfahren. Dieses besteht einfach darin, daß man die Irrsinnigen unter den unmittelbaren Einfluß ihres Schutzheiligen stellt, indem man sie in eine der beiden Irrenanstalten des Landes verbringt. Die eine ist bei Bethlehem, die andere in Nablus; beide heißen el-chaḍr. Auf die Behandlung der Kranken näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; es möge genügen zu konstatieren, daß sie eine grausame und sogar tierische ist, indem der Kranke, an einer schweren Kette angebunden, nur spärlich Speise und Trank erhält und allerlei Torturen zu erdulden hat. Jeder Menschenfreund wird es darum mit Freuden begrüßen, daß die christliche Liebe auch hier angefangen hat, sich dieser Elenden zu erbarmen. Dies geschieht in der von Missionar Waldmeier in ʿaṣfūrīje bei Beirut begründeten Irrenanstalt.

---

[1] jā mār eljāß, jā chaḍr, jā mār ǵirjiß!

Kapitel 25.

Abergläubisches.

Je mehr ein Volk sich in äußere Religiosität verliert und nicht von der freimachenden Kraft wahren Lebens aus Gott durchdrungen wird, und je ungebildeter es noch dazu ist, um so mehr wird es in den Banden des Aberglaubens liegen. Die Palästiner und zwar Muslimen, Christen und Juden huldigen ziemlich stark dem Aberglauben. So mannigfach er nun bei den Völkern auch auftritt, so ist doch eine merkwürdige Übereinstimmung der Formen nicht zu verkennen. So sagen z. B. die Araber wie die Deutschen: Wenn Raben über dich hinfliegen, so bedeutet es nichts Gutes. Oder: Sieh bei Nacht nicht in den Spiegel, du könntest den Teufel erblicken. — Beide sind auch Tagewähler. Wie in Süddeutschland aus altem Aberglauben Hochzeiten fast nur am Donnerstag und Samstag, auch Montag gefeiert werden, so rät das arabische Verslein[1]: Wasche nicht am Montag und wenn deine Familie 2000 Seelen zählte d. h. wenn es noch so dringend wäre.

Aus dem umfangreichen Gebiet der Formen des Aberglaubens soll im Folgenden nur eine Auswahl der gebräuchlichsten gegeben werden:

1. Wer von der Dostenpflanze[2] vierzig Tage lang

---

[1] lā taṛáßßil jōm etnēn ua lau kānät ʻailtak alfēn. [2] Origanum Maru L, ar: ṣaʻtar.

jeden Morgen etwas genießt, ist gegen Schlangenbiß gefeit.

2. Um jemand, welcher erschreckt worden ist, vor den üblen Folgen des Schreckes zu schützen, muß man ihm von seinem Urin zu trinken geben.

3. Wer die Sterne mit erhobener Hand zählt, bekommt Warzen an die Hand.

4. Wer bei Mondschein im Freien das Haupt entblößt, läuft Gefahr, grindig zu werden.

5. Kitzelt dich die Handfläche, so wirst du noch am gleichen Tage Geld bekommen.

6. Sitzt die Hausfrau am Feuer und fängt dieses zu singen an, so wird irgendwo über die Familie gesprochen. Die Frau pflegt alsdann zu rezitieren: Sagst du, o Sprecher, Gutes, so sei's für dich und uns; ist es aber Böses, so komme es auf deinen eigenen Kopf!

7. Sieht jemand im Traum ein Kamel, so wird entweder der Betreffende selbst oder einer der Verwandten in Bälde sterben.

8. Wer die Inschriften der Gräber liest, wird vergeßlich oder wird bald sterben.

9. Die Mütter warnen ihre Töchter vor dem Kauen von Mastix am Abend; denn sonst, sagen sie, würden sie das Fleisch ihrer verstorbenen Anverwandten kauen.

10. Wer vom Tode träumt, lebt lange.

11. Eine Schlange im Traum sehen, bedeutet: es ersteht ein Feind.

12. Ein Kind, welches bei der Taufe nicht schreit, wird bald sterben.

13. Werden zwei Kinder zusammen getauft, so wird das in zweiter Linie Getaufte nicht lange leben.

14. Auf die Stelle, wo ein Kind gefallen ist, muß die Mutter dreimal spucken, damit der Fall keine nachteiligen Folgen hinterläßt.

15. Über die Kleider eines Kindes, selbst über die

Lappen, womit manche Säuglinge nur notdürftig bekleidet sind, darf man nicht schreiten, damit das Kind nicht verkrüppele oder im Wachstum zurückbleibe.

16. Man darf ein Kind nicht auf die Füße küssen, weil es sonst nicht mehr wächst.

17. Kleine Kinder muß man viel weinen lassen, so werden sie schwarze Augenbrauen (Zeichen der Schönheit! S. 53) bekommen.

18. Wenn eine Frau einer Schlange begegnet, so spricht sie: „Schleiche, schleiche dich fort, o Gesegnete“[1], worauf die Schlange, ohne dem Weibe etwas zu leid zu tun, weiterkriecht.

19. Wenn einer schwangeren Frau eine Schlange in den Weg kommt, so fahre, heißt es, diese erschrocken zusammen und bleibe wie gebannt liegen, falls die Frucht ihres Leibes ein Sohn ist; auch könne die Frau das Tier, ohne daß es sich zur Wehr zu setzen vermöchte, töten[2]. Nicht der Fall ist dies aber, wenn die Frau von einem Mädchen entbunden werden wird.

20. Die Orientalen pflegen vor dem Eintritt in ein Zimmer sich der Schuhe zu entledigen. Kommt nun zufällig ein Schuh verkehrt zu liegen, so bedeutet es Unheil.

21. Eine Mutter soll ein ungehorsames Kind nicht auf der Schwelle des Hauses — während die beiden sich darauf befinden — schlagen, denn das bringe Unheil[3].

22. Ein Hochzeitspaar soll auf einem andern Wege als dem zur Trauung in die Kirche beschrittenen ins Haus zurückkehren, damit der Mann nicht bald sterbe.

23. Wird bei einer Trauung, während der Geistliche die Einsegnungsworte spricht, von jemand ein Knoten in eine Schnur gemacht, so sei das junge Ehepaar gebunden, d. h. die Ehe bleibt kinderlos.

---

[1] ßībi, ßībi, jā mubārake — Euphemismus für Verfluchte [2] höchst wahrscheinlich von 1 Mo 3,14 f. abhängig [3] an die Schwelle geknüpfter Aberglaube, s. auch 1 Sa 5,4 ff.; Zeph 1,9.

24. Wenn man nach der Geburt eines Kindes in den Blutabgang der Mutter glühende Kohlen wirft, so bleibe die Frau soviele Jahre kinderlos, als die Zahl der ausgelöschten Kohlen beträgt.

25. An dem Orte, wo das Blut eines Ermordeten vergossen worden ist, erscheint jede Nacht ein Gespenst, welches die letzten Rufe oder Worte des Getöteten in derselben Weise vernehmen läßt (vgl. 1 Mo 4,10).

26. Wenn sich eine Wachtel in ein Haus verirrt, so ist dies ein Glück verheißendes Zeichen. Diesem Glauben mag die Wachtel außer ihrem gewöhnlichen Namen Summâne den Beinamen Salua, welcher Glück und Trost bedeutet, verdanken.

27. Ein Fellache ist nicht bereit nach Sonnenuntergang ein Sieb auszuleihen, weil dies seinen Kühen schaden könnte; im Notfall wird er verschiedenfarbige Lappen daran binden.

28. Manche Fellachen binden sich um Hand und Fußgelenke wollene Fäden oder Schnüre und behaupten, dadurch eine Stärkung der Gelenke zu erfahren.

* * *

»El-ʿain das Auge«, richtiger »der böse Blick«, ist die verbreitetste Form der Aberglaubens, die darauf sich stützt, daß nach der Ansicht der Leute gewisse Personen die Kraft besitzen, Menschen, Tiere, Pflanzen und Gegenstände durch ihren Blick zu schädigen. In diesem Verdacht stehen erstens die bartlosen[1], zweitens die blauäugigen und gleichzeitig mit lückenhaft stehenden Vorderzähnen ausgerüsteten Leute. Merkwürdig ist, daß nicht nur der Haß oder Neid, sondern auch die Liebe die Ursache der Ausübung des bösen Blickes sein kann. Aus diesem Grunde hört man Frauen, anstatt ihrem

---

[1] daher der Spruch: ṣabāḥ el-eḳrūd ualā ṣabāḥ el-aǵrūd lieber der Teufel als der Bartlosen Gruß.

Wohlgefallen an dem kräftigen und schönen Kinde einer Mutter Ausdruck zu verleihen, vielmehr »pfui über dich«[1] sagen, damit ja der Blick der Bewunderung nicht unheilvoll werde[2]. Schöngestaltete Menschen, vor allem Kinder, edle, wertvolle Haustiere wie Pferde, Maultiere und Kamele sind dem »Auge« am meisten ausgesetzt. Es ist darum nicht nur Trägheit von seiten der Bauernweiber, ihre Kinder im Schmutz Tag für Tag hinleben zu lassen, sondern auch der abergläubische Gedanke, daß ein schmutziges Angesicht vor dem neidischen Blick sicher ist. Weil aber kein Mensch weiß, ob nicht irgend etwas an ihm oder an seinem Besitz den Neid des andern erweckt, so hält man es für ratsam, sich gegen das böse Auge zu feien. Dies kann durch Amulette[3] verschiedener Art und durch Segenswünsche geschehen.

Ein Amulett hat als Hauptbestandteil einen von einem Darwîsch oder Neger[4] mit Koransprüchen oder gewissen Formeln beschriebenen Leinenstreifen. Dieser kommt in ein blechernes Büchslein, welches zugelötet und an ein Band über die Achsel gehängt, an der Seite auf dem bloßen Körper getragen wird. Kindern werden die Amulette auch an den Tarbusch genäht. Ein häufiges und wirksames Schutzmittel soll eine besondere Art kleiner, goldener Münzen sein, die eine ganze menschliche Figur als Bildnis tragen und daher maschchaṣ[5] heißen. Ein solches Stück wird vornehmlich von Wöchnerinnen von 1. — 40. Tage getragen. Als Schutzmittel dienen außerdem Alaun[6] und blaue Glasperlen[7]. Mittels Schnüren werden die letzteren netzartig gereiht und Alaunstücke dazwischen gebracht und sowohl Menschen wie Tieren als Talisman gegen bösen Zauber angehängt. Maultiere und Kühe sieht man häufig damit; meist ist ihnen noch ein halb-

---

[1] tfū ʻalēk [2] vgl. damit unser deutsches Wort: beschreie es nicht d. h. du sollst es nicht loben! [3] eḥgāb [4] in diesem Fall takrūri Pl. takárne genannt. [5] eine Person darstellend [6] schäbbe [7] charas

kreisförmiger Ausschnitt vom Holz des Zürgelbaumes[1] beigegeben. Lieblingspferden wird ein Halbmondamulett aus Silber oder Elfenbein um den Hals gehängt.[2] Ein neuerbautes Haus ist gegen den bösen Blick geschützt, wenn man Knoblauch, blaue Glaskugeln, Knöpfe oder Knochen von toten Tieren oder ein leeres Ei an der oberen Türschwelle oder zwischen zwei Fenstern aufhängt. Über den Türen mancher jüdischen Häuser bemerkt man eine farbige oder steinerne Hand. Dieselbe soll ebenfalls gegen das neidische Auge und die bösen Geister schützen, aber es ist nicht unmöglich, daß sie ein Symbol der Hand Gottes sein soll, welche sich schützend über dem Eingang des Hauses ausbreitet. Mose sang einst: „Herr, deine rechte Hand tut große Wunder" (2 Mo 15,6), und auch Esra (8,31) rühmt die Hand Gottes, die über ihm und seinen Freunden war.

Auch dem Salz schreibt man eine bewahrende Wirkung zu. Bei Hochzeiten streuen die Frauen Salz mit Gerstenkörnern vermischt, wenn die Hochzeitsprozession des Bräutigams durchs Dorf stattfindet. — Leider gilt auch die Lüge als Schutzmittel. Mütter geben auf eine bezügliche Frage nicht selten das Alter ihrer Kinder höher als der Wirklichkeit entsprechend an, um zu verhindern, daß ein kräftig entwickeltes Kind bewundert wird.

Andere Mittel gegen den Bann des »Auges« sind Wunschformeln. Als bekannteste gilt die Anrufung Gottes: „Der Name Gottes sei über dir"[3]! oder „Mit dem Segen Gottes"[4]! oder „Gesegnet"[5]! oder „Dein Schutz sei in Gott"[6]! oder nur bei den Muslimen „Benedeie den Propheten"[7]! oder „Gottes Gedenken"[8]! Wer z. B. ein Kamel bewundert, darf nicht vergessen, den Namen Gottes oder des Propheten in irgend einer Weise hinzuzufügen, etwa so: „jā

[1] Celtis australis L, ar: mēß [2] wohl schon im Altertum gebräuchlich, vgl. Ri 8,21. [3] ßmallāh ʿalēk [4] ʿal-barake [5] embārak [6] ḫauuáṭṭak ballāh [7] ṣålli ʿan-nebi [8] d̲ikr Allāh

ṣalātak, jā muḥámmed dein Gebet o Muhammed" sc. möge schützend über dem Tiere sein!

Was geschieht aber nun, wenn das böse Auge geschadet bzw. getroffen hat, wie der Araber sagt? Entweder gibt es Mittelchen wie: Zerschlage ein mit Zaubersprüchen beschriebenes Ei an der Stirne des vom »Blick« Getroffenen! oder man sucht dem Schaden durch Räuchern mit Weihrauch zu steuern, denn „der Weihrauch vertreibt den Teufel". Wie gering indes diese Hoffnung auf Hebung des Schadens sein muß, läßt sich daraus ermessen, daß es viele Sieche und Krüppel gibt, die ihr Leiden auf den bösen Blick zurückführen, und daß bisweilen gesagt wird: Zwei Drittel der Gräber sind eine Folge des bösen Blickes. Trotzdem wird die Manipulation des Räucherns noch häufig vorgenommen. Ist z. B. ein Kind erkrankt und der Verdacht steigt auf, daß das böse Auge dabei im Spiele ist, so wird geräuchert. Eine alte Frau nimmt eine Handvoll Salz und wirft es ins Feuer. Wenn das Salz knistert und knallt, so wird das Kind über den Kohlen gewiegt und nach allerlei mystischen Reden und Formeln[1] die Verwünschung ausgesprochen: „Platze, o Auge der Feindin"[2]! Will die Mutter die Person, von der der böse Blick ausging, erforschen, so legt sie ein Stück Alaun auf eine glühende Kohle. Aus der durch das Schmelzen entstandenen rätselhaften Figur wird es ihr nicht schwer, den Feind zu erkennen; denn hat z. B. die Mutter eine Feindin, so muß diese die Missetäterin sein. Hierauf wird die Figur wieder erhitzt, und unter wiederholter Verwünschung und Fluchrede löscht bzw. vernichtet die Mutter mit Wasser das böse Auge der Feindin. Die Zeremonie hat die Mutter vergewissert, daß jene Frau ihre Feindin ist, und wenn sie ihr nun begegnet, spuckt sie aus. — Das Ausspucken geschieht auch sonst als Zeichen der Verachtung bei Leuten, die in Feindschaft leben.

---

[1] rakue Zauberformel [2] ṭukḳi, jā ʿain il-ʿadue!

Kapitel 26.

Klima, Krankheiten und Heilmittel.

Das Klima Palästinas weist entsprechend den kolossalen Unterschieden in der Höhenlage der einzelnen Gegenden bedeutende Verschiedenheiten auf. Zwischen dem Spiegel des Toten Meeres (—400 m) und den Höhen von Hebron und eṭ-ṭaijibe (+ 1000 m) ist eine Differenz von 1400 m. Zu einer Zeit, da die Jordanniederung subtropischen Charakter trägt, fällt auf den Höhen Judas im Januar häufig Schnee. Das andere Kennzeichen im Klima Palästinas sind die fast unvermittelten Übergänge aus der Sommerhitze in die Winterkälte, der plötzliche Umschlag der Winde und die rasche, tägliche Abkühlung nach dem Untergang der Sonne. Es vereinigt demgemäß große Gegensätze zwischen starken, andauernden Regengüssen und dürren Zeiten, kalten Nordwinden und glühenden Südwinden, heißen Tagen und kühlen Nächten (vgl. das Wort Jakobs 1 Mo 31,40).

Diese Kontraste lassen von vornherein einen nachteiligen Einfluß auf die Gesundheit erwarten. An und für sich wäre das Klima, besonders das des Gebirgslandes, nicht ungesund zu nennen. Ein vorsichtiges Verhalten bei Witterungswechsel, beim Genuß des Wassers und der Speisen, besonders mancher Früchte (S. 146 Mitte) und Vermeidung von Erhitzungen und Gemütsbewegungen werden den Bewohner Palästinas vor mancher Krankheit bewahren. Wo man

sich aber nicht daran kehrt, treten Fieber, Rheumatismen, Magen- und Darmaffektionen, die sich bis zur Dysenterie steigern, auf. Häufige Ansteckungskrankheiten sind Masern, Pocken, Krätze und Diphtheritis. Der Aussatz ist wahrscheinlich nicht ansteckend, wohl aber erblich und so gut wie unheilbar. Es gibt im ganzen wenig Aussätzige. Wenn es gelingen würde, die Aussätzigen zu konsignieren und Heiraten unter ihnen zu verhindern, so wäre die Möglichkeit vorhanden, diese Krankheit auszurotten. Leider ist es ihnen bis heute unbenommen, ihr ungebundenes, liederliches, bettelhaftes Leben, das sie dem geordneten Aufenthalt in christlichen Asylen (Kap. 32, I) vorziehen, weiterzuführen.

Die Hauptkrankheit des Landes ist das Wechselfieber. Mehr oder weniger wird jedermann davon heimgesucht. Es kündet sich durch Mattigkeit, Kopf- und Rückenschmerzen an. Hierauf stellt sich ein starker Schüttelfrost ein, der nach ein paar Stunden in Hitze bis 40° umschlägt. Durch guten Schweißausbruch wird gemeiniglich die Fieberglut gebrochen. Ist die Temperatur nahezu auf normal gesunken, so verordnet der Arzt je nach dem Alter d. h. ob Kind oder Erwachsener bis zu 1 g Chinin, welches mit ziemlicher Sicherheit einen erneuten Anfall verhindert. Erkältung, feuchte Wohnung, schlechtes Trinkwasser, Miasmen, die dem Boden entsteigen, und große Hitze sind die Hauptursachen dieser heimtückischen Krankheit. Sie tritt am häufigsten nach dem ersten Regen und zur Zeit der Schirokkos auf.

Die Landbevölkerung verhält sich manchen Krankheiten gegenüber passiv, was sich aus ihrer fatalistischen Anschauungsweise erklärt (S. 14). Allmählich aber sucht sie mehr und mehr die Hospitäler auf. Was viele noch abhält, ausgiebigeren Gebrauch von den Krankenhäusern zu machen, sind religiöse Vorurteile und abergläubische Ansichten. Trotz der großen natürlichen Vorliebe für freie Luft werden Kranke, namentlich sobald einiger Verdacht auf den Teufel fällt,

hermetisch von der äußeren Luft abgeschlossen und das ganze Haus durchräuchert. In den den Städten fernliegenden Dörfern nimmt man seine Zuflucht zu der Heilkunst der Quacksalber, die entweder ein Darwīsch oder eine alte Frau ausübt. Auch ist nach dem Glauben der Muhammedaner jede Mutter von Zwillingen von Gott zur Ärztin bestimmt.

Wir geben nachstehend eine Aufzählung von Heilmitteln des palästinischen Volkes, unter denen wie ersichtlich die aus den Medizinkräutern gewonnenen Absude und Säfte die wichtigste Rolle spielen.

1. a) Gegen die häufigste Krankheit Palästinas, das Wechselfieber, wird der Gamander[1] empfohlen, ein gewürziges, im Mai und Juni dunkelrosa blühendes Kräutlein. Aus den dunkelgrünen, sehr bitteren Blättern bereitet man einen Trank, indem man sie mit Wasser übergießt und zwei Nächte unter dem Sternenhimmel stehen läßt. Der Kranke, der morgens und abends davon zu trinken hat, soll sich während der Kur vor jeglicher Aufregung hüten, dann „wird er das Fieber bald los werden und sich seines Lebens wieder freuen". b) Viel gerühmt wird auch ein Absud der bitteren Blätter eines weißfilzigen Lippenblütlers mit kleinen, weißen Blüten, einer Art Andorn[2]. Die Pflanze wächst gern auf Schutt- und Begräbnisstätten.

2. a) Gegen Leibschmerzen und Magenbeschwerden soll man den poleyartigen Gamander[3] abgekocht oder roh genießen. b) Auch die echte Kamille[4] wird als Thee dagegen genossen. c) Gute Dienste soll auch ein Absud der dicken, langen Wurzel der rotfrüchtigen Zaunrübe[5] leisten. d) Endlich wird das aus sa'tar gewonnene aromatische Öl, auf ein Stückchen Zucker getröpfelt, gerühmt. Sa'tar ist der ara-

[1] Teucrium Chamaedrys L., ar: kamándra [2] Marrubium, ar: ikrēha [3] Teucrium Polium L, ar: ġi'de [4] Matricaria aurea, ar: bābūniġ oder ḳrē'a [5] Bryonia multiflora Boiss., ar: ġarmū'a oder 'inab il-ḥaije.

bische Name für eine Art Dosten oder Majoran[1], einen bei Städtern und Landleuten gleich beliebten Lippenblütler. Er wird vor der Blütezeit im Frühling gesammelt und in der Sonne getrocknet. Die Blättchen, welche sich nun leicht abstreifen lassen, werden zu Pulver gestoßen und als gewürzige Zukost zum Brot genossen. Mengt man noch gerösteten, pulverisierten Weizen und die feingestoßenen, getrockneten, säuerlichen Körner des Summāḳ[2] dazu, sowie das Mehl von geröstetem Sesamsamen, so hat man ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel der Araber (vgl. S. 175). Der Geschmack erinnert an Kräuterkäse.

3. Gegen Dysenterie wird ein von geriebener Muskatnuß bereiteter Thee geraten.

4. a) Eins der bekanntesten Heilkräuter ist die strittige Salbei[3]. Im Arabischen heißt sie marjamīje d. i. Marienkraut, weil die Jungfrau Maria neben einer solchen ausgeruht und sie dann zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit gesegnet habe. Im Zimmer eines Kranken und in feuchten Räumen wird diese Pflanze zur Verbesserung der Luft aufgehängt oder geräuchert. Durch das Räuchern soll, besonders bei ansteckenden Krankheiten, die Luft gereinigt werden. b) Ein Fußbad in Salbeiabsud ist gegen Kopfschmerzen sehr wirksam. c) Aus den gewürzigen Blättern bereitet man einen vorzüglichen Heiltrank gegen Magenleiden und Leibschmerzen, indem man sie in ein Tüchlein bindet, in einem Gefäß mit Wasser anziehen läßt, worauf man die so gewonnene Essenz in kleinsten Mengen eingibt.

5. a) Die Waldminze[4], welche am Wasser wächst, wird gesotten und als Likör eingegeben. Die zerstoßenen Blätter, mit etwas Essig und Sauerteig vermengt und auf den Magen gelegt, bewirken Aufhören von Erbrechen.

---

[1] Origanum Maru L. [2] Rhus coriaria L, ar: ṣummāḳ
[3] Salvia controversa Ten. [4] Mentha sylvestris L, ar: na'na'.

b) Den gleichen Dienst tun die Samen der Seestrands- oder Aleppokiefer[1], welche man leicht röstet, in ein Tüchlein bindet, in Wasser anfeuchtet und ausdrückt. Der herauströpfelnde, milchige Saft wird getrunken. c) Ein drittes Mittel ist eine Mischung von feingestoßenen Pfefferminzküchlein, Essig und Mehl, die als Pflaster auf den Magen gelegt wird.

6. Ein Heilmittel gegen Gliederweh und Rheumatismus ist ein Andorn[2] mit moschusartigem Geruch. Wirksam ist die Pflanze nach dem Glauben der Leute nur, wenn sie von einer über 60 Jahre alten Frau gepflückt wird. Auf dem Wege zur Pflanze darf die Frau niemandem Red und Antwort stehen. Ist das Kraut gefunden, so werden Wurzeln und Blätter in einem völlig dunkeln Raum des Hauses abgekocht. Kommt die Masse zum Kochen, so muß der Kranke nur in einen Mantel gehüllt, sich über den dampfenden Kessel beugen. Sieben Tage lang hat er diese Prozedur jeden Abend zu verrichten. In dieser Zeit darf er nur ungesäuertes Brot und Honig essen.

7. a) Rheumatismus und Gicht sollen weichen wenn man ein in heißer Asche warm gemachtes und auf der Auflegeseite enthäutetes Blatt der Kaktusfeigenstaude[3] auflegt. b) Gegen dieselben Leiden wird eine Art Leimkraut[4] empfohlen, welches in Olivenöl gekocht auf die schmerzhaften Stellen zu legen ist.

8. Gegen Magen- und Leberleiden wird Wermut[5] entweder trocken und pulverisiert oder als Thee angewendet.

9.) Husten, Lungen- und Bronchialkatarrhe werden mittels Thee von Hollunder oder einer lilablütigen Malve, die die Größe eines Bäumchens erreicht, geheilt.

---

[1] Pinus halepensis Mill., ar: ḳrēsch [2] Marrubium, ar: iḳrēha [3] Opuntia grandifolia, ar: ṣabor [4] Silene Atocion Jacq., ar: muṣṣēṣ oder ḳuṭṭēn el-ṛasāl [5] Ar: schēbe oder schīḥ

10. a) Ein bekanntes Mittel gegen Asthma ist der Stechapfel[1], dessen Blätter zu Cigarren gedreht und geraucht werden, wenn der Anfall kommt. b) Auch Thee von Vogelknöterich[2] wird häufig gegen dieses Leiden angewendet. c) Derselbe Knöterich, sagt man, heile die Schwindsucht.

11. Zur Vertreibung des Bandwurms werden die Kerne des Ḳara'kürbisses angepriesen. Ein bis zwei Handvoll davon, nüchtern gut gekaut und genossen mit nachfolgendem Laxier, tut den gewünschten Dienst.

12. a) Ein sicheres Abführmittel ist die sonnenwendige Wolfsmilch[3], die im Ostjordanland wegen dieser Verwertung den euphemistischen Namen „Mutter des Wohlbehagens“ führen soll. Man nehme zwei Tropfen des Saftes auf einem Stückchen Zucker, hüte sich aber, zuviel zu genießen. b) Dem gleichen Zweck dient die Koloquinte[4] mit ihrer bitteren, apfelgroßen Frucht. Die den Melonenkernen ähnlichen Samen werden gestoßen und genossen. Oder: man trocknet den Koloquintenapfel, nimmt etwa $^1/_2$ g des pulverisierten Fruchtinnern und trinkt zwei Gläser laue Milch dazu. Diese Medizin wirkt reinigend nnd soll auch innere Hämorrhoiden heilen.

13. Ein Tropfen des scharfen Saftes der allenthalben auf Schutt wachsenden Spritz- oder Eselsgurke[5] in die verstopfte Nase gebracht hebt die Verstopfung auf.

14. Die in Öl gekochten Blätter der Bongardia Rauwolfii, einer im Februar in der Saat häufigen, gelbblühenden Berberidee, geben eine Salbe zur Linderung von Ohrenschmerzen.

15. Gegen die Hundswut werden die Wurzeln und

---

[1] Datura Stramonium L, ar: barsch [2] Polygonum aviculare, ar: ḳuḍḍāb [3] Euphorbia helioscopia L, ar: ḥullēbe oder ḥalablūb [4] Cucumis colocynthis Schrad., ar: ḥanḍal [5] Ecballium elaterium Rich., ar: faḳḳūß il-eḥmār

Blätter von Anagyris foetida L[1] gerühmt, aus welchen man ähnlich wie aus dem Gamander (s. Nr. 1a) einen Trank bereitet. Die Pflanze muß fern von menschlichen Wohnungen wachsen, wo Hunde nicht hinkommen, auch darf sie nur zwischen Sonnenuntergang und -aufgang genommen werden.

16. a) Eine blutende Wunde sucht man durch Aufträufeln des Saftes einer unreifen, schwarzen Feige zu stillen. b) Eine sehr gute Heilwirkung bei Wunden oder Geschwulsten haben die in Essig getauchten Blätter der Wollblume[2], c) die getrockneten und zerriebenen Blätter vom Günsel[3], d) die der italienischen Ochsenzunge[4] und e) die des Hollunders[5]. f) Bei eiternden Wunden werden auch die Blätter vom Aron[6] aufgelegt oder man kocht die zerstoßenen Wurzeln der erwähnten Ochsenzunge und macht mit dem Absud Umschläge. g) Eine ähnliche Verwendung erfährt der Alant[7], dessen Wurzeln pulverisiert und mit Eiern vermischt auf einen gebrochenen Arm oder eine Wunde gestrichen werden. h) Statt Alant kann auch Eiweiß mit Lehm vermischt aufgelegt werden. i) Wunden am Fettschwanz der Schafe, worin sich häufig Würmer bilden, werden mit Teer[8] oder Kalk verstrichen. k) Ein wunder Mund wird durch einen Teig von Senfmehl und Johannisbrotsaft, den man zweimal täglich fünf Minuten lang in den Mund nimmt, geheilt. Das werde zwar schmerzen, aber rasch und sicher heilen.

17. a) Der Gamander (s. Nr. 2a) gilt auch als ein vorzügliches Mittel gegen Warzen. Die Pflanze wird getrocknet, zu Pulver zerstoßen und mit Brot gegessen. b) Auch die Wolfsmilch (s. Nr. 12) wird hiefür angewendet.

---

[1] ar: littēn oder ẞalamōn [2] Verbascum tripolitanum Boiss, ar: ʿauaruar. [3] Ajuga Chamaepitys, ar: ʿůschb il-ǵurḫ [4] Anchusa italica Retz, ar: ḫimḫim. [5] ar: belißān. [6] Arum sanctum oder palaestinum Boiss., ar: dān il-fīl oder lūf. [7] Inula viscosa Ait., ar: ṭaijūn [8] ḳiṭrān

Man schneide die Warze ab und betupfe sie zu wiederholtenmalen mit dem weißen Saft der Pflanze.

18. Gegen Sonnenstich wenden die Beduinen Sauermilch an, mit der sie den ganzen Kopf, den Hals und die Brust bestreichen.

19. a) Eine häufige Krankheit Palästinas bilden die Augenleiden. Gegen Augenschmerzen im allgemeinen dient die bittere Aloe[1]. Die dicken, fleischigen Blätter brät man auf Kohlenglut, schneidet ein Stückchen davon ab und legt es noch warm auf das geschlossene Auge. b) Von einer wahrscheinlich nicht einheimischen Leguminose[2] werden die Samen, die den Summāḳkörnern gleichen, außen rostrot, innen grün sind, geröstet, mit Kandiszucker geklopft und auf die geschwollenen Augenlider getan. c) Man rasiere in der Mitte der Schädelfläche einen talergroßen Fleck Haare weg, oder: man bepinsele die Augen mit dem Urin eines kleinen Kindes. d) Wenn das Auge oder Augenlid entzündet[3] ist, so zerstoße die Schale einer kabrīje-Frucht und siebe das Mehl (das Zerstoßene) durch ein Stück feinen Flores. Schwenke hierauf Eigelb durch reines Wasser, löse das umgebende Häutchen und bestreiche mit dem Dotter ein Stückchen Flor, streue etwas kabrīje-Mehl darauf, lege das Ganze gut aufs Auge und hüte dieses vor Luftzug. e) Wenn das Auge schwach geworden ist (ein Nebel vor den Augen liegt, etwa infolge von Krankheit) oder wenn es einen weißen Fleck hat, so öffne ein Ei an der Spitze und sorge, daß das Eiweiß allein in der Schale bleibt (indem man Eiweiß und Dotter gesondert je in ein kleines Gefäß laufen läßt und dann ersteres wieder zurückbringt), vermische damit eine Messerspitze voll reinen, zu Mehl zerstoßenen Kandiszucker, setze die Schale in heiße Asche, rühre Eiweiß Kandis mit

---

[1] Aloe vera L., ar: ṣabra murra. [2] ar: schischim; auf dem Gewürzmarkt Jerusalems käuflich. [3] chamīl

einem Holzstäbchen, bis es wie eine Salbe[1] wird. Reinige die nun aus der Asche zu nehmende Schale gut von außen und stelle sie in ein Kaffeetäßchen, worauf durch die Poren der Schale ein Saft schweißt, von dem man je dreimal Tags und Nachts ins Auge tröpfeln läßt. Das Ei ist täglich zu erneuern.

20. Gegen Kränklichkeit im allgemeinen, die ungesunden Stoffen zugeschrieben wird, verfahren die Landleute folgendermaßen: Sie brennen sich in das Fleisch eines Armes ein kleines Loch und stecken eine Erbse darein, die mit einem Rebblatt bedeckt und lose verbunden wird. Durch den Fremdkörper der Erbse kann die Wunde nicht heilen, vielmehr werden Eiter und andere schädliche Stoffe aus dem Körper gezogen. Täglich werden Erbse und Blatt erneuert. So schmerzhaft diese Prozedur ist und so unsympathisch sie uns erscheint, so wird sie doch häufig vorgenommen, denn das Landvolk rühmt ihr stets Heilung nach. Für eine heilende Wirkung spricht allerdings der zu grunde liegende Gedanke von der Reinigung des Blutes durch eine laufende Wunde. — Unter den Christen Nordpalästinas gilt als Rezept: Man gieße Wasser über die Decke eines Neuen Testaments und gebe das Wasser dem Kranken zu trinken.

21. Eins der Universalmittel der Fellachen in den verschiedensten Fällen von Krankheit ist das Brennen mit glühendem Eisen in der Gegend des kranken Körperteils. a) Bei Schlangenbiß wird die Bißstelle gebrannt. b) Bei Diphteritis wird eine Sichel glühend gemacht und der Hals außen vorn herum unter dem Kiefer von Ohr zu Ohr gebrannt; ebenso verfährt man beim kranken Rindvieh. c) Der Unlust der Säuglinge, an der Brust zu trinken, steuert die Mutter dadurch, daß sie einen Nagel glühend macht und mit demselben einen Augenblick den Kopf

[1] barham

des Kindes am Wirbel berührt, worauf das Kind binnen einer Stunde zu trinken anfange. d) Gebrannt wird selbst in Fällen, wo es jedem vernünftigen Menschen von vornherein als töricht erscheinen muß. So hörte ich von einem Kind mit einem kurzen Fuß, dem man durch mehrmaliges Brennen zum Längerwerden des Fußes verhelfen wollte.

22. In der Kinderapotheke der Fellachen finden sich nur wenige Mittel, vieles wird der Natur überlassen. a) Man gebraucht gegen Wundsein fein gesiebte, rote Erde, die mit Wasser zu einem Brei gerieben und so aufgestrichen wird, b) gegen heißes Fieber das Ritzen der Haut mit dem Rasiermesser an Rücken und Füßen, bis Blut fließt, c) gegen schweres Zahnen und gegen Hirnentzündung das Brennen mit einer Stecknadel unter der Zunge oder mit einem glühenden Nagel auf dem Kopf (s. Nr. 21c). d) Gegen Frostbeulen wird Hennapulver angefeuchtet aufgelegt. e) Gegen Husten wird echte Kamille, als Thee getrunken, angewendet. f) Kopfgrind der Kinder weicht dem Waschen mit dem Absud einer Malve[1] mit großer Rosablüte, oder der Einreibung mit dem Saft grüner Oliven oder dem Bestreichen mit einem Gemenge von Kalk und Olivenöl. g) Gegen Flechten werden gestoßene Goldlackblätter aufgelegt.



[1] Alcea lavateraeflora DC., ar: chuṭmīje oder chuṭīme

Kapitel 27.

Tod, Leichenklage, Grab.

Mit der Annäherung der Sterbestunde füllt sich das Haus des Kranken mit Verwandten und Freunden. Wenn der Kranke verschieden ist, erheben die versammelten Frauen ein herzzerreißendes Geschrei. Wehrufe erfüllen das Haus; Frauen, die auf dem Dach sitzen, nehmen dieselben auf und künden dem Dorfe an, daß Leid und Trauer hier eingezogen sind. Die nächsten weiblichen Angehörigen zerreißen ihre Kleider oder richtiger, sie machen je nach der Größe des Verlustes an der Bruströffnung einen mehr oder weniger tiefen Riß, indem sie die Wehrufe ausstoßen: »jā kaschalī, jā kaṭī'atī! etwa: o mein Verlust, ich bin ohne dich nichts mehr wert, o ich bin die Abgeschnittene!« Auch schneiden sie sich, z. B. in eß-ßalṭ, zum Zeichen der Trauer etliche Haarlocken ab (Jer 7,29). Hierauf werden die besten Kleider angezogen und unter Gesten und Gebärden des Schmerzes und der Trauer beginnt die Leichenklage[1]. Hierzu versammeln sich die schon Anwesenden mit den inzwischen neu angekommenen Frauen der ḥamūle (S. 4) in einem Zimmer oder auf einem freien Platz vor dem Haus, indes die Männer etwa bei dem Haupt der ḥamūle oder einem Anverwandten sich am Kaffeetrinken gütlich tun.

---

[1] bei Städtern manāḥa oder 'asa, bei Fellachen und Beduinen madāle genannt.

Die Frauen lassen sich in einem Kreise nieder, in der Mitte die Hauptleidtragende und die nächsten Anverwandten. Diese entblößen das sonst stets bedeckte Haupt, werfen bei sehr schmerzlichen Todesfällen auch Staub und Erde darauf (Jer 25,34; Klagel 3,16; Hes 27,30; siehe auch Kap. 30, Nr. 35), zerkratzen sich die Wangen, raufen die Haare aus (Jer 16,6), schwärzen das Angesicht mit Ruß und schlagen sich auf die Brust. Die Klage dauert vom Eintritt des Todes bis zu dem Augenblick, da der Verstorbene aus dem Hause getragen wird, und findet am Grabe ihre Fortsetzung.

Bald nach dem Hinscheiden rasiert man in manchen Gegenden, wenn der Tote ein Mann ist, die Kopf- und Barthaare, wäscht ihn mit warmem Wasser, verstopft die Öffnungen des Körpers mit Baumwolle, wohl um bösen Geistern den Eingang in den Leib zu versperren, und kleidet ihn in neue, weiße Leinwand, manchmal auch in seine besten Kleider. Einer muslimischen Frau werden Hosen angezogen, damit sie nicht bloß vor ihrem Gott erscheine; an manchen Orten gibt man ihr auch Schleier, Seife und Hennapulver (S. 52) mit ins Grab.

Die Beerdigung findet im Morgenland in der Regel noch am gleichen Tage, meist schon nach zwei Stunden, statt. Eile tut besonders not, wenn der Abend nahe ist, denn der Orientale sucht es zu vermeiden, einen Toten nach Sonnenuntergang zu beerdigen. So war es auch bei Jesus, der wenige Stunden schon nach seinem Tode ins kühle Felsengrab gebettet wurde.

Schon bevor man den Toten aus dem Haus trägt, beginnen die sog. Totentänze. Zu den leidtragenden Frauen aus der Freundschaft gesellen sich, besonders in den Städten, zunftmäßige, um Geld bestellte Klageweiber (Jer 9, 17), welche in Verszeilen und Strophen wehklagen und die guten Eigenschaften des Verstorbenen besingen. Die Lieder sind entweder improvisiert oder allgemein bekannt und werden

dann durch geschicktes Modeln den jeweiligen Fällen angepaßt. Mit aufgelösten Haaren stellen sich die Weiber im Kreis auf, berühren einander mit den erhobenen Ellbogen und hüpfen nur gleichmäßig nach links und rechts, wobei sie mit den Armen und Ärmeln, die sie ab und zu, aber taktmäßig, über den Kopf schlagen, verschiedene heftige Bewegungen ausführen. In der Mitte des Kreises steht die Vortänzerin, die mit einigen Helferinnen den Tanz leitet. Eine von ihnen singt die Klage in höherer Tonlage voraus, worauf der Chor aller Frauen mit denselben Worten einfällt. Instrumentalbegleitung scheint nicht mehr üblich zu sein (Mt 9, 23). Allmählich steigern sich die leidenschaftlichen Klagen und die wilden Bewegungen der Hände und Füße, bis die Gesichter in hohem Grade gerötet und erregt aussehen und die Zeit des Begräbnisses heranrückt. Ein solches Getümmel fand Jesus bei Jairus Töchterlein vor (Mk 5,38).

Wenn der Verstorbene zur Beerdigung beschickt und das Grab hergestellt ist, so wird er ohne Sarg auf einer Tragbahre mit dem Kopf voran von Freunden hinausgetragen. Den Zug eröffnet bei den Christen der Geistliche, bei den Muslimen der imām, sowie Blinde oder Arme, welche das Glaubensbekenntnis rezitieren. Eine große Menge Volks (Lu 7,12) gibt das Geleite, denn die Begleitung eines Toten zur letzten Ruhestätte gilt als Ehrerweisung, die ihm niemand vorenthalten soll. Die Männer gehen im Alltagsgewand (die Christen kleiden sich auch sonntäglich), die Frauen erscheinen in besonderer Trauertracht im rot und schwarzgestreiften Mantel, über welchem vom Kopf bis zu den Füßen ein weißes oder schwarzes Tuch mit Fransen herabwallt. Bei den Muslimen begleiten sie den Zug bis zum Eingang des Dorfes, ordnen sich auf irgend einem freien Platz oder einer Tenne und beginnen die Wehklage von neuem; zum Grab dürfen sie nicht herantreten. Bei den Christen folgen die Frauen bis zum Gottesacker mit,

gruppieren sich hier, aber abseits von den Männern.

Das Grab ist ungefähr 1 m tief ausgehoben, am Boden ausgeglättet und an den Seiten mit einem Mäuerchen als Absatz versehen, worauf die Steinplatten gelegt werden, so daß der Tote nicht von der Erde gedrückt wird, sondern in einem kühlen Grabkämmerlein ruht, bei den Christen auf dem Rücken mit dem Gesicht nach Osten, damit die Seele nach Osten entweicht, bei den Muslimen auf der Seite, das Gesicht nach Süden d. h. Mekka zu. Die Christen geben ihren Toten einen Ölzweig als Zeichen des Friedens, unter das Haupt gelegt, mit. Nachdem der Geistliche gebetet, den Toten eingesegnet und mit Öl besprengt hat, wird das Grab geschlossen. Bei den Muslimen findet am Grab keine religiöse Feier statt, dafür werden vom chaṭīb in der Moschee Gebete verrichtet. Außerdem haben innerhalb ein oder zwei Tagen etwa 75 Männer gemeinsam tausendmal den muhammedanischen Glaubenssatz zu rezitieren, was an der 100 Körner zählenden Gebetsschnur des chaṭīb nachgezählt wird. Wohlhabendere Leute lassen das Grab mit einigen großen Steinplatten belegen und am Kopfende einen Stein errichten, der in einem ausgemeißelten Turban oder Tarbusch endigt. Berühmten Scheichs und reichen Leuten werden auch Grabkuppeln errichtet. Nicht selten sieht man die Gräber und Kuppeln mit Kalk übertüncht (Mt 23,27).

Ein aus alten Zeiten vererbter Wunsch des Morgenländers ist es, bei den Familienangehörigen begraben zu werden entweder so, daß um ein Hauptgrab die übrigen Familiengräber gruppiert werden oder, wenn inzwischen die zur Verwesung nötige Zeit von 5—6 Jahren verstrichen ist, daß einige in ein und dasselbe Grab kommen. Daher kommt es, daß wenn jemand in einem fremden Dorf stirbt, er womöglich in seine Heimat verbracht wird. Man bindet den Toten auf ein Lasttier und transportiert ihn manchmal bis zu zwei Tagreisen weit. Dies erinnert uns lebhaft an den

pietätsvollen Wunsch der Erzväter Jakob und Joseph (1 Mo 47,30 und 50,25).

Nachdem die Begräbnisfeierlichkeiten zu Ende sind, kehren die Männer in das Haus einer befreundeten Familie zurück, welche sie eingeladen hat. Hier findet ein Mahl statt, wozu die Betreffenden sogleich mit Eintritt des Todes ein Schaf oder eine Ziege geschlachtet haben. Außerdem bringen die Freunde frisch gebackenes Brot (2 Sa 3,35; Jer 16,7) mit einer Beigabe von Reis, Eiern, Oliven, Schmalz und Honig. Die Frauen verweilen noch auf dem Begräbnisplatz, erhalten ihr Essen zugesandt und fahren in der Totenklage fort. In ganz seltenen Fällen mögen auch die Männer eine solche veranstalten (Apg 8,2; Hi 2,11); in der Regel aber soll der Muhammedaner keine Klage äußern, er hält in stummer Trauer ein Tuch vor die untere Gesichtshälfte. Damit schließen die Leichenfeierlichkeiten für den Tag des Begräbnisses, nicht aber für die Trauerzeit. Diese dauert bis zum 40. Tage, während welcher die Frauen weder ihre Kleider wechseln noch sich waschen dürfen. In den Wochen nach dem Todesfall stellen sich allmählich die Männer aus der ḥamūle ein, um zu »trösten«[1], wie man sagt. Dasselbe meint der Evangelist Johannes (11,19): „Viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihren Bruder.“ Eigentümlich muten uns die den Leidtragenden heutzutage gewidmeten Worte der Tröstung an. Sie lauten: „Wohlergehen deinem Haupt und deinen Kindern! Alle Menschen sterben, wir alle gehen diesen Weg; du mußt nicht böse sein; Gott hat es so gemacht[2]“. Tröstlicher klingt das andere: „Wahrlich, Gottes sind wir, und zu ihm kehren wir zurück“[3]. — Den Frauen liegt noch eine siebentägige Toten-

[1] hum bi‘assu [2] ßälāmet rāßak, ßälāmet aulādak; kull ennāß bimūtu, kullna rāiḥīn ‘a haṭ-ṭarīḳ; musch lāsim tis‘al, hēk Allāh ‘imil. [3] inna lillāh ua inna ileih rāği‘īn

klage[1] ob, zu der etwa sieben Klageweiber gedungen sind. In dieser Zeit versammeln sich die Frauen täglich ein bis zwei Stunden auf dem Begräbnisplatz oder etwa auf der Tenne (1 Mo 50, 10). Dabei leisten befreundete Frauen aus Nachbardörfern Gesellschaft. Bei den Muslimen findet nur je am Donnerstag einige Wochen lang eine solche Klage mit Speiseverteilung unter den Armen statt. Die Christen veranstalten am vierzigsten Tage am Grabe eine religiöse Feier, wobei der Geistliche betet, mitgebrachte Speisen segnet und der gekochte Weizen[2] unter die Armen verteilt wird. —

Die Totenklage müssen wir ansehen als eine uralte Landessitte, welche sich bei Muslimen, Christen und Juden erhalten hat, wobei unerhebliche Verschiedenheiten da und dort vorkommen mögen, aber an dem Bestand der Sitte selbst nichts ändern.

So entrollen diese Trauerfeierlichkeiten ein Stück echt israelitischen Lebens vor unseren Augen.



[1] ma'āde d. h. Wiederholung der Trauer. [2] der ḳamḥ maßlūḳ oder die ßlīḳa, im Libanon ḳilbi

Kapitel 28.

Gesten.

Die Gebärdensprache ist das Vermögen, sich durch bestimmte Bewegungen des Körpers, hauptsächlich der Hände und des Kopfes verständlich zu machen. Die Gesten oder Gebärden begleiten und erläutern die Rede, treten aber auch selbständig auf. Es ist bekannt, daß manche Geberden von allen Menschen verstanden werden und darum als notdürftiges Verständigungsmittel benützt werden können, wenn man die Sprache des andern nicht kennt. Nicht überall aber bezeichnet dieselbe Gebärde auch das gleiche, und wie z. B. die Begrüßungsformen bei den verschiedenen Völkern gar mannigfaltig sind, so sind auch die Gesten nicht bei allen Stämmen und Völkern übereinstimmend und gleichbedeutend; bei den Basutonegern soll z. B. einem guten Redner durch Zischen Beifall gespendet werden, was das gerade Gegenteil unserer deutschen Gepflogenheit ist.

Obgeich nun die meisten Gesten darauf beruhen, daß sie ein möglichst treues Abbild der darzustellenden Sache geben, oder in leicht erklärlichem Zusammenhang mit ihr stehen (vgl. Nr. 34 bis 36, 38, 41), so läßt sich m. E. bei manchen doch nicht recht enträtseln, woher sie abzuleiten sind oder welchen Zusammenhang sie mit dem zu versinnbildlichenden Gedanken haben (vgl. Nr. 30).

Eine nicht unbedeutende Rolle spielen die Gesten bei den Arabern; liegt es doch teilweise auch in dem hitzigen

Blut des Südländers begründet, daß, wenn er erzählt, droht, flucht und wünscht, alles an ihm leibt und lebt.

Im Nachstehenden habe ich versucht eine Anzahl allgemein gebräuchlicher Gesten zu beschreiben. Leider bietet das geschriebene Wort ein äußerst mangelhaftes Mittel, die genaue Ausführung der Gesten dem Leser verständlich zu machen; wenn irgend etwas, so gehörten gerade sie ad oculos demonstriert.

1) Ist A beleidigt oder erzürnt worden und kann aus irgend einem Grunde für den Augenbick nicht Vergeltung üben, so bringt er die Spitze des Daumens und Zeigefingers der Rechten zusammen, während die drei anderen Finger leicht gekrümmt und lose schweben, und schwingt oder schüttelt die Hand drohend gegen den Beleidiger mit dem Gedanken: Bei gegebener Gelegenheit will ich dir's heimzahlen.

2) Möchte ich jemand züchtigen, kann ihn aber augenblicklich nicht erreichen, so beiße ich, gleichsam zur Ableitung des Zorns, in den Ballen der Hand.

3) Ist jemand gereizt worden und will Rache nehmen, so beißt er die Zähne aufeinander, reibt sie hörbar und schüttelt etwas den Kopf in aufwärts gehender Richtung.

4) Wenn eine Frau einer andern Gutes oder Böses wünschen will, so geht sie bei Nacht vors Haus oder aufs Dach, öffnet im Anblick des Sternenhimmels den Busen und, die Brust gegen den Himmel richtend, segnet sie oder flucht ihr, z. B. »o Herr, beraube sie ihrer Kinder; mache sie zur Witwe[1]«.

5) Ist jemand gestorben, so schlagen sich die Frauen mit der Hand auf die Wangen.

6) Wenn Frauen um einen Toten klagen, so schwingen oder bewegen sie eine Hand kreisend um die andere (wie

[1] jā rabbi, ta'dímha aulādha; trammílha!

unsere Kinder in dem Spiel: Müller, hast du nichts zu mahlen?), oder sie schlagen mit flacher Hand abwechselnd mit der Linken und Rechten auf die Brust.

7) Um den Eintritt des Todes einem anzudeuten, steckt man den Zeigefinger der einen Hand zwischen die Zahnreihen und läßt den Kopf in die Handfläche der andern sinken.

8) Als Ausdruck der Überraschung und des Bedauerns über einen eben eingetretenen Todesfall gilt der Ausruf läh, läh, läh! und darauffolgendes leichtes und langsames Zusammenschlagen der Handflächen, bei welcher Manipulation abwechslungsweise die eine, dann die andere Hand oben ist.

9) Wenn man sagen will: Schade, sc. daß ich das vergessen, verloren, versäumt usw. habe! gebraucht man dieselbe Interjektion läh! und fährt unter leichtem Anbeißen mit dem Zeigefinger seitlich zwischen die Zahnreihen, worauf noch die Verwünschung: »Gott mache den Teufel zu schanden[1]«! folgen kann.

10) Wenn jemand aus Versehen etwas Törichtes oder ihn Bloßstellendes gesagt hat, so beißt er sich ein wenig auf den gekrümmten Zeigefinger als Ausdruck der Verlegenheit.

11) Will jemand mit einer Anklage drohen, so vereinigt er die Spitzen der drei ersten Finger und führt eine gegen den Gegner gerichtete schüttelnde Handbewegung aus.

12) Streitende drohen einander mit Kopfabschlagen, indem sie die Finger der Rechten gestreckt aneinander legen und mit dieser Hand nach Art eines Schwerthiebes eine paarmalige Bewegung ausführen und dazu sagen: »Ich will deinen Kopf zerbrechen[2]«.

13) Wenn A den B verklagt oder ihm Schaden zufügt, so formt B mit dem Daumen und Zeigefinger einen Kreis, setzt die wieder etwas von einander getrennten Spitzen der beiden Finger an die Kehle und sagt: »Ich will dich erwürgen[3]«.

---

[1] allāh jichsi sch-schīṭān [2] biddi äkáßßir rāßak [3] biddi áchunḳak

14) Wenn zwei sich verfeinden, so nehmen sie ein Stück Holz und zerbrechen es zum Zeichen, daß die Freundschaft zwischen ihnen aufgehört hat.

15) Wenn zwei Spielkameraden sich entzweien, so haken sie sich gegenseitig den kleinen Finger ein und reißen auseinander. Wollen sie sich wieder versöhnen, so haken sie sich die Zeigefinger ein und sagen: »die Liebe hat uns verbunden[1]« oder »wir haben die Freundschaft verbunden«.

16) A und B befinden sich im Wortstreit. A glaubt das Recht auf seiner Seite zu haben, B macht es ihm streitig und behauptet: ich habe recht. Da faßt A den Zipfel seiner ʿabāje, zieht ihn etwas seitlich, so daß eine kleine Fläche entsteht und sagt: »rede gefälligst vor diesen Ehrenwerten[2]« d. h. bringe deine Sache, deine Verteidigung vor!

17) Bei einem Streit, meist bei einem zu Ende gehenden, sieht man gleichsam als Schlußeffekt den einen der Streitenden einen Schlag auf sein Gesäß ausführen mit den Worten: »dein Wert ist auf diesem« (Gesäß)[3] = ich verachte dich.

18) Ein Schnalzen der hinter der obern Zahnreihe angedrückten und dann losgeschnellten Zunge mit gleichzeitigem Aufwärtsbewegen des Kopfes bedeutet eine Verneinung (ist sehr häufig).

19) Eine abwehrende Handbewegung oder zurückwerfende, verächtliche Kopfbewegung, wobei sich zugleich die Augenbrauen und Wimpern gegen die Stirne ziehen, gilt ebenfalls als Verneinung. Dieses verächtliche Heben des Kopfes mit den entsprechenden Gebärden ist das uralte orientalische Zeichen der Ablehnung (ἀνανευειν). Zudringliche Bettler und dienstfertige Gassensteher werden häufig so abgefertigt.

20) Will einer dem andern sagen, er habe kein Geld,

---

[1] el-mḥábbe rabaṭátna [2] tfáḍḍāl eḥki ḳuddām hal-aǵāuīd
[3] ḳīmtak ʿala hādi

auch keinen Para, so setzt er den Daumennagel an einen der Oberzähne an und schnellt dann plötzlich die Hand nach vorn.

21) Wenn A den B fragt: Hast du noch von dem Geld, das du damals besaßest, von dem Proviant, den du mitgenommen hast, von usw.? so steckt B den Zeigefinger in den Mund, als ob er daran saugen wollte, und zieht ihn wieder heraus mit den Worten: jäm ʻala‿l-ḥaṣīre, womit er meint: auch nicht einen Deut, nicht ein Brosamlein mehr besitze ich. Der Ausdruck ʻala‿l-ḥaṣīre deutet auf Mangel und besagt: ich sitze ja nur auf einer Matte, wenn ich Geld hätte, würde ich zur Matte sicher auch einen Teppich mein eigen nennen.

22) Ein leichtes Schlagen, Patschen der flachen Hand auf die Tasche, wobei man zwischenhinein bald auf sein Gegenüber bald auf die Tasche schaut, bedeutet eine volle, geldgespickte Börse, das Umstülpen der Tasche das Gegenteil.

23) Als Antwort auf die Frage: waren es viele Sachen, viele Leute z. B. bei der Feier des großen Sabbats oder des heiligen Feuers? hakt man die Zeigefinger in einander in der Bedeutung: Ja, so viele, daß sie so dicht standen, als meine beiden Finger dicht an einander sind.

24) Ein Leichtkopf, der Fünfe grad sein läßt, setzt seinen Fes tief in die Stirne und spricht in hochfahrendem Ton: änä!? wobei er durch die Nase bläst und eine sich über alles wegsetzende Miene macht, bisweilen auch sagt: »musch ßäjil ʻan ḥáda, hū mitl ṣurmäiti d. h. ich frage nach niemand, er gilt mir so viel wie mein Schuh«.

25) Die Jünglinge pflegen einander im Übermut der Laune, in Scherz und Spott im Nacken zu fassen und zu sagen: »jā ʻarṣ warte, du Schelm!« (ʻarṣ hat in diesem Falle seine schlimme Bedeutung »Lump, Hurer, Kuppler« verloren).

26) Nach der Abreise eines Feindes, oder wenn man von einem dem Feinde zugestoßenen Unglück hört, zerbricht man aus Freude hierüber einen Krug oder Topf und sagt:

»maʿ el-kalʿa mit dem Ausreißen« d. h. der Feind möge ausgerissen sein von diesem Ort wie man einen Baum beim Ausreißen samt der Wurzel entfernt.

27) Wenn einer mit dem andern etwas bespricht und inzwischen ein dritter hinzutritt, der nichts erfahren soll, so beißt der eine rasch die Zähne auf die Unterlippe, blinzelt wohl auch mit den Augen, was für den andern bedeuten soll: Schweig und plaudere gegenüber diesem nichts aus!

28) Wenn A dem B berichtet, daß C etwas Schlechtes verübt hat, so sagt er »fürchte Gott[1] oder »o mein Herr[2]« oder »bitte Gott um Verzeihung[3]« oder »zwischen mir und dir ist Gott[4]«. Dabei faßt er zugleich mit zwei Fingern den Rock an der Brust und schüttelt ihn, als wollte er Staub von sich schütteln, um anzudeuten, daß ihm Gott die eben gemachte Aussage über C nicht als Sünde anrechnen möge, denn es war vielleicht Schadenfreude, mit der er's erzählt hat oder war es ein Afterreden, von dem er sich durch obige Worte mit der begleitenden Geste reinigen möchte (vgl. Pilatus).

29) Hat ein Knabe etwa ein hübsches Spielzeug und ein anderer wirft sehnsüchtige Blicke darauf, so fragt ersterer neckend: »möchtest's gern?« und reicht es zum Schein hin. Sobald es aber der andere in Empfang nehmen will, zieht er die Hand zurück und drückt mit der andern die Haut am Unterlid eines Auges herab und ruft aus: sch! oder wuss[5]! oder embäreḥ[6] oder tinklaʿ ʿainak[7] und will mit all' dem sagen: halt, daraus wird nichts, auch wenn du große Augen machst.

30) Die Faust der rechten Hand mit dem Ballen auf der flachen linken in kreisender Bewegung reiben, etwa mit den Worten »raṣban ʿannak«, bedeutet: »Ich tu' es doch, dir zum Trotz! was kannst du dagegen machen? ätsch!«

---

[1] chaf (diesmal kurz, nicht chāf) allāh! [2] jā rabbī! [3] ißtaṛfar allāh [4] bēni u bēnak allāh! [5] Interjektion. [6] bedeutet ironisch: »gestern« sc. bekommst du's [7] dein Auge werde ausgerissen!

31. Hat man es mit einem Unzufriedenen zu tun, so bricht man nicht selten durch eine Handbewegung gegen die Wände mit ihm ab, wobei man noch sagen kann: hier sind die Wände 1, 2, 3, 4!

32) Einer, der in verschmitzter Weise sich über etwas informieren will, blinzelt mit dem einen Auge, neigt den Kopf seitlich nach vorn und macht eine auskundschaftende beinahe bohrende, seitliche Vorwärtsbewegung der Hand, indem die Finger etwas voneinander getrennt sind und fragt etwa noch geheimnisvoll: »schu fih was gibt's?«

33) Wenn man die Spitze des Daumens und des Mittelfingers sich berühren läßt und mit einem der beiden Finger etlichemal gegen die Kehle schnellt, so deutet man damit seinen Durst an; im Libanon soll das auch als Zeichen eines leeren Geldbeutels dienen.

34) Begehrt jemand zu trinken, so deutet er's durch Einführen des Daumens in den Mund an.

35) Zur Bezeichnung des Hungers drückt man mit den Spitzen der aneinander gelegten Finger den Bauch etwas einwärts.

36) Um die Fülle, Größe und den Reichtum an Früchten wie Trauben, Granatäpfeln anzudeuten, macht man mit der Hand, die Finger lose nach unten, eine auf- und niedergehende, schaukelnde, schweres Wiegen andeutende Bewegung.

37) Das Schütteln der lose hängenden Hand im Gelenk bezeichnet das Übermaß von etwas, z. B. wie lügenhaft bist du!

38) Das ei igemal wiederholte Anlegen des gestreckten Zeigefingers senkrecht zur Mundöffnung bedeutet »still«!

39) Wer den Finger am Feuer oder im heißen Wasser sich verbrannt hat, fährt damit an die Zunge, schüttelt den Finger bezw. die Hand und ruft »jā ṣamṭa o Verbrühung«!

40) Das Führen der vereinigten Fingerspitzen an die Stirne will sagen: du bist dumm.

41) Bittet man um ein Messer, so stellt man die eine Handfläche mit dem Ballen unten senkrecht auf die andere und fährt einigemal in der Bewegung des Schneidens hin und her.

42) Die Handspanne mit dem Daumen zur Nase führen bedeutet auch hier: einem eine lange Nase drehen d. h. du hast eine übergroße Nase; oder aber ist es eine Verspottung überhaupt und bedeutet so viel als: du hast's Nachsehen, ich habe dir ein Schnippchen geschlagen.

43) »Mäschálla 'āde, ach Gewohnheit«! sagt man und macht eine wegwerfende Handbewegung (die Hand bewegt sich im Gelenk ein und auswärts).

44) Der gestreckte Zeigefinger der Rechten längs der Nase seitlich angelegt und die andern Finger das Kinn umschließend bei etwas gesenktem Kopf bedeutet Bewunderung. (Bei uns Nachdenken.)

45) Bei der Begrüßung neigt man den Kopf und legt die Hand auf die Brust als Zeichen der Demut und Dankbarkeit.

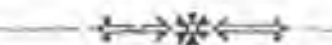
46) Einen Besuch ladet man zum Platznehmen ein, indem man mit der Rechten eine leicht hinbreitende Bewegung ausführt und »tfaḍḍal habe die Gefälligkeit« sagt.

47) Wenn jemand bemüht ist, sich eine Sache wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, so klopft er ab und zu mit der Faust auf die Kniee, gleichsam um das Gewünschte hervorzutrommeln. Vgl. Kap. 29, Nr. 69.

48 a) Das langsame, abwechslungsweise Ineinanderschlagen der Hände und zwischenhinein Reiben der Finger geschieht als Zeichen der Trauer (Klagel 2,15; Nah 3, 19).

b) Das rasche, starke Händeklatschen, und zwar mit der Rechten immer in die Linke schlagend gilt als Ausdruck der Freude (Ps 47,2 nach dem Grundtext: Ihr Völker alle, klatscht in die Hände; Jes 55, 12).

c) Außerdem wird das Klatschen mit den Händen auch als Äußerung höhnischer Schadenfreude angewendet (Hi 27,23).



Kapitel 29.

Sprichwörter und Rätsel.

Wer ein Volk kennen lernen will, darf nicht unterlassen, auch seine Sprichwörter zu studieren. Sie sind ein Erbe der Weisheit der Vorfahren, sind gleichsam ein Fenster, durch das man in die Gedankenwelt, in die Anschauungs- und Redeweise eines Volkes hineinschauen kann. Die Morgenländer haben Sprichwörter in seltener Fülle, die sie fleißig gebrauchen, und in denen häufig treffliche Wahrheiten und ureigenste Züge des Volkscharakters zum Ausdruck kommen. Wer mit dem Orientalen zu tun hat und in seinen Sprüchen heimisch ist, kann mit einem einzigen Sprichwort mehr ausdrücken als mit langen Erklärungen. Ein passender Spruch zu rechter Zeit macht den Unzufriedenen verstummen, läßt den Aufdringlichen zurückweichen, beruhigt die Streitenden, ermuntert die Trägen, beschämt den Unanständigen, würzt die Unterhaltung usw.

Die folgenden Sprichwörter bilden eine Auswahl der bekanntesten Volkssprüche. Bisweilen konnten die Sprüche durch deutsche erklärt werden. Manche Nummer enthält nur eine bildliche Redensart. Ein Teil der Sprichwörter ist auch ohne Erklärung verständlich.

1. Wer das Gift kocht, bekommt es zu essen. — Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

---

1. ṭâ̄bich eß-ßämm, äklo.

2. Vier Männer haben das Kamel getragen, aber das Kamel hat sie nicht weggebracht. — Viele Hunde sind des Hasen Tod. Der Spruch wird zur Aufmunterung beim Tragen schwerer Lasten rezitiert.

3. Wer nichts zu arbeiten hat, ziehe sein Kleid aus und lause es! — Sc. so hat er wenigstens etwas zu tun.

4. Die Katze ist fort, nun geh der Nahrung nach, o Maus! — Wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse.

5. Alles Verbotene wird getan. — Verbotene Früchte schmecken süß.

6. Wenn dein Freund Honig ist, so lecke ihn nicht ganz ab! — Mißbrauche die Güte deines Freundes nicht!

7. Die Samariter haben keine Gemeinschaft mit den Juden. — Vgl. Joh 4,9. Dieses Wort wird noch heute zwischen Angehörigen verschiedener Konfession gebraucht, wenn sie etwa in Geschäftssachen nicht übereinstimmen, oder wenn der eine die unehrlichen Handlungen des andern mißbilligt.

8. Nichts reibt deine Hand außer dein eigener Nagel. — Besorge deine Sache selbst, wenn du sie gut haben willst.

9. Das Geschwätz zweier Menschen richtet zwei Häuser zu grunde.

10. Alles Neue glänzt. — Neue Besen kehren gut.

11. Niemand kann zwei Melonen in einer Hand tragen. — Niemand kann zwei Herren dienen.

12. Wer Pfeffer hat, würzt sein Malven(gemüse) damit. — Das wenigstens hat er; warum sollte er's nicht verwerten?

---

2. arba'a schălu‿l-ġamal ual-ġamal mă schălhum. — 3. illi mă lo schuṛl jischtṛil fīh, jischlaḫ tōbo uifăllīh. — 4. ṛāb il-ḳůṭṭ, ißraḫ jā fār. — 5. kull mamnū' matbū'. — 6. in kăn ṣāḫbak 'aßal, lă tilḫaßūsch kullů. — 7. eß-ßúmara mā buchulṭūsch ma' l-jahūd. — 8. mā biḫikk ġildak illä ụḍfarak. — 9. churrāf etnēn bichrib bētēn. — 10 kull eġdīd ilo ráhġe. — 11. el-uāḫid mă biḳdar jeḫmil baṭṭīchtēn fī īd uaḫade. — 12. illi 'ando ſilſil, biḫoṭṭ 'ala chubbēsto.

13. Er kann das Alif (den ersten Buchstaben) nicht vom Minaret unterscheiden.

14. Sein Verstand ist wie zwei Nüsse auf einem Kamel.

15. Älter als du um einen Tag, klüger als du um ein Jahr.

16. Kleide die Wurfgabel an, so wird sie ein Spiegel! — Kleider machen Leute.

17. Man treibt seine Eselin nach seinem Gutdünken. — Jeder treibt's auf seine Weise.

18 Stelle die Sache in die Wandnische, so wirst du sie finden: — Tue jedes Ding an seinen bestimmten Platz!

19. Der Mensch gleicht einer Brücke, über die Gutes und Schlechtes geht.

20. Außen Marmor, innen Ruß. — Außen hui, innen pfui!

21. Der Morgen bringt Gewinn. — Morgenstund hat Gold im Mund.

22. Frage einen Erfahrenen und nicht einen Gelehrten!

23. Wenn dein Nachbar Haß auf dich wirft, so verlege deine Haustüre!

24. Frage zuerst nach dem Nachbar, bevor du dich nach dem Haus erkundigst.

25. Dein Nachbar in der Nähe ist dir nützlicher als dein Bruder in der Ferne. — Identisch mit Sprüche 27,10.

26. Sein Fuß ist unbekleidet, nichtsdestoweniger hat er sich mit Blumen geschmückt. — Von einem armen, aber eiteln Menschen.

---

13. mā̆ bi'rif il-alēf (fellachisch!) min el-mēdane. — 14. 'aḳlo mitl ġōstēn 'alä ġämäl. — 15. akbar minnā̆k bijōm, achbar minnak bißene. — 16. läbbiß il-midrā̆i, bitṣīr imrā̆i. — 17. el-uā̆ḥid bisūḳ eḥmārto bibṣārto. — 18. ḥoṭṭ il-ḥā̆ġe fiṭ-ṭā̆ḳa bitlā̆ḳīhä. — 19. ibn ādam sei il-ġißr, bumruḳ 'alēh mlīḥ u'ā̆ṭil. — 20. min barra rchām umin ġūua ßchām — 21. eṣ-ṣabāḥ rabāḥ. — 22. iß'äl mġárrib ualā̆ taß'äl ḥakīm. — 23. isä ábṛaḍak ġā-rak, ḥauuil bā̆b dārak. — 24. iß äl 'an il-ġār ḳabl ed-dār. — 25. ġārak il-ḳarīb aḥßan min achūk il-b'īd. — 26. riġlo mā̆ fi-ḥäsch mdā̆ß, schakal schakle.

27. Jeder Hahn kräht auf seinem Misthaufen am lautesten. — So fühlt sich auch der Arme in seinem Haus wohl und ist tonangebend.

28. Das Seil schneidet infolge der Wiederholung sogar in den runden Schlußstein des Brunnens. — Steter Tropfen höhlt den Stein.

29. Ein nicht behütetes Gut lehrt die Leute Sünde. — Gelegenheit macht Diebe.

30. Der Dieb fürchtet für sein Haus und der Hurer für [sein Weib.

31. Was aus dem Kopf kommt, erfahren alle Leute.

32. Der ehrbare Mann erscheint, wenn man ihn erwähnt. — Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt.

33. Das Feuer brennt niemand außer den, der es austreten will. — Die Schlange sticht nicht ungereizt.

34. Ein Wort zu seiner Zeit ist ein Pferd wert.

35. Lobe niemand, es sei denn du habest ihn erprobt.

36. Vor den Leuten ein Spiegel und hinter ihnen ein Schuh.

37. Wer uneingeladen kommt, muß außerhalb der Strohmatte bleiben.

38. Bei Tag läßt sie ihr Haus zu grund gehen und bei Nacht verbrennt sie ihr Öl. — Charakterisiert eine leichtfertige Hausfrau.

39. Der Faden der fleißigen Frau ist eine Elle lang, der Faden der faulen aber mehr als eine Körperlänge. — Lange Fädchen, faule Mädchen.

---

27. kull dīk ʿala másbäläto ṣaijāḥ. — 28. el-ḥabl maʿ et-tikrār biḳṭaʿ charsat il-bīr (oder biǟr). — 29. er-risḳ ed-dǟschir biʿallim en-nǟß il-ḥarām. — 30. el-ḥarāmi bichāf ʿalä bēto uas-sǟni ʿala marato. — 31. illi biṭlaʿ min er-rāß, btidri fīh kull en-nǟß. — 32. ibn il-ḥalǟl ʿand ḏikro jubǟn. — 33. en-nār mǟ btiḥriḳ illǟ uāṭīha. — 34. el-kilme fī uaḳtha btißua eḥṣǟn. — 35. lǟ tuschkur uǟḥid illä baʿd mǟ tġarrebo — 36. ḳuddām en-nǟß emrǟi u uarāhum ṣurmǟi. — 37. bälä ʿasīme barrīt il-ḥaṣīre. — 38. fin-nhār etéchrib bētha u fil-lēl ebtiḥriḳ sētha. — 39. chēṭ il-emʿáddäle drāʿ u chēṭ il-käßlǟne bāʿ.

40. Tue Gutes, so wirst du Gutes ernten.

41. Tue Gutes und wirf es ins Meer, sieht es nicht der Fisch, sieht es doch der Herr. — D. h. versenke deine Wohltaten ins Meer der Vergessenheit und erwarte keinen Dank davon! Vgl. Pred. 11, 1.

42. Der Handkuß ist ein Lachen auf den Bart. — Der Handkuß ist eine Schmeichelei zur Erreichung eines Zwecks, eine Art Judaskuß.

43. Die krätzige Ziege trinkt nur unmittelbar von der Quelle. — Der Nichtsnutzige, Häßliche will immer das Beste.

44. Man hat die Pferde zum Beschlagen gebracht, da hat die Maus ihre Füße hergestreckt. — Wird gesagt, wenn sich jemand in Sachen mischt, die ihn nichts angehen.

45. Solange du lebst, o Rösine, trägst du den Stiel mit dir herum. — Von einem Menschen, dem irgend eine Eigenschaft oder Gewohnheit anhaftet.

46. Eine Wespe hat sich auf einen Schleifstein gesetzt. — Das kleine Tier hat keinen Schaden angerichtet, ist im Vergleich zum harten, massiven Schleifstein zu unbedeutend.

47. Ziehe deinen Hund auf, und er wird dich in die Seite beißen. — Undank ist der Welt Lohn. Oder: Der mein Brot aß, tritt mich mit Füßen.

48. Den Rosen zu lieb werden auch die Brombeeren begossen. — Die Brombeere ist ein wenig geschätzter Strauch, aber wenn sie in der Nähe der Rose steht, fällt auch für sie etwas ab.

49. Jedes Handwerk geht flau, ausgenommen das Schuh-

---

40. i‘mäl chēr ubtilḳi chēr. — 41. i‘mäl chēr uírmih fil-baḥr, in mā̈ schā̈fo‿ß-ßamak bischūfo rabbak — 42. bōß el-ijā̈di duḥk ‘ala‿l-leḥa. — 43. ‘ansät el-ġarba mā̈ btischrab illä min rāß en-näb‘ — 44. ġā̈bu l-chēl jäḥdūhä, mädd il-fār riġlēh. — 45. ṭūl ijā̈mik jā sbībe fīki‿l-‘ūde. — 46. däbbūr hauä ‘ala mißänn.— 47. rabbi kälbäk, ju‘ḳur ġänbak. — 48. kirmāl el-uard bischrab el-‘allēḳ. — 49. ku'l ṣanāji‘ bitbūr illä ṣan‘at es-sarbūl.

macherhandwerk. — Wohl weil die Schuhe durchs Gehen sich noch mehr als andere Kleidungsstücke abnützen.

50. Nachdem er gezwickt worden war, nahm er sich in acht. — Gebrannte Kinder fürchten das Feuer.

51. Nichts bekommt man umsonst außer die Blindheit und Taubheit.

52. Er hat den Teufel auf das Mehl Achtung geben lassen. — Man hat den Bock zum Gärtner gemacht.

53. Küsse den Hund (einen gemeinen, aber dir notwendigen Menschen) auf die Schnauze, um deinen Zweck zu erreichen.

54. Nimm den Lolch deines Dorfes und nicht den Weizen (fremder) Leute. — Entweder: Bleibe in der Heimat, auch wenn du da nur geringes Essen bekommst, so ist's doch dem besten in der Fremde vorzuziehen; oder: Heirate lieber ein armes Mädchen aus dem Dorfe statt ein reiches aus der Fremde.

55. Alle haben getanzt, und mir fiel die Bezahlung zu.

56. Das Wohlbefinden des Magens ist oft von einem Bissen abhängig, ebenso wie durch ein einziges Wort Böses angestiftet werden kann.

57. Brotlaib um Brotlaib, und laß deinen Nachbar nicht hungrig die Nacht zubringen! — Eine Liebe ist der andern wert.

58. Das baumwollene Kleid und der volle Bauch. — Lieber trage ein dürftiges Gewand und sei satt, statt reichgekleidet und hungrig!

59. Treibe einen andern vor dir ins Wasser! — Sei du nicht der Erste, der Waghalsige!

60. Man nahm den Kläger mit dem Verklagten fest. —

---

50. ʻuḳub mā inḳáraṣ, eḥtáraß. — 51. ualā̆ ischi biġi bilbälā̆sch ṛēr il-ʻama ua‿ṭ-ṭrāsch. — 52. uaṣṣa‿l-ḳird ʻaṭ‿ṭḥīn. — 53. būß il-kälb fī tummo tätōchůd ṛáraḍak minno. — 54. sauān báládäk ualā̆ ḳamḥ en-nā̆ß — 55. el-kull ráḳaṣu uänä ʻaleiji ḥaṭṭ ed-darā̆him. — 56. el-baṭn ʻalā̆ luḳme uasch-scharr ʻalā̆ kilme. — 57. er-rṛīf bir-rṛīf ualā̆ ibā̆t ġārak ġū̆ʻān. — 58. tōb el-ḳuṭn u malu‿ul-buṭn (eig. baṭn). — 59. chūḍ el-mā̆ biṛērak. — 60. áchadu ed-dā̆ʻi bil-muddā̆ʻi.

— Soviel als unser: Mitgefangen, mitgehangen.

61. Woran nichts Böses ist, daran ist auch nichts Gutes.

62. Reiß den Zahn aus, so reißest du den Schmerz aus!

63. Sei unter den Einäugigen auch einäugig! — Man muß mit den Wölfen heulen.

64. Einen erwachsenen Menschen etwas lehren, ist wie wenn man einen Esel schlägt. — Beides ist vergeblich.

65. Mit ein wenig Apfel ist das Gelüste des Fellachen befriedigt. — Bezeichnung seiner Genügsamkeit.

66. Halte die Mauer, bis wir den Lohn empfangen haben (nachher kann sie meinetwegen einstürzen). — Von Menschen gesagt, denen es lediglich um den Empfang des Lohnes zu tun ist, mag die Arbeit auch schlecht ausgeführt sein.

67. Hüpfe nicht aus dem Korb zu den Griffen! Bist du „Hans im Glück", so begib dich nicht von deinem Platze weg.

68. Du, der du nach zuviel trachtest, gerätst in Mangel!

69. Sie klopfte auf ihr Knie und hat eine Ausrede hervorgebracht. — Vgl. S. 224, Nr. 47.

70. Wenn der Hund ins Paradies gelangt, dann liebt die Schwiegermutter die Schwiegertochter. — So wenig das eine geschieht, so wenig wird auch das andere der Fall sein.

71. Wenn etwas Gutes daran wäre, hätte es der Vogel nicht weggeworfen.

72. Selbst wenn er mich liebte, würde er mir kein Schloß bauen, und wenn er mich haßte, würde er mir kein Grab

---

61. illi mā̈ fīh scharr, mā̈ fīh chēr. — 62. iḳla' eß-ßinn u iḳla' uaġa'o. — 63. bēn il-'urān a'uir 'ainak. — 64. ta'līm il-ekbīr mitl ḍarb il-ḥamīr. — 65. min ḳalīl et-tuffāḥ btischba' schahuet il-fellāḥ. — 66. emßik er-raba'a, tänuḳbud el-uġra. — 67. lā̈ tanuṭṭ min el-ḳuffe ilä denēha — 68. jā̈ ṭā̈lib es-ṣūd, jā̈ uāḳi' — 69. daḳḳat 'ala rukbátha u aṭla'at ḥīletha. — 70. inkān il-kalb beṭīḥ el-ġinne, el-ḥama bitḥibb el-kinne. — 71. lau fīh chēr, mā̈ rama‿ṭ-ṭēr. — 72. in ḥabbni mā̈ bänā̈ li ḳaṣr, uin baṛáḍni mā̈ ḥafár li‿ḳabr.

graben. — Ich bin ihm völlig gleichgültig.

73. Gib dem Bären Seide zu wickeln! — Vertraue keinem plumpen, ungeschickten Menschen eine feine Arbeit an.

74. Der Stolz findet sich bei den verwundeten Eseln, (die doch keine Ursache hiezu hätten).

75. Einmal sich hinter dem Ohr zu kratzen ist schon eine Abkürzung vom Tag.

76. Alles ist beim Gewürzkrämer zu haben mit Ausnahme des Wörtchens: liebe mich.

77. Der Abwesende hat seine Entschuldigung bei sich.

78. Es ist besser ein lediger Hund als ein angebundener Löwe zu sein.

79. Lieber heute ein Ei als morgen ein Huhn.

80. Die Erstlinge der Früchte verlängern das Leben (vgl. S. 133 oben und Anmerkung).

81. Schlage den großen (Knaben), damit der kleine lerne!

82. Bekleide dich lieber mit einer Strohmatte statt mit einem geborgten Gewand.

83. Wenn ihr Mann bei ihr ist, dreht sie den Mond mit dem Finger um, d. h. dann wagt sie alles.

84. Wer nicht von Natur weiß ist, den macht kein Stück (Seife) weiß.

85. Wer von Natur ein Hund ist, muß bellen.

86. Wenn du eines Hundes Schwanz auch in hundert Modellformen steckst, er bleibt dennoch krumm.

---

73. aṭi ed-dibb ḥarīr ikibb. — 74. el-kábärä ʻa‿l-ḥamīr il-emdäbbärä. — 75. ḥakke uara ed-dān tåḳṣīre min en-nhār. — 76. kull schi ʻand il-ʻaṭṭār illa ḳōlet: ḥůbbni. — 77. el-ṛājib ḥiġġto maʻo. — 78. kälb fālit ualā ßabaʻ marbūṭ. — 79 bēḍa il-jōm aḥßan min ġāġe bukra. — 80. auual il-atmār biṭauuil il-aʻmār. — 81. ůḍrůb il-ekbīr, tä jitʻallam eṣ-ṣṛīr. — 82. libß il-ḥaṣīre ualā libß il-ʻīre. — 83. inkān ġōsha maʻhä bitdīr il-ḳamar bi oṣbaʻhä. 84. illi musch mubjåḍḍ chilḳa, musch mbaijiḍo fal-ḳa — 85 illi aṣlo kälb, lāsim jiʻauui. — 86. in ḥaṭṭēt dänāb il-kälb fī mījet ḳālib, biḍåll aʻuaġ.

87. Weil es an Pferden fehlte, haben sie die Hunde gesattelt.

88. Kein Wesen sonst pflügt das Land, außer das eigene Vieh. — Zum Ausdrucke folgenden Gedankens angewandt: Nur der eingeborene Prediger oder Lehrer—nicht ein Fremder, der des Volkes Art nicht kennt — wird segensreich wirken.

89. Der leere Brunnen füllt sich nicht vom Tau. — Ohne Schweiß kein Preis.

90. Auch der (häßliche) Affe d. h. ein nicht schön gestaltetes Kind ist in den Augen seiner Mutter eine Gazelle.

91. Wo viele eines Handwerks sind, da gibt es wenig Para d. h. da wird wenig verdient. — Diesen Spruch kann man auf die Frage »wie geht's?« zur Antwort erhalten.

92. Tausend Mütter mögen weinen, nur nicht die meinige. — Ausdruck des Egoismus.

93. Wer seinen Vater und Großvater kennt, lebt wie sie. — Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

94. Aus Furcht vor dem Heißen hat er sogar die Dickmilch (d. h. kalte Sauermilch) geblasen.

95. Ein Haar mit noch einem Haar machen einen Bart. — Viele Bächlein geben einen Bach.

96. Schöne Worte, wenig gute Taten (eig. süß in Bezug auf die Zunge, wenig hinsichtlich der Wohltaten).

97. Sage nicht »Bohnen«, bevor sie im Maß sind! — Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

98. Die Zwiebel ist groß und rund geworden und hat ihre Vergangenheit vergessen. — Von einem Menschen, der,

---

87. min ḳillet il-chēl schäddu ʻalä‿l-kilāb eß-ßrūġe — 88. mā buḥrut il-arḍ illä ʻuġūlhä. — 89. el-bīr il-fāriṛ lā jintli min en-nädä. — 90. el-ḳird fī ʻain ummo ṛasāl — 91. ktīr il-kārāt, ḳalīl il-bārāt. — 92. alf ümm tibki ualā ümmi — 93 illi bjaʻraf abūh u ġiddo bjimschi ʻala ḳaddo. — 94 min chōfo min eß-ßuchn nafach ʻa l-laban. — 95. schaʻra bischaʻra bitßauui daḳen. — 96. ḥeluet il-lißān, ḳalīlet eḥßān. — 97. lā tḳūl fūl, ḥattä jiṣīr fil-makjūl. — 98. kibir il-baṣal uitdauuar unißi sämāno‿l-auual.

nachdem er Ansehen erlangt hat, sich der Zeit seiner geringen Tage nicht mehr erinnern will.

99. Behalte deinen Honig, o Biene, und stich mich nicht! — Dies wird jemandem gesagt, mit dem man nichts zu tun haben will, obgleich er nützlich sein kann.

100. Ein Vogel in der Hand (oder ein Affe, der dich tröstet) ist besser als eine Gazelle, die dich ärgert). — Dies will nicht sagen: Ein Vogel in der Hand ist besser als zwei auf dem Dach; dieses Sprichwort haben die Araber auch, — sondern: Eine häßliche, aber friedliche Frau ist besser als eine schöne, die Grund zu Ärger gibt.

101. Wer seinen alten Vater nicht hört, dem ergeht's schlecht.

102. Wenn du schlägst, so verursache Schmerzen; und wenn du zu essen gibst, so sättige! — Nichts Halbes!

103. Gegen die bösartigste Kranheit hilft nur die widerwärtigste Medizin.

104. Die krumme Furche kommt von dem großen Ochsen. — Die Erwachsenen haben die schlechten Streiche oder Früchte der Jungen verschuldet. — Böse Saat trägt böse Früchte.

105. Die krätzige Ziege steckt die ganze Herde an. — Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten.

106. Sie ist blind und dennoch äugelt sie mit dem Monde. — Sie will den Schein erwecken, als sehe sie.

107. Sie ist kahlköpfig und hat doch zwei Kämme, sie ist blind und hat doch zwei Collyriumbüchslein. Collyrium oder Augenschwärze dient als Schönheitsmittel.

108. Mein Mund ist mir näher als meine Mutter. —

---

99. b'áßalik, jā naḥle, ualā tuḳruṣīni. — 100. 'asfūr fī īdak (oder ḳird jißallīk) ualā ṛasāl jumúḳtak. — 101. illi mā bißma' min ikbīro, jā ta'tīro! — 102. in ḍarábt auġi', uin aṭ'ámt äschbi'. — 103. el-'illet el-chabīṯe mā‿lha illä d-dauä en-niġiß. — 104. et-tälm el-a'uaġ min et-tōr el-ekbīr. — 105. en-na'ġät el-ġarba bta'di el-ḳaṭī' kullo. — 106. 'amjä ubitṛāmis fil-ḳamar. — 107. ḳar'a bimuschṭēn u 'amjä bimakḥaltēn. — 108. tummi aḳrab min ummi.

Das Hemd ist mir näher als mein Rock.

109. Wenn du jemanden vernichten willst, so schweig und [laß ihn!

110. Viel Reden bringt Mißerfolg, wenig Reden erwirbt Achtung.

111. Wer mit der Katze spielt, muß sich ihr Kratzen gefallen lassen.

112. Jedem schmeckt der Speichel seines Mundes süß. — Jedem Narren gefällt seine Kappe.

113. Jeder zieht das Feuer zu seinem Brotfladen — Egoismus.

114. Schlage die Furche tief ins Brachland, damit dir Nutzen aus dem bebauten Land zukomme. — Etwa: Lerne was, so kannst du was.

115. Ein Wort, zwischen zweien gewechselt, wird unter zweitausend verbreitet.

116. Er ist wie das Ei (d. h. Hin- und Herschiebestück) der Wage, das klein ist, aber die Wage leicht nach der einen oder andern Seite sinken macht. — Von etwas Kleinem, aber Großes Bewirkendem.

117. Du findest das Prahlen nur bei den verwundeten Eseln. — Das schlechteste Rad knarrt am lautesten.

118. Es lärmt nur das Maisbrot in der Brotschüssel. — Das Brot wird in der hölzernen Teigschüssel aufbewahrt. Maisbrot (Durabrot) ist das geringste. Wenn ein Laib solchen Maisbrotes einen Tag alt und hart geworden ist, so gleitet er, sobald man die Schüssel bewegt, polternd in ihr umher.

---

109. inkā̄n biddak tihtrīh, ußkut uchallīh. — 110. kitrat el-kilā̄m chēbe u ḳillto hēbe — 111. illi bilā‘eb el-ḳuṭṭ, jůṣbůr ‘ala charāmīscho. — 112. kull uāḩid ebsāḳto fī tummo ḩelue. — 113 kull uāḩid biġurr en-nār lakurṣo — 114. ůḍrůb fil-būr ta jirudd illi fil-‘amār. — 115. el-kilme illi bēn etnēn bitṣīr bēn alfēn. — 116. mitl bēḍat el-ḳabbān iṣṛīre ubitraġġiḩ b^{i}ktīr. — 117. mā̄ bitlā̄ḳi el-ḳámbara illä ‘alä‿l-ḩamīr il-mdäbbara. — 118. mā̄ bikra‘ fil-bāṭje illā̄ kull kardūsch.

119. Wer vierzig Tage mit den Leuten Umgang gehabt hat, ist ihresgleichen geworden. — Ähnlich: Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist!

120. Mach es dem Zanksüchtigen nach, und du machst dich selbst zum Zänker! — Wer Pech angreift, besudelt sich.

121. Wir haben ihn das Betteln gelehrt; da ging er uns voraus zum Tore. — Er ging bei mir in die Lehre, nun macht er mir Konkurrenz.

122. Das Elternhaus ist ein Ort des sorglosen Spielens, das Haus des Gatten ein Ort der Erziehung.

123. Die gute und die närrische Frau werden beide von ihrem Manne ernährt. — Sagt ein Mann: »Du kannst zufrieden sein, du hast's ja gut bei mir«, so entgegnet die Frau mit obigem Sprichwort und will damit sagen: »Ob ich schön und tüchtig bin oder nicht, bleibt sich gleich; ich bekomme eben meine Nahrung, — sonst nichts; eine Magd ist besser daran, sie bekommt auch Lohn«.

124. Was die Triefäugige kocht, ißt ihr Mann. — Es bleibt ihm nichts anderes übrig, ob das Essen gut ist oder nicht.

125. Ziehe das Mädchen am Ärmel, sie wird doch wieder zu ihrer Mutter zurückkehren! — Das Wort bezeichnet die große Liebe zur Mutter. Oder: Alles kehrt zu seinem Ursprung zurück. Oder: Versuch es, ein Mädchen von der Weise ihrer Mutter abzubringen, sie wird doch wie diese; denn Art läßt nicht von Art.

126. Kaufe keine Eselin, deren Mutter im selben Stadtviertel ist! — Heirate kein Mädchen, dessen Mutter nahe wohnt!

---

119. mīn ʿāschar el-ḳōm arbʿīn jōm, ṣār minhum — 120. lā̆ḥiḳ el-mʿassar titʿassar. — 121. ʿallämnā̆h esch-schiḥde, ßabáḳna ʿala‿l-buā̆b. — 122. bēt el-ahl tā̆lhīje u bēt il-ġōs tarbīje. — 123. el-emlīḥa ual-magnūne ʿind ġōsha bil-mūne. — 124. schu mā̆ ṭabchat el-ʿamscha, ġōsha bitʿaschschă — 125. ġurr il-bint bikummha, bitʿā̆uid laúmmhä. — 126. lā̆ tischtri ḥimāra ua ummhä ſil-ḥāra.

127. Richte dich im Essen nach deinem Geschmack, aber in der Kleidung nach dem der Leute! — Im Privatleben kann man's nach Belieben halten, im übrigen aber soll man nicht gegen den Strom schwimmen.

128. Im Ausharren liegt der Schlüssel zur Tröstung und Erlösung. — Vgl. Rö 5,4.

129. Die Behausung des Löwen wird nicht von Knochen leer.

130. Lege Geld dar und du erhältst die Tochter des Sultan zur Frau (Braut).

131. Wenn du, o Zunge, nicht gewesen wärest, hättest du, o Fuß, dich nicht gestoßen. — Bezeichnet die Zunge als Ursache manches Mißgeschicks.

132. Deine Zunge ist ein Stück Fleisch; wie du sie drehst, dreht sie sich. — Gutes und Böses, Wahrheit und Lüge spricht die Zunge. — Dies wird auch vom parteiischen Verhalten gesagt.

133. Gibt es nirgends Zuckerzeug außer in Baalbek? — Wird gesagt, wenn einer sich rühmt, das und das ist nur bei mir, oder nur an dem und dem Ort zu haben.

134. Jedes Tal hat seinen Bach (Flußbett) im richtigen Verhältnis der Größe. — Erwarte vom Menschen jegliches nach seiner Fähigkeit.

135. Hast du ein Haus für dich allein, so bist du Herr drinnen allein. — Vgl. Eigener Herd ist Goldes wert.

136. Sei ja zeitig auf dem Markt, Dschaḥa, selbst wenn es sich nur ums Bartschneiden handelt! — Sei der erste, stelle deinen Mann voll und ganz auch in einem geringen

---

127. kul ‘ala chāṭrak u ilbiß ‘ala chāṭir en-nāß. — 128. eṣ-ṣabr muftāḥ il-faraġ. — 129. bēt eß-ßab‘ mā bichlāsch min el-‘aḍām. — 130. ḥuṭṭ flūßak u bint eß-ßulṭān ‘arūßak. — 131. lau lāk jā lißān, mā ‘atárt jā ḳadam. — 132. el-lißān laḥme, mitl mā bitdīro bidūr. — 133. mā fīh ḥalāue illä fī b‘albak? — 134. kull uādi ßeilo ‘alä ḳaddo. — 135. dār uaḥdak, rabb uaḥdak. — 136. kun fī au[u]al eß-ßūḳ, jā ġaḥa, ualau bikaṣṣ el-liḥa.

Handwerk und in einer unbedeutenden Sache!

137. Wer flickt, wird nicht nackt.

138. Jedes Pferd stolpert, und jeder Gelehrte fehlt.

139. Besteig den Hahn und sieh, wohin er dich führt! — Drohung für den Eigensinnigen: Mach, was du willst, du wirst schon sehen, wie weit du kommst!

140. Solange du auf dieser Matte sitzest, wird sie weder lang noch kurz. — Wenn du nichts arbeitest, vermehrt sich dein Besitz nicht. Etwa: Die gebratenen Tauben fliegen nicht von selbst in den Mund.

141. Die Eile ist vom Teufel, die Geduld aber vom Barmherzigen (d. i. Gott).

142. Bis Hanne sich herum bewegt (oder sich schmückt), geht die Türe des Paradieses zu. — Von einer saumseligen Person gesagt.

143. Was im Leib ist (d. h. angeborene Gewohnheit), ändert nur das Leichentuch (d. h. der Tod).

144. Eine Herrin und zwei Mägde kommen auf das Braten zweier Eier. — Die Arbeit ist wenig, aber der Leute sind zu viel.

145. Wer auf seinem Zahn ißt, nützt sich selbst. — Was ich mit eigenen Händen ohne fremde Hilfe tue, kommt auch mir allein zu gut.

146. Ein Haus mit einem Weib kommt zu etwas (wörtlich: erlangt Ruhm); in einem Haus mit zwei Weibern heißt es immer »Frohnarbeit« (weil die eine der anderen

---

137. illi biraḳḳi‘ mā̆ bi‘ra. — 138. kull ġauād ilo kabue uaḳull ‘alīm ilo hafue. — 139. irkab ed-dīk u schūf läuēn biuaddīk. — 140. ṭūl mänte (=mā anta) ‘a hal-ḥaṣīre, lā̆ ṭauīle ualā̆ ḳaṣīre. — 141. el-‘aġele min esch-schīṭān ua‿ṣ-ṣabr min er-raḥmān. — 142. ta tetḥáftal (oder titḥánġal) ḥanne, btitßákkar bāb il-ġänne. — 143. illi fil-badan, mā biṛeijiro illa‿l-kafan. — 144. ßitt u ġārītēn ‘a ḳali bēḍtēn. — 145. illi bjā̆kul ‘alä ḍirßo, bjinfa‘ näfßo. — 146. bēt uaḥade fachra, bēt tintēn ßuchra, bēt ṭälā̆te schammir uachra.

die Arbeit zuschiebt, und diese als Frohndienst angesehen wird); in einem Haus mit **drei** Weibern heißt es »krempe dein Gewand auf und verrichte deine Notdurft!« (denn in einem solchen Haus sieht es so unordentlich aus, daß es mehr einem Aborte gleicht).

147. Die Fische gehen zuerst am Kopf in Fäulnis über. — Wenn es in einer Familie, einer Anstalt rückwärts geht, so ist in erster Linie das Haupt daran schuld.

148. Du bist wie ein Linsenkorn; man erkennt an dir weder eine vordere noch hintere Seite. — Man wird nicht klug aus dir.

149. Sein Mantel faßt nicht einmal ein Salzhäufchen. — Er ist ein armer Schlucker.

150. Nach der Länge des Teppichs strecke deine Füße! — Strecke dich nach der Decke!

151. Der Zahlungsunfähige durchsucht die alten Rechnungsbücher seines Vaters, — um ein „Guthaben" zu finden.

152. Der Hahn, der einst gut krähen wird, kräht schon im Ei. — Was ein Meister werden will, übt sich beizeiten.

153. Schau zuerst das Gesicht der Kuh an, bevor du sie milkst. — Mahnung zur Vorsicht. Etwa: man soll die Katze nicht im Sack kaufen.

154. Die Fliegen kennen das Haus des Sauermilch-Verkäufers.

155. Das geborgte Kleid gibt nicht warm.

156. Der Gebissene fürchtet sich vor einem in die Länge gezogenen Strick.

---

147. au^{u}al mā bjintin eß-ßämäk min rāßo. — 148. ent mitl ḥabbet il-ʿadaß. bjinʿaref läksch ^{u}ugh min ḳafa. — 149. tōbo mā bisurresch ʿirām milḥ. — 150. ʿalä ḳadd bßāṭak midd iġrēk. — 151. el-mfälliß bidau^{u}ir däfātir abūh — 152. ed-dīk il-faṣīḫ min il-bēḍa biṣīḫ. — 153. iṭṭallaʿ fī ^{u}uġh il-baḳara ḳabl mā teḫlíbha. — 154. ed-dubbān bjiʿraf bēt il -labbān. — 155. tōb el-ʿīre mā bidäffi. 156. el-maḳrūṣ bichāf min ġarr il-ḥabl.

157. Nur Eisen macht Eisen schartig. — Nur solche, die einander gewachsen sind, mögen ihre Kräfte (körperliche oder geistige) messen.

158. Ein Kind bleibt ein Kind, selbst wenn es der Richter eines Dorfes wäre.

159. Wegen der vielen Köche ist die Speise verbrannt. — Bei zuviel Aufsehern und Ratgebern mißlingt die Arbeit. Viele Köche verderben den Brei.

160. Menge ohne Früchte. — Etwa: Viele Hände, wenig Arbeit; viel Geschrei wenig Wolle.

161. Wessen Vorfahren nicht von Ansehen sind, dessen Wangen sind nicht geschmückt.

162. Lieber trage Steine mit einem verständigen Manne, als daß du mit einem gehst, der dich belästigt.

* * *

Neben den Sprichwörtern sind es noch einige Erscheinungen, die uns einen Blick in die orientalische Eigenart, wie sie sich in der Rede kundgibt, eröffnen. Ich meine fürs erste die Vorliebe des Morgenländers für bildliche Ausdrucksweise. Wie Jesus seine Lehre durch Gleichnisse illustrierte, so pflegt noch heute sogar der gewöhnliche Fellache seine Worte durch Bilder zu erläutern. Beispiel: Ein Fellache bot mir eines Tages Feigen zum Kauf an. Da sie der zuvor gezeigten Probe nicht entsprachen, sondern neben guten sich auch viele geringe fanden, äußerte ich mein Mißfallen und war nicht willens, sie zu kaufen. Darauf sagte der Mann: Herr, wenn du zum Metzger gehst und Fleisch verlangst, so gibt er dir auch Knochen dazu, denn es gibt kein Fleisch

157. lā jäfill il-ḥadīd illä l-ḥadīd. — 158. el-ualad ualad lau inno ḳāḍi balad. — 159. iḥtaraḳat eṭ-ṭabcha min kitrat eṭ-ṭabbāchīn. — 160. kitra bälä tamra. — 161. illi musch mseijínto ġdūdo, musch mseijínto chdūdo. — 162. unḳul ḥiġār ma' raġġāl ḥakīm ualā temschi ma' raġġāl ’älīm.

ohne Knochen, und ähnlich ist es mit den Feigen. —

Verwandt damit ist die Redeweise in zweizeiligen Sprüchen, die wie die Rätsel (s. unten) schon einen änigmatischen Charakter haben und uns wie ein Nachklang aus der Zeit Salomos anmuten, in der diese Art der Literatur besonders in Blüte stand (vgl. 1 Kö 4,32; Sprüche 25, 11. 12. 14. 25. 28; ebenso das Zeugnis des Geschichtschreibers Josephus, Archäologie 8, 5, 3). Einige Beispiele aus der Gegenwart sind:

1. Ein Erwachsener, der vorwitzig ist, gleicht einer zerfallenden Türe. — 2. Wie ein Apfel zwischen Steingeröll, so ist mein Liebling zwischen Menschenkindern. — 3. Was der Rauch den Augen ist, das ist der Faule dem, der ihn (mit einem Auftrag) schickt. — 4. Wer die Ohren eines Hundes anfaßt, ist wie der, der sich in Streitigkeiten mischt, die ihn nicht angehen. — 5. Das Reden mit dir (d. h. das dich Ermahnen), o Tölpelhafter, gleicht dem Singen in der Mühle. — 6. Ein Tor ist unter den Gelehrten wie der Taube im Hochzeitszug (bei der saffe, S. 91 unten).

Endlich rechne ich hieher das Aufgeben und Lösen von Rätseln, eine beliebte Form der Unterhaltung und Erprobung des Scharfsinnes, die ebenfalls vor alters schon Sitte gewesen zu sein scheint (Ri 14,12; 1 Kö 10,1). Einige der besseren Rätsel — die meisten bewegen sich auf einem sehr niederen Niveau — mögen dem freundlichen Leser nicht vorenthalten sein.

1. Es ist ein Kochtopf, wenn du ihn auf seine Öffnung stellst, so wird er voll, und wenn du ihn auf seinen Boden stellst, wird er leer. Was ist das? Ein Tarbusch.

2. Etwas gleicht der Handfläche, es tötet Hunderte, ja Tausende. Der Kamm, insofern er die Läuse tötet.

3. Es ist ein Toter und doch schreit dieser Tote. Wer mag es sein? Die Glocke.

4. Du nimmst es in deinen Ärmel und doch füllt es das

Haus deiner Mutter[1]. Das Tonlämpchen.

5. Es ist ein Gefäß, in dem sich zwei verschiedene Flüssigkeiten unvermischt befinden. Ein Ei.

6. Was ist das: Wenn du es fütterst, wird es leben, und wenn du es tränkst, wird es sterben? Das Feuer.

7. Im Hause sind Enten, Hüpfer und Flötenspieler, wer sind sie? Wanzen, Flöhe und Moskito.

8. Rate, es ist eine Negerin, in deren Leib ein Knoten ist. Die geladene Flinte.

9. Vornen Fleisch und Knochen, in der Mitte Holz und Eisen und am Ende wieder Fleisch und Knochen. Zugvieh, Pflug und Pflüger.

10. Fünf Jünglinge stehen auf einer Platte. Wer sind sie? Die Finger auf der Handfläche.

11. Es ist ein Baum mit 12 Zweigen, jeder Zweig hat 30 Blätter, deren jedes zur Hälfte weiß, zur Hälfte schwarz ist. Das Jahr, die Monate und die Tage.

12. Es ist eine grüne Kuppel (oder Kugel) voller Neger; ihr Verschluß ist von Gott und ihr Schlüssel ist ein Eisen. Die Melone mit schwarzen Kernen, sie wird mit einem Messer aufgeschnitten.

13. Es ist ein Körnchen; es wird weder gesät noch stammt es von Pflanzen ab; würde es aus der Welt entfernt, so wäre aller Geschmack dahin. Salz.

14. Es ist ein Ding, ungefähr so groß wie die Haselnuß, mit tausend starrenden Augen. Der Fingerhut.

---

[1] Wenn die Frauen mit dem Öllämpchen in oder außerhalb der Wohnung hin- und hergehen, so nehmen sie es, damit es nicht auslischt, unter den Flügel eines Ärmels.

Kapitel 30.

Poesie und Musik; Musikinstrumente; Volkslieder und Melodien.

Poesie und Musik sind die einzigen, aber auch unzertrennlichen Träger des geistigen Lebens der Palästiner. Der gewöhnliche Araber dichtet nicht des Liedes wegen, noch um die Dichtung zu sprechen oder zu lesen, sondern um sie zu singen. Dabei kommt ihm alles auf den Rhythmus der Poesien an, wenig auf die Quantität der Silben in den Zeilen, noch weniger auf eine kunstgerechte Melodie. Der Rhythmus beherrscht so sehr alles Dichten und Sagen der Morgenländer, daß z. B. Muslimen wie Juden nicht anders als unter stetem, regelmäßigem Schaukeln des Oberkörpers rezitieren können, daß selbst schon kleine Kinder in ihren Spielen bei gegenseitigen Zurufen ihm Geltung verschaffen, und daß eine große Anzahl von Volksliedern sich nur durch rhythmische Korrektheit auszeichnet, inhaltlich aber fade und sogar sinnlos ist. Seinen Grund hat das darin, daß der Dichter, weil er gewöhnlich Improvisator ist, sein Hauptaugenmerk auf eine taktmäßige Folge von Hebungen und Senkungen richten muß. Dieser Umstand erklärt es auch, erstens, daß viele Gedichte inhaltlich eng mit dem Ort ihrer Entstehung verknüpft sind und deswegen nur hier, manchmal aber auch nicht mehr, verstanden werden, zweitens, daß sie im allgemeinen keine weite Verbreitung haben.

Die Lieder werden zum Teil im Einzelgesang, zum Teil im Chor und Wechselgesang vorgetragen, ohne oder mit Instrumentalmusik und Reigentanz. Orientalische Musik ist nach unserm Geschmack das unerquicklichste, was man sich denken kann. Freilich gilt ebenso das umgekehrte: Der von europäischer Musik noch nicht beeinflußte Orientale hat kein Verständnis für unsere Melodiengänge und Harmonien und kann nichts Schönes an ihnen finden. Die arabischen Melodien umfassen nur wenige Töne, bestehen meist nur aus einer einzigen Phrase, die für alle Verszeilen gilt. Sie bewegen sich gern in halben Tönen, in Trillern und Doppelschlägen und unaufgelösten Dissonanzen.

Der Einzelgesang kommt mannigfach zur Geltung. Da sind die Kamels- und Eselstreiber, die Pflüger, Schnitter, Hirten, Steinbrecher und Maurer, die Frauen an der Mühle und Wiege, kurz alle Stände, Lebensalter und Geschlechter pflegen während der Arbeit zu singen. Schön ist der Gesang freilich nicht, denn der Araber »kehlt« und näselt. Wo sich mehrere zusammenfinden, sei's, bei der Arbeit, sei's bei Feiern fröhlicher oder trauriger Art, sei's bei geselligen Zusammenkünften, da kommt auch alsbald der Chorgesang oder, was häufiger ist, der Wechselgesang in Chören zu seinem Recht. Die Leute formieren sich in zwei Gruppen, entweder in zwei Gegenreihen oder zu einem Kreis mit einem Vorsänger in der Mitte. So entsteht der Wechselgesang, wobei der eine Chor oder ein Vorsänger eine Verszeile vorsingt, worauf der Hauptchor entweder Zeile um Zeile bestätigend wiederholt oder eine angefangene Zeile vollendet oder im Refrain antwortet oder kurze rhythmische Zurufe erschallen läßt. Unzertrennlich mit dieser Vortragsweise verbunden ist der Reigentanz. Häufig ist der Gesang auch noch von Instrumentalmusik begleitet; beide sind stets einstimmig, höchstens führt man die Melodie auf dem Instrument in der untern oder obern Oktave mit. Der Reigentanz besteht darin,

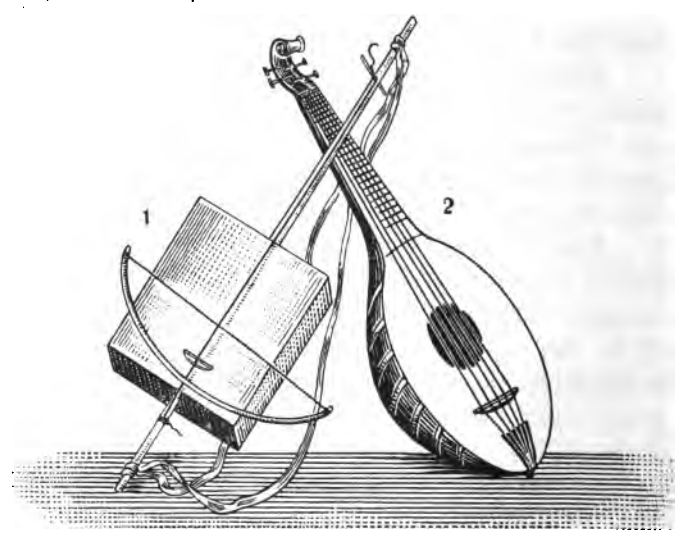
daß die beiden Gegenchöre unter tanzenden Bewegungen der Füße, fröhlichem Klatschen der Hände und Schwenken der Arme einander entgegengehen und wieder zurücktreten. Man kann nicht leugnen, daß ein solcher musikalischer Reigen von dramatischer Wirkung ist; infolge der unendlichen Wiederholungen aber ermüdet er. Nur der Araber findet als Mitwirkender oder als Zuschauer allezeit hohen Genuß darin.

Von ähnlichem Charakter und ähnlichen Formen des Vortrags mögen Poesie und Gesang der Israeliten gewesen sein. Die Lieder waren häufig kurze Augenblicksverse, wohl kaum umfangreicher als sie uns die Bibel in 2 Mo 15,21 oder 1 Sa 18,7 berichtet. Jedes Verschen schloß mit einem sich gleichbleibenden Refrain — oft nur einige Worte —, welche das Volk im einstimmigen Chor dutzendemal wiederholte. Für diese Erscheinung, spricht das immer wiederkehrende „denn seine Güte währet ewiglich" in Ps 136.

Entweder wechselten zwei Frauenchöre oder zwei Männerchöre bzw. ein vorsingender Solist und ein antwortender Chor miteinander ab. So haben zu Ehren der siegreichen Heimkehr Davids die Franen „gegeneinander" d. h. in Wechselchören gesungen — I: „Saul hat tausend geschlagen", II: „David aber zehntausend." So standen sich zwei Männerchöre bei der Einweihung der Stadtmauer unter Nehemia gegenüber, und an ihrer Spitze war ein Vorsänger (Neh 12, 40. 42). Hier wie auch sonst manchmal kamen noch Musikinstrumente dazu, die aber ebenfalls nur einstimmig (2 Chr 5,13) den Chor begleiteten. So ging auch Mirjam an der Spitze der Weiber Israels mit Pauken und in Reigen aus dem Lager heraus. Mirjam als Vorsängerin stimmt einen Lobgesang auf Gottes herrliche Tat an, in welchen die übrigen Frauen ergänzend oder wiederholend einfallen. Wohl nie aber, wie noch heute, wechselten Frauen mit Männern im Gesang miteinander ab.

Auch eine andere Vortragsweise mag schon üblich

gewesen sein. Ein Volkssänger trägt heutzutage bei festlichen Gelegenheiten in singendem Ton Helden- oder Liebeslieder vor. Er hat eine Geige in der Hand, die er erst nach vielen Minuten löblichen Eifers im Gesang anstimmt, um seine Zuhörer mit melancholischen Melodien (der nach unserer Anschauung langweiligsten Art) zu entzücken. Sodann verkündet er singend wieder neue dichterische Gedanken, und so wechseln Saitenspiel und Gesang miteinander ab. Daß auch die Israeliten diese Weise musikalischen Genusses kannten, scheint uns in dem häufigen Gebrauch des Wortes »Sela« in den Psalmen begründet, ein Wort, welches vielleicht als ein Zeichen dafür aufgefaßt werden darf, daß an dieser Stelle Musikinstrumente einfallen.



Die Musikinstrumente sind einfach. An **Saiteninstrumenten** kommen vor: 1) die einsaitige Bauerngeige[1] (Fig. 1) und die Violine[2], die mit einem Streichbogen

---

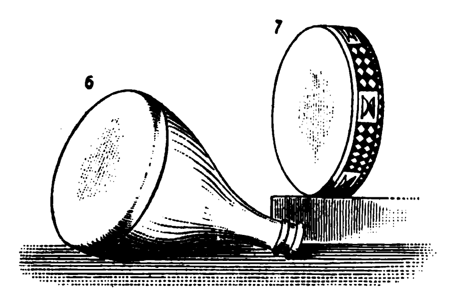
[1] rabābi [2] kamânǧi.

gespielt werden; 2) die Zither[1], vielleicht der Psalter der Bibel, ein länglicher Kasten mit flachem Boden und schwach konvexer Decke, über welche drei Saiten ausgespannt sind, die mit den Fingern bzw. einem Stäbchen (Plektrum) angeschlagen werden, was auch 3) bei der Mandoline[2] (Fig 2), einem gitarrenartigen Instrument mit mehreren Saiten geschieht.

An **Blasinstrumenten** stehen obenan die Flöten und zwar 1) die einfache Rohrflöte[3] (Fig. 3) ohne Zunge und gewöhnlich mit sieben Tonstufen; 2) die Doppelschalmei[4] der Hirten (Fig. 4); 3) die Klarinette[5] ist aus dickem Rohr (Fig. 5); 4) die Sackpfeife[6], ein schon früh bekanntes Blasinstrument (1 Mo 4,21; Hi 21,12) mit schnarrendem Ton, besteht aus einem Ziegenfell, womit der Luftstrom erzeugt und das unter dem Arm gehalten wird, und einer in einen Hinterfuß des Felles gesteckten Pfeife aus Geiersbeinen.

3 4 5

Von den **Schlaginstrumenten** ist das beliebteste 1) das Tamburin[7] oder die Handpauke (Fig. 7), ein Instrument, welches der stetige Begleiter der Tänzer und Märchenerzähler ist,



wie es sich denn auch schon in den Händen der israelitischen Tänzerinnen fand (Ri 11,34; 1 Sa 18,6; Ps 68,26 „in-

---

[1] ḳānūn [2] ʿūd [3] ṣuffēra, im Libanon munḳeira [4] miḳuis, mit zwei abnehmbaren, mit Zunge versehenen Mundröhrchen, welche summēra genannt werden. [5] summēra oder schabbābi [6] nāj [7] duff auch daff genannt.

mitten der tamburinschlagenden Jungfrauen"). Das Tamburin besteht aus einem Ring, über welchen ein Fell, häufig nur auf einer Seite, gezogen ist. 2) Die Topftrommel[1], welche die Form einer bauchigen Flasche mit ausgeschlagenem Boden hat, an dessen Stelle ein Kalbfell übergespannt ist (Fig. 6). Das aus Ton oder Kupfer bestehende Instrument wird mit dem Hals unter dem linken Arm fest gehalten und mit beiden Händen gespielt. 3) Die große Trommel[2] oder Pauke für festliche Gelegenheiten.

Über die unten gegebenen Proben arabischer Volkspoesie sei folgendes bemerkt:

Die Lieder stammen aus Jerusalem, bīr sēt, eṭ-ṭaijibe, rāfidīje bei Nablus, Jericho, eß-ßalṭ, Bethlehem, arṭāß und bēt naḳūba. Sie wollen nicht eine Sammlung aller vorkommenden Dichtungsarten, sondern nur solcher Lieder sein, welche als Belege für den in den Kapiteln des Buches auf sie hinweisenden Text gelten und sich durch dichterischen Gedanken vor vielen andern auszeichnen.

Bezeichnend ist, daß die Mehrzahl der volkstümlichen Lieder „Erfahrungen und Stimmungen von Liebenden" zum Inhalt hat, obwohl gerade das Verhältnis der beiden Geschlechter im Jünglings- und Jungfrauenalter ein vor der Welt kühles, fast apathisches ist. Zum Verständnis der Liebeslieder — was den arabischen Text betrifft — sei darauf hingewiesen, daß sich der arabische Dichter die Geliebte unter dem Bild eines »Freundes«, also einer männlichen Person vorstellt und darum das Maskulinum anwendet, wo er von dem Mädchen redet[3]. Mit Vorliebe wird die Geliebte schon seit alten Zeiten (Hohesl 2, 9) mit einer Gazelle, als dem Bild der Anmut und Schönheit, verglichen, und es werden fast nur körperliche Vorzüge beschrieben. In besonde-

[1] dirbekki [2] ṭābl. [3] Die Bezeichnung »Freund« und »Freundin« ist schon dem Hohenlied geläufig.

rer Weise gilt dies von den sogenannten »Beschreibungsliedern[1]«, von denen ich wegen ihrer Ähnlichkeit mit Stellen im Hohenliede wenigstens eines aufgenommen habe (Nr. 18). Immerhin glaube ich, daß wir auch diesen Liedern nicht jene grob realistische Auffassung unterschieben dürfen, die in ihnen zum Ausdruck kommt. Das scheint mir auch daraus hervorzugehen, daß die Lieder nicht nur von ledigen, sondern auch verheirateten Leuten zu verschiedenen Zeiten und Orten, bei Arbeit und Ruhe gesungen werden, denn das Volk liebt die Lieder um der Poesie willen.

Da die Lieder in wörtlicher Übersetzung sich etwas schwerfällig anhören, so habe ich den Versuch gemacht, die Mehrzahl derselben in ein poetisches Gewand zu kleiden, wobei ich jedoch stets bestrebt war, dem Inhalt der Lieder möglichst treu zu bleiben. Dieser Umstand im Verein mit den für unsere Begriffe gar wunderlichen Gedankensprüngen und Bildern der arabischen Dichterimprovisatoren machte eine Umdichtung nicht immer leicht, weshalb ich wegen der dichterischen Form der Lieder um Nachsicht bitte. Einige sind in wörtlicher Überlassung belassen worden. Für den Arabisten ist zu allen Liedern je unten auf der Seite der Originaltext beigefügt.

Jede Nummer bezeichnet in der Regel ein selbständiges Lied, nicht nur eine Strophe.



[1] uaṣf

I. Wiegenlieder.

1) Schlaf wohl, mein süßes Herzchen, im seidnen Bettelein!
Es soll kein Leid erschrecken dein kleines Herzelein.
Der liebe Gott im Himmel hält dich in treuer Hut;
was frommt zu deinem Glücke, kommt alles dir zu gut.

---

2) Schätzchen, wie die Pilger, die im Tale ruhn,
schlummre bis zum Morgen frei von allen Sorgen!
Gott ist dein Beschützer, deine feste Burg;
blüh zu seinem Ruhme, schönste Frühlingsblume!

---

3) Schlafe, süßes Engelein, gern brat ich dir ein Täubelein. —
Täubchen, nein erschrecket nicht, ich sing nur so dem kleinen Wicht.

---

4) Schlafe süß und lange, liebstes Herze mein,
bis die Sonn' vom Himmel lacht ins Kämmerlein.
Möge Gott dir schenken fröhliches Gedeih'n,
mög' dein frisches Wachsen mein Gemüt erfreun!

---

5) Es flötet dies Liedlein mit süßem Schall
dem Vöglein im Garten Frau Nachtigall:
„Zum Herrn von Stambul will ich reisen schnell,
ihm sagen dies Wörtlein so laut und hell:

---

1) nǟmi, jǟ ‘ēni, nōm il-hänä, lǟ tschūſi ädna ḍanä!
nǟmi birāḫat ſiß-ßrīr, fī mahdik il-ḫarīr!
jaḫmīki ilǟhik; dumti fī ßa‘dik!
jūſi biuá‘dik ilǟhu‿ß-ßämä!
2) nǟmi, jǟ ‘ēni, nōm il-hänä käl-ḫuǧǧāǧ ſil-uādi minä!
nǟmi ua‿rtāḫi liṣ-ṣabāḫi, jǟ ualad il-falāḫi!
jǟ ḫußnik bädī‘, jǟ sahr er-rabī‘,
fī ḫiṣnin mänī‘ min rabb eß-ßämä.
3) nǟm (Knabe!), jǟ ‘ēni, nǟm, ladbaḫ lak ṭēr il-ḫamām! —
lā tchāfu, jǟ ḫamām, mǟ aḫdi lil-ualad ḫatta jinǟm.
4) nǟm, jǟ ‘ēni, nōm eḍ-ḍaḫa el-‘āli!
ja‿llāh jíkbar ḫabībi u jínschriḫ bǟli!
5) ‘aṣfūr ‘alǟ dǟlje, bulbul jutarṛíl‿lo:
beijak u uchuālak, jǟ rabbi, tußahhil‿lhum

Ich habe im Nestlein ein Schätzchen hold,
nicht möcht ich es tauschen für reines Gold,
dem Anblick des Lieblings, nichts kommt ihm gleich,
nicht deine Soldaten im ganzen Reich[1].

II. Mawal-, ʿAtaba- und andere Lieder[2].

6) Der Jüngling singt:
Heraufgezogen sind neue Wolken und Blitze in diesem Hause,
süß ist es mir geworden, der Wohlgestalteten darin zu dienen;
von ihren Füßen sind wohlriechende Pflanzen im Haus hervorgesproßt.
Ich bin an euch gekettet, o Bewohner des Hauses;
denn eure Tochter hat mich mit dem Hauch der Liebe getroffen.
(wörtliche Übersetzung)

7) Das Mädchen antwortet:
Es sind neue Wolken aufgegangen und Blitze in Menge (oder helle Blitze)
über die, deren Arme reichlich (oder deutlich) verziert sind.
Doch das Sehen mit dem Auge, o Muhammed, vollendet es nicht,
nur das Umschlingen mit der Rechten um den Hals sc. bringt uns näher.
(wörtliche Übersetzung)

---

[1] Ein weiteres Wiegenlied s. Arabische Melodien Nr. 1. [2] Mau^{u}āl- und ʿatāba-Lieder sind die häufigsten Arten arabischer Volkspoesie. Die ersteren haben gewöhnlich 5 oder 7zeilige Strophen, die letzteren 4 Zeilen, deren drei erste mit demselben Reimwort endigen, während die vierte mit einem auf a oder ā auslautenden Worte schließt, dem noch die Silbe ba als dichterische Form angehängt wird. Man benennt diese Lieder nach dem Stichwort ʿatāba. Lieder, die keiner besonderen Gattung angehören, nennt der Fellache ṛina oder ṛannauijje, Pl. ṛanāni.

---

larūḥ lä bāschit ṣṭambūl u an‿aḳůl lo
naṣ̱rāt ḥabībi tißua ʿaßkarak kullo.

6) ṭůliʿ ṛēmin ġedīd u barḳ ſid-dār,
ḥélit li chíd^{i}mt il-marbūʿ ſid-dār;
min aḳdām^{i}hi näbāt rīḥān ſid-dār.
ana ſi lasåmku läjäh^{i}l had-dār,
bintku ṣåbátni bináßm il-haua.

7) ṭůliʿ ṛēmin ġedid u barḳ ßāfāt (oder ṣāfāt)
ʿalli muchắḍḍbi ed-dirʿān ßāfāt (oder ṣāfāt)
schōf il-ʿēn, jā muḥāmmed, mā jaḳḍīsch ḥāschāt
ßiua schabk il-jämīn ʿalä‿r-riḳāba.

8) Muhammed il-ʿābid rief:

Du hast in mir entzündet der Liebe Feuerglut[1],
wie gern möcht ich dir weihen mein Leben, Hab und Gut
Doch ach! die Eltern haben den Garten streng bewacht
vor mir, und einem andern die Tore aufgemacht.

---

9) Guten Abend, grüner Baum Limone[2],
liebend will ich, ob auch Menschen tadeln, kränken,
mich in dich versenken.
Wenn in Seifenscheiben sie mich schnitten,
ja auf einer heißgemachten Platte[3] brieten,
bleib ich dein hienieden.

---

10) Der Nebenbuhler eines Jünglings redet dessen Geliebte an:

Stolze! mit der weißen Wange, mit dem feinen Schleier,
um den Buhlen sei dir bange! — Und könnt' auch dein Freier
wie die tolle Windsbraut reiten, flög' ich wie ein Geier,
Hindernis ihm zu bereiten. S.

11) Darauf erwidert das kühne Mädchen:
Noch bin ich wohl auf und stehe dir,
laß nicht den Liebsten gefährden,

---

[1] Hoheslied 8,6: „ihre Gluten sind Feuergluten" [2] rühmliche Anrede für den Geliebten [3] ṣāǧ, vgl. S. 106.

---

8) ṣāḥ mḥámmed il-ʿābid: ḥammēta,
maḥā̄uir nār lǟḳlēbi ḥammēta;
ʿaǧab, bißtā̄nkum ʿanna ḥamēta,
aǧab, lil-ṛēr fatáḥtu‿l-ibuā̄ba,

9) mäßßīk bil-chēr, jā̄ miṭrā̄ḳ lemūni,
jälli ʿala mḥábbtak kull en-nā̄ß lā̄mūni
lau ḳaṭṭaʿūni schuḳaf schuḳaf u aluā̄ḥ ṣabūne
ʿan ʿischritak schabb il-riua ʿa ṣidr ʿallūni

10) jā ṛā̄uje, jā̄ schanbarik mā̄l ua‿l-chadd bajjan bajā̄ḍa
u jā̄ ṣā̄ḥbik bʿauual il-chēl u‿ana biʿtirā̄ḍa

11) jā ṣā̄ḥbi mā̄ bchallīk, jā uā̄u,
mā̄ dā̄m keifi birā̄ßi!

Ich ziehe mein Schwert und streit' mit dir,
bis mir der Sieg wird werden.

12) Hold träum' ich von dir die Nächte entlang,
mein Mädchen so schlank mit ruhigem Gang.
Gar süß ist dein Hauch, dein Speichel im Mund[1],
und wer davon nippt, wird eilends gesund.

13) Mädchen, die zum Brunnen steiget,
deren Herz sich zu mir neiget,
deine Hände fülle, meinen Durst mir stille
zum Zeichen der Liebe.
Liebste, nein, ich will nicht trinken,
möchte an dein Herze sinken
und ohn alles Zaudern nur ein Stündchen plaudern
von Treue und Liebe.

14) Mein Schatz ist im Garten, ich laß ihn nicht warten;
wir träumen und kosen in der Laube von Rosen,
in heimlicher Stille. — O Herr, es verhülle! Oder:

Sieh, mein Geliebter im Garten weilt,
ihn zu umfangen das Herze eilt. —
Es wölbt sich die Rose gleich einem Zelt
und bildet der Liebenden kleine Welt.
Und was wir gelobet in dieser Stund,
Herr, laß es nicht werden den Menschen kund!

[1] Hoheslied 4,11 und 5,16

láṣḥab ßeiſi u bārīk lamma ibajjin chalāṣi.
12) änä‿l-lēl kullo u aḥlimlak bihidāui
jā sarīf eṭ-ṭūl u mäschitak bihidāui
ḥaku ʻan ṭaʻm rīḳak ßukkar ʻaßal bidāui
schirib minno‿l-ʻalīl ua tumma ṭåba.
13) jā uārid il-bīr u ißḳīni bḥafnātak,
aṭschān. — mā fīh ṭamaʻ; bäddi mḥākātak.
14) schūf ḥabībi biġ-ġnēna,
ual-uard‿imcheijim ʻalēna;
ṭalábt min ḥubbi bōßa, —
jā rabbi taßtur ʻalēna!

15) Refrain:
O ihr zwei Palmen auf den Söllern, deren Datteln Arzenei sind,
o Licht des Auges!

Lied:
Auf dem Wege sah ich sie, banges Weh ergreift das Herz.
Laß mich dulden, klagen nie, Herr, im herben Trennungsschmerz!
An dem Brunnen hüpft mein Lieb munter wie ein Vögelein;
wart! es trägt ein frecher Dieb dich in den Subān hinein.

---

16) Refrain. — Worte des Jünglings[1]:
Du gehst hinab zur Quelle,
o Braune, nicht so schnelle, o komm zu mir!
Mein Herz, das du verwundet,
durch deinen Gruß gesundet, drum komm zu mir!

Lied:
Jüngling: Komm her, mein Lieb, und spiele mit deinem Schatz.
Mädchen: O nein; im Arbeitgewühle, da ist mein Platz.
Jüngling: Es ist zu Schiff dein Vater fern in der Welt,
laß mich sein dein Berater, nimm all' mein Geld!

---

[1] die Vermischung des Lyrischen mit dem Dramatischen in einigen dieser Lieder (vgl. auch Nr. 27) erinnert an den Charakter des Hohenliedes, in welchem die Lyrik bereits dramatisches Gepräge zeigt.

---

15) Refrain. (vgl. zum Refrain und Lied die Melodien Nr. 2 und 3)
jā nachlitēn bil-'alāli jā baláḥhum daua,
jā nūr il-'ēn.

Lied:
schuft il-ḥelue fī ḍarbi rámat ḥáßra fī ḳålbi,
jā‿llāh ṣåber, jā rabbi 'ala frāḳ ed-dälāli.
schuft il-ḥelue 'alä‿l-bīr tiḳmis ḳams il-'aṣāfīr
uínni lachûdha uåṭīr 'ala blād eß-ßudāni.

16) Refrain. (vgl. zum Refrain die Melodie Nr. 4)
leija u leija, jā bneija jā uāride 'al-maija!
ßamra ġaráḥti ḳalbi, ruddi‿ß-ßalām 'aleija!

Lied:
ḳūmi íl'abi! — mā bal'ab min kutr ischḡāli bat'ab. —
beijik ßāfar bil-markab, ḥaḳḳ eß-ßafar 'aleija.

Drum auf, o Sara, spiele, lieb's Schächtelein[1],
aus welchem duften viele Würzkräutelein[2].
Wollt' Gott, es käm' noch heute zum blutgen Krieg,
ich holte dich als Beute[3] mein trautes Lieb.

17) Refrain:
Mädchen mit den ros'gen Wangen, die wie Rosenwasser prangen,
hab Erbarmen mit dem Freunde, der dich sehnlich möcht umfangen!
Lied:
Ihr, die ihr sagt, die Liebe sei Sünde,
möget ihr selbst vom Feuer der Liebe erfaßt werden[4],
möget ihr von einer solch unheilbaren Wunde behaftet werden,
die die Ärzte in Verlegenheit bringt[5].
Es sang das Nachtigallvögelein des Lustgartens,
und die Rosen öffneten sich auf ihren Zweiglein.
O glücklich, wer eine Gazelle sein eigen nennt,
die bei ihm wohnt, und die er im Schoße umarmen darf[6].

(wörtliche Übersetzung)

18) Beschreibungslied.
Ich habe mein Körbchen in die Rechte genommen
und kam im Hinaufsteigen zu den Feigen (sc. auf dem Berg);
da stieß ich auf eine Gazelle,
o Brüderchen, schon am frühen Morgen.

[1] zärtliche Anrede [2] vgl. die häufige Erwähnung der Gewürze im Hohenlied z. B. Kap. 4,12 ff und 5,13 [3] vgl. Ri 21,21 und 23. [4] sc. dann werdet ihr es nicht mehr sagen [5] sc. sie zu heilen [6] vgl. 2 Sa 12,3.

ḳūmi íl'abi, jā ßāra, jā 'ůlēbet il-'aṭṭāra;
jā rabbi taṣīr il-ṛāra, kull men jōchud lo bneija.

17) Refrain. (Vgl. zum Refrain die Melodie Nr. 5.)
jā bu‿l-chidēd il-uardi, jā bu‿l-chidēd il-mā uardi
jā bu‿l-chidēd il-mā uardi uírḥam 'aschīrak uimuálla'.
Lied:
jelli taḳūlu el-'ischḳ ḥarām, tiblu binār il-muḥábbe,
tiblu biġúrḥin lam jaṭīb, tíḥtara fīhi‿l-aṭubba.
ṛanna bulēbil il-ġinne, ual-uard fattaḥ 'a‿ṛṣēnů.
jā ßa'di män kān lo ṛasāl, jibāt u jalímmo biḥḏēno.

18) ṣaḥábt ḳirṭállṭi bimīni (d. i. bijämīni) ġīt mßánnid 'at-tīnāt
ala ṛasālin ṣådámni jā chaiji, min eṣ-ṣubḥījät.

Sie hat meinen Verstand gefangen genommen und hat mich gelassen
und hat mich in das Meer der Verlegenheiten gestürzt.
Und wenn ich 'mal niedersitze, sie zu beschreiben,
brauchte ich ganze sechs Monate:

Ihre Stirne gleicht der goldglänzenden Lampe.
Wie schön ist ihre Figur!
Ihre Augen gleichen chinesischen Täßchen
beim Goldschmied blank gemacht.
Ihre Wangen sind gleich Damasceneräpfeln[1],
mein Brüderchen, die nur der Körbe warten.
Ihr Mund — ein goldner Ring,
dessen Mundwinkel[2] blau tätowiert sind.
Die Zähnchen gleichen Hagelkörnern
wie ein Perlenband gereiht.
Ihre Brust — eine beschützte Inschrifttafel,
die nur von den Reisenden[3] gelesen werden kann.
Ihr Leib — ein Ballen Seide[4],
das war ein tüchtiger Weber, der ihn gewoben.
Ihre Beine gleich Marmorsäulen[5],
an denen die Fußspangen girlandenartig hängen.
Wie schön kleidet sie die Kopfbinde!
Wie schön ist der Knoten ihres Kopftuches!
Wie schön steht ihr das Halsband[6]
und die Flechtung ihrer Zöpfe[7]!

---

[1] Hohesl 4,3 [2] wörtlich: Lachpartien des Mundes. [3] als Lesekundigen [4] Hohesl 7, 3 [5] Hohesl 5,15 [6] Hohesl 1,10 [7] Hohesl 7, 5.

ßäbhä 'aḳli u challāni uaḳá'ni bⁱbaḥr il-ḥīrāt.
u in ḳa'ádt äuáṣṣif fīh biddi ßitt úschhur ma'dūdāt:

ġbīno jíschbah lil-ḳandīl milla [d. i. mā illa] chilḳa ġemīle
'ajūno fänāġīn ṣīni 'ind ṣājiṛ mäġlījāt.
chdūdo jā tuffāḥ esch-schām, chaiji, mā biddo illä ßbāt,
ṯimmo jā chātim ḏahab dāḳiḳ 'al-mābßäm nīle.
ßnūno tischbah lil-barad låḍm il-lūlu malḍūmāt.
ṣadro jā lūḥ il-maḥfūẕ májiḳrūh illä‿ß-uāḥ
båṭno jā schúḳḳet ḥarīr, lā kān il-ḥājik uaṣṣāḥ
ßīḳāno 'imdān rchām fīkin [il] laḥġūl mlauuājāt.
máḥla libßet il-maḳrūn, máhla 'ukdet mendīleh,
mahla libßet il-ḳlāde uitġíddil ḳarāmīlek!

Wie schön das Kleid des gefärbten Stoffes
unter dem Festgewand von geschlängelten Streifen!
Wie schön das Anliegen des Kaschmirgürtels
und seine Fransen, wie sie herabhängen!

. . . . (wörtliche Uebersetzung)

III. Hochzeitslieder[1].

19. Von Frauen zur Begrüßung der Hochzeitsgäste, gesungen:
Ah, ihr Lieben, seid willkommen!
Euer Antlitz glänzt so hold wie zweihundert Stücke Gold. —
Nimmer soll's der Bösen[2] frommen, die bei eurem Wiedersehn
nicht vergiffet allen Haß. — Brechen soll sie wie das Glas! G.

20) Rasiere[3] ihn, o Barbier, und fahre leicht über ihn hin,
tu dem Bräutigam nicht weh, er nimmt es dir übel.
Rasiere ihn, o Barbier, übergib ihn seiner Mutter;
dein Lohn, o Barbier, ist in seines Ärmels Rand[4].

(wörtliche Übersetzung)

[1] Lieder, deren Zeilen mit den Ausrufen hē oder āuīha oder āhīha beginnen können, heißen ımhāha Pl. muhāhāt. Sie endigen stets mit der salṛūṭa d. h. dem Freudentriller lülülülülī oder lulululuī in hoher Tonlage, der hervorgebracht wird, indem die Zungenspitze in der Mundöffnung rasch hin- und herschnellt. Dieser Jubelton ist vielleicht sehr alt und mit dem »Hallelujah« verwandt. [2] sc. Frau [3] oder »schmücke« [4] d. h. wird alsbald bezahlt werden.

maḥla libß el-embhōġa taḥt il-ḳufṭān il-ġensīreh!
maḥla tamġet il-kaschmīr ua‿l-hadab, lamma jirchīlah.

19) hē, jā́ márhaba, jā́ ‘asā́si bimītēn hámra tsā́si
uílli lā́ táfraḥ biṭā́llítku tínkßir kā́ßr il-ḳasā́si
lülülülülülī.

20) seijino, jā́ mseijin u chiff īdak ‘alēh,
lā́ tūġi‘ il-‘arīß, ja‘tab ‘alēk.
seijino, jā́ mseijin u uádd‘o lā́mmo,
kárutak, jā́ mseijin ‘a ṭáraf kimmo.

21) Beim Ankleiden des Bräutigams:
Heil, Joseph, dem Bräutigam, dem Kleinod im ganzen Stamm,
dem Ernährer der Armen, dem Tröster süß,
dem Befreier Gefang'ner aus ihrem Verlies!

22) Beim Umzug des Bräutigams:
Ah, o du mit den langen Ärmeln, mein Auge, ah!
Sieh die Schnur des Schönen[1] neigt sich dem Ohre zu. [berückt; —
Er hat die Töchter der Menschen, selbst die Töchter meines Onkels
dein Vater hat dir einen Garten gepflanzt, worinnen Bandorasetzlinge sind.
(wörtliche Übersetzung)

23) Beim Ankleiden der Braut:
Dem Gemüsebeet entsprossen ist ein Körbchen voll Bandoren[2]:
Ja, dein Sitzen[3], schönes Mädchen, vornehm ist es, auserkoren.
Und dem Gartenland entstiegen ist ein Körbchen Bedindschān[2]:
Jāmine, in ihrem Sitzen[3] gleicht der Tochter des Sultān.

24) Beim Kirchgang[2] oder bei der Heimführung der Braut:
Wohlan, du Tochter der Edlen, wohlan,
Orangenblüte und Barmakisafran!

[1] des Bräutigams [2] das Mädchen ist das einemal mit einem Körbchen voll rotbackiger Tomaten, das andremal mit Bedindschan verglichen, die einem wohlgepflegten Gartenland d. i einer guten Familie entstammen [3] sowohl das Sitzen als auch der Gang der Braut werden besungen, vgl. Hohesl 7,1.

21) hē, jūßif, jā 'arīß, hē jā ḏahab fil-kīß,
hē, jā múṭ'im il-fuḳara, hē, jā fākik il-maḥābīß!
lulululululī.

22) ahīha, jā bu‿l-hodelli, jā 'ēni, ah
schūf 'iḳāl es-sēn mājil 'a dāno
ßauuaḥ bānāt en-nāß ḥatta bānāt chāli,
beijak sara' lak ǵnēne fīha schätl bandōra.

23) ßäll bandōra ṭili' min el-ḥakūra,
jā ḳá'dtik, jā ßitt, mitl ḳá'det eß-ßanjōra.
jā ßäll badinǵān, ṭili' min il-bußtān
ḳá'dtik jā jāmine mitl ḳá'det bint eß-ßulṭān.

24) hē, jā ḳūmi, jā bint il-kirām, ḳūmi,
hē, sa'farān barmaki, jā sahr lēmūni,

Als Fürstin zeig dich am Hochzeitstag,
wohlan, du liebliche Rose im Hag!

IV. Erntelieder.

25) Ich lenkte ins Tal meine Schritte, sah einen Löwen dort,
als hätten wir beide besprochen den Zweck, die Zeit, den Ort.
Es trägt deine Flinte, o Ahmed, in sich des Todes Los;
es raubet dem Feinde sein Leben dein siebenfach' Geschoß.

26) Einen immer guten Morgen
wünsch ich dir, und frei von Sorgen
bleibend immerdar.
Isa nebst dem Musa grüße,
wenn in kurzem deine Füße
stehn auf Salems Höhn.
Immer möge dich beglücken,
da dein Haupt die Zeichen schmücken,
Allahs Friedensgruß!

27) Er: O Gazelle der Ebene, o ihr ergiebigen Hände!
Gott weiß, du hast mich meine Eltern vergessen lassen.

---

hē, jā mitl mīri[1] mitl chāltik kūni,
hē, jā uardi mfáttḫa bischahr kānūni!
lulululululī.

25) ṭiḫt 'a‿l-uād laḳēt eß-ßaba' fil-uādi,
t'idd bēni u bēn eß-ßaba' mī'ādi.
barūdatak, jā aḫmed, jā umm eß-ßaba' aruāḫi
fīha‿l-manāja u fīha achchād il-aruāḫi.

26) jā ṣåbāḫ il-chēr dāim; dāimān u jiḍåll dāim;
ṣåbbíḫ li 'īßa u mūßa, helli b'arḍ il-ḳudßi nāim,
helli 'ala rāßo il-'alājim!

27) jā ṛasāl[2] eß-ßahl, jā ßāmīḫ il-īdēn,
já'lam allāh, ßālētni 'an el-uālidēn.

---

[1] von amīri [2] das Mädchen tritt als Maskulinum auf.

O Gazelle der Sehnsucht, ich esse nicht das Abgefallene[1];
ich kam, ich stieß es mit dem Fuße weg[2], da ist das Aufschrecken und
Fliehen [der Gazelle] mir unerwartet gekommen.
O Gazelle der Ebene, dein Verfolger [Jäger] ist müde[3];
es haben dich Könige und edle Araber verfolgt[4].
Sie: O Hamad, du mein Mann, deine Liebe hat mich überwunden[5];
solange die Araber in Gottes Schutz sind, bleibe ich in deinem Schutz!

(wörtliche Übersetzung)

V. Lieder der Maurer.

28) Der Herr helfe den Fellachen,
der dem Mose half mit der Keule gegen Pharao.
Pharao ist ein Ungläubiger, verflucht sei sein Sohn!

(wörtliche Uebersetzung)

29) O Freund Gottes,
o Vater der Gäste, komme hieher,
komme zu mir wie der Soldat!

(wörtliche Übersetzung)

[1] nehme nicht mit schlechten Früchten fürlieb. [2] um dich zu erreichen [3] darum erbarme dich meiner und bleibe stehen! [4] das Mädchen war viel umworben. [5] das Mädchen hält inne, glaubt an seine Liebe und tut das Gelübde der letzten Zeile.

jā ɣasāl il-ɣarām, mā brumm en-näfäl,
ǵi't arúddo biríǵli ɣaschāni ǵáfäl.
jā ɣasāl eß-ßahl, ṭāridaki ta'bān;
ṭāradátki mulūk ma' ßáläf il-'ūrbān.
jā ḥámad, jä‿bn 'ammi, ramāni hauāk;
ua‿l-'arab fī dira‿llāh uána fī dirāk!

28) er-rabb‿i'īn häl-fellāḥīn
'āin mūßa bid-dabbūßa
'ala far'ūn. far'ūn kāfir
uíbno mal'ūn!

29) jā chalīl allāh,
jā abu‿ḍ-ḍīfān, iḥḍar lihān,
iḥḍar 'indi mitl il-ǵindi!

VI. Reiselieder.

30) Zum Knaben sprach das Mägdelein:
„Komm Jüngling, kehre bei uns ein, und lag're die Kamele"!
Und er darauf: „Gern kehr' ich ein;
und, sind die Hüften schlank[1] und fein, ich dich zur Maid erwähle".

31) Liebster, lade die Kamele, friedlich ziehe deine Seele
unter Gottes Schutz und Hort! Wenn auch nicht die Freunde folgen,
Gott führt wie des Himmels Wolken sicher dich von Ort zu Ort.

VII. Gesänge am Lagerfeuer.

32) Wähnet nicht, daß eure Menge unsre Tapferkeit bezwänge;
mit dem Schwert aus euren Reihen unsre Freunde wir befreien.

33) Mondlos, finster ist die Nacht, doch die Feindesrache wacht.
Bringt Geschütz mit raschen Rossen, Feindeshaus wird nun zerschossen.
S.

VIII. Klagelieder.

34) Trauer eines Greises über den Verlust seiner Söhne:
Ich habe ein Auge, das die ganze Nacht aufgeregt und schmerzleidend ist,
und der Morgen findet es, mit seinen Tränen die Wange netzend;

[1] vgl. S. 85, Anm. 3

30) jā ḫelu, barrich dalūlak uá‿ṭlub ed-daßtūr,
jā ḫelu, maḫbūb, meijil ʻandna‿l-lēli! —
in kā̄n chaṣrik raḳīḳ, bjiḫris il-mēli.
31) jā ḫelu, ḫammil u ßāſir maʻ ßälāmet allāh
uin kā̄n jitbaʻ er-rufaḳ [au lā] — u naḫna ḳaṣádna‿llāh.
32) lā téḫßibu kutrkum juṛlib schaġāʻítna,
biß-ßēf min bēnku nuṭliʻ ġamāʻítna.
33) ṛāb il-ḳamar u‿áṣlam il-lēl, ua‿l-lēl aulaf muālif
ġurru‿l-madāſiʻ ʻala‿l-chēl, lämmā‿nhídd bēt il-mchālif;
34) ili ʻain ṭūl el-lēl ḳalḳa u ġīʻa [d. i. u uġīʻa]
u tīṣbiḫ madāmiʻha ʻala‿l-chadd nāḳʻa

ich suche nach Heilmitteln dafür, aber ich finde ihm keinen Arzt. —
Ach, alle Ärzte sind ihm nun nichts mehr nütze.
Gib, habe ich dir gesagt, o Auge, dem Schlaf den Abschied und wache
über Freunde, die du immer leidenschaftlich geliebt hast.
Wir waren, ach, so glücklich, und wie süß war unser Leben,
und die Bekümmernisse des Herzens, o Auge, sie waren wieder verschwunden[1],
bis die Vorausbestimmungen[2] unseres Herrn uns trafen.
Dem Urteil Gottes sind alle Menschen gehorsam.
Der Ratschluß Gottes über uns ist im voraus gefaßt,
und wir, o Auge, folgen hinter den Anbetern nach[3]. (wörtliche Übersetzung)

---

35) Da zieh'n sie hin und tragen den Liebsten fort zur Ruh.
»Gott sei mit Euch«, so sagen die Lippen stumm dazu.
Zum Hügel dann ich eile die Augen tränenschwer;
so lange ich auch weile, das Grab gibt ihn nicht her.
Da schreit laut auf das Herze: »Du bist beraubt, beraubt«!
Ich schütt' in meinem Schmerze mir Erde auf das Haupt.

---

36) Man schlug um ihn das schwarze, das traurigernste Tuch.
Ach Gott, ich kann nicht finden mein Lieb, wo ich auch such'.

---

[1] Der Greis hatte über die ihm geschenkten Söhne alle früheren Bekümmernisse vergessen gelernt. [2] Fatum [3] d. h. wir werden von dem gleichen Schicksal wie alle Diener Gottes betroffen, darum tröste dich!
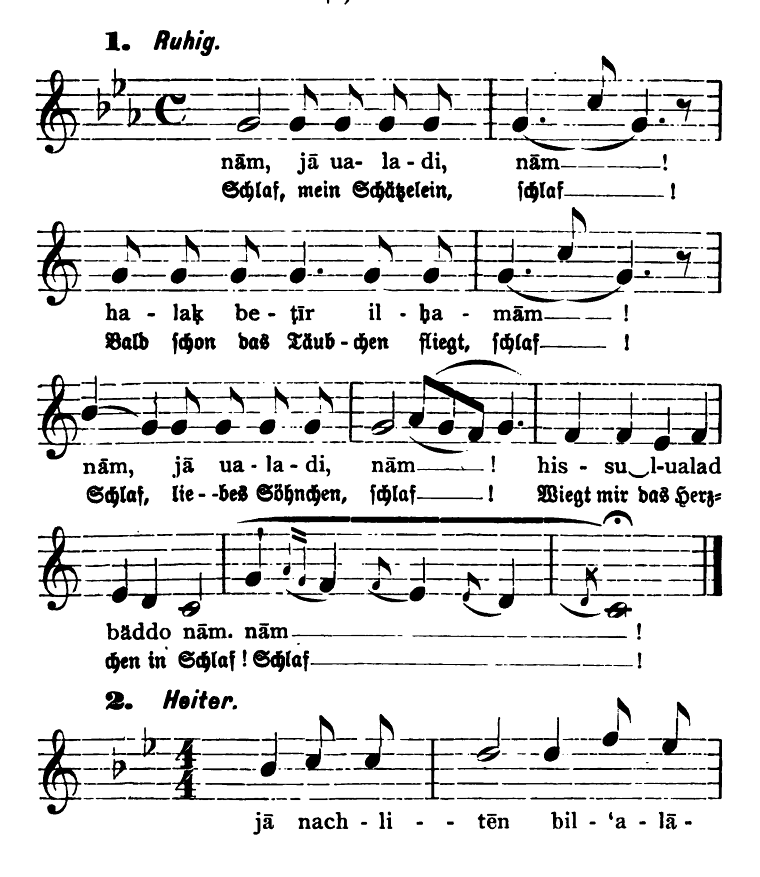
---

bdauᵘír‿lha bid-daua, mā biltaḳī‿lha
ṭabīb. — ualā ṭubbānha‿l-jōm nǟf'a.
kun, ḳult lik, jǟ 'ain, ṭallḳi‿n-nōm uaßhari
'ala chulltin kunti bihim dōm uǟl'a
bḳīna mā ahnǟna u mǟ laḏḏ 'aischna
u 'ādat humūm il-ḳalb jǟ 'ain ḍǟi'a
laminha ätátnä taḳadīr rabbnä
ilǟhi liḫukmih ǵumᵉlt en-nǟß ṭǟi'a
„ „ 'aleina tḳaddar
uéḫna uara‿l-'ubbǟd, jǟ 'ain tǟb'a.
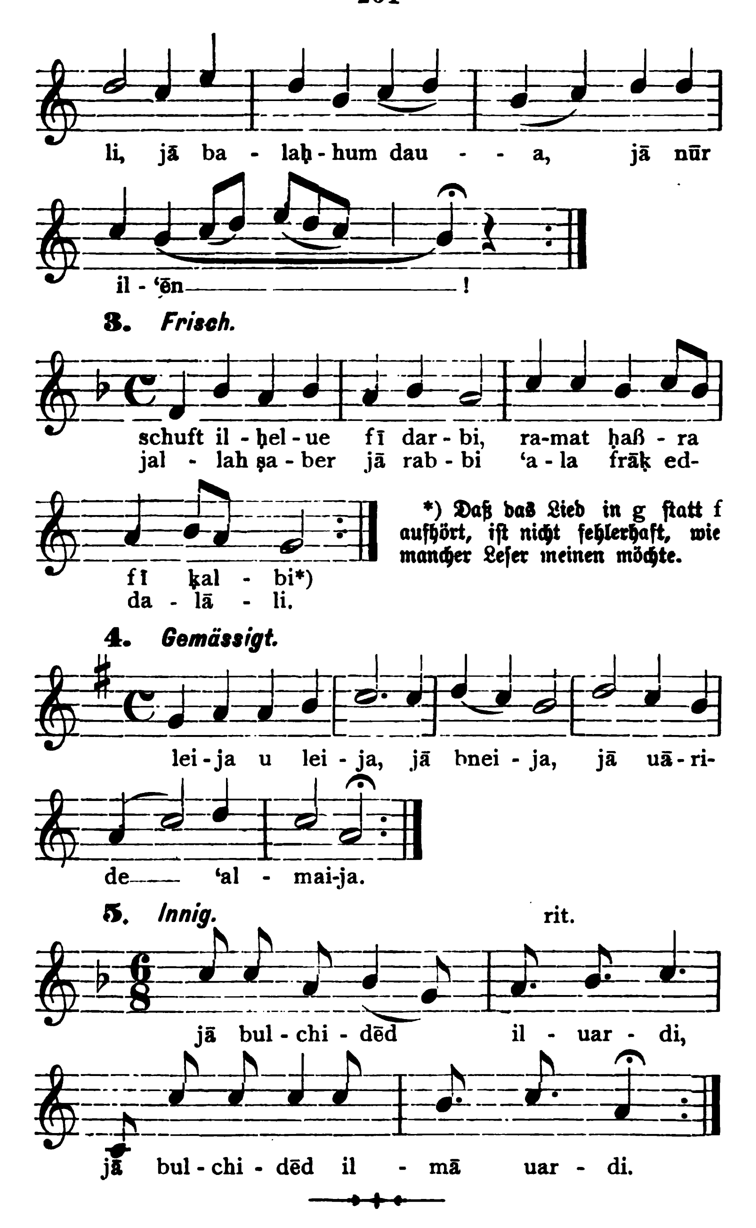
35) hällǟ jǟ rāiḫīn: Allāh ma'kum!
achádtu múhǵati, ḳålbi ma'kum.
ßē'a buka u ßē'a rakḍ uarākum,
u ßē'a heijil 'a‿r-rāßi turāba.
36) Láṭåsch mendīl fōḳ er-rāß il-aßuad

O schwarzer Tag der Trennung, da man dich von mir nahm;
da hat mich nicht verstanden, wer immer zu mir kam.
Ich habe laut gesungen, da hieß es: »dir ist wohl« —
und dann hab' ich geweinet, weil ich des Leids so voll.

jōmi fräḳkum, jā jōm il-aßuad
änä, jā näß, ṛannēt, ḳälu‿n-näß: miß'ad!
„ „ „ bakēt, jā fräḳ‿el-eḫbāba!

Arabische Melodien.





*) Daß das Lied in g statt f aufhört, ist nicht fehlerhaft, wie mancher Leser meinen möchte.

Kapitel 31.

Reisebuchblätter.

I. Jaffa. Jerusalem.

Jaffa, „die Schöne" liegt vor uns. Von ihrer Felsenhöhe zum Meer niedersteigend gewährt die Stadt mit den altersgrauen Häusern einen unvergeßlichen Anblick. In gespannter Erwartung betritt der Pilger den Boden des H. Landes. Ist er auch zunächst enttäuscht von dem schmutzigen Aussehen der Stadt und mancher anderen Erscheinung, so verwischt sich dieser Eindruck doch rasch wieder durch die bunten, morgenländischen Bilder, die das Auge fesseln und durch den blütenreichen Kranz von duftigen Gärten, der ihn aufnimmt. Die schlanken Palmen fächeln mit gefiederter Krone ein freundliches Willkommen entgegen; das herrliche Grün in allen Schattierungen tut dem Auge wohl; die saftigen Orangen munden trefflich, und das fromme Gemüt faßt in Erinnerung an die biblische Vorzeit alles noch blumiger auf als es ist.

Heutzutage braucht der Pilger nicht mehr auf felsigen Pfaden oder im gebrechlichen Wagen die Bitterkeit einer Reise von ehemals durchzukosten, um nach Jerusalem zu gelangen. Die Eisenbahn führt ihn bequem ans Ziel seiner Wünsche.

Auch wir vertrauen uns nach kurzer Umschau und Rast dem Dampfroß an. An den Orangengärten vorbei führt es

uns in die Ebene Saron, über fruchtbare Gefilde dem Gebirge Juda entgegen. Bald nach der Station dēr abān schlängelt sich der Schienenstrang durch das tiefe uādi eṣ-ṣarār, dessen höhlenreiche Felswände wie Cyklopenmauern zum Himmel starren. Mühsam arbeitet sich der Zug die gewundenen Gebirgsfurchen entlang zur Ebene Rephaim hinauf, um nach etwa vierstündiger Fahrt in den Bahnhof von Jerusalem einzulaufen.

Nun liegt sie vor uns, die „hochgebaute Stadt“. Eben erglänzen noch im goldenen Abendrot ihre Zinnen und Kuppeln. Über das Ben Hinnom Tal begeben wir uns zur Herberge in das deutsche Hotel der Vorstadt.

* * *

Sonniger Morgen — klarblauer Himmel. Wir schreiten dem Jaffator zu. Neben ihm ist seit den Kaisertagen des Jahres 1898 eine breite Straße durch die Mauer gebrochen.

„Mauern und Tore“, die ehemaligen Wahrzeichen einer Stadt, haben auch im Land der Stabilität das meiste ihrer vorigen Bedeutung eingebüßt. Ehemals war das Tor der Ort der Gerichtsverhandlungen, die Stätte, wo die Ältesten die Wohlfahrt der Gemeinde berieten, wo Kauf- und andere Verträge abgeschlossen wurden. Jetzt ist das Serail oder Gerichtsgebäude der hiefür bestimmte Ort. Doch ist das Tor immer noch der Mittelpunkt des sozialen Lebens der Eingebornen. Auch sammeln sich hier die Müßiggänger, Neugierigen, Bettler und Lastträger. Es ist ein wirres Hin- und Herwogen von Menschen und Tieren, das sich dem Auge hier darbietet. Am frühen Morgen kommen die Mukari von Jaffa und die Bewohner der Nachbardörfer mit ihren mit Gemüse oder Holz beladenen Kamelen und Eseln. Sie haben beinahe schon ein Tagewerk hinter sich, weil sie die halbe Nacht hindurch das Gebirge herauf marschiert sind. In langen Zügen steigen die Karawanen mit Kohlen, Glas-



Ansicht von Jerusalem von der Bahnhofstraße aus.

(Im Mittelgrund der Gihonteich, wo Viehmarkt abgehalten wird.)

und Töpferwaren aus Hebron und Gaza das Gihontal herauf. Hinaus und herein zum Tor eilen Scharen von Handwerkern und Einkäufern. Von der Davidsburg her naht eine Kompagnie Soldaten, deren Musiker mit lobenswertem Eifer tuten. Den Klängen der Militärmusik folgen die Töne der Totenklage: siehe, man trägt einen Toten hinaus. Kreuz und quer setzt sich das Gewoge der Fußgänger, Reiter, Lastträger, Lasttiere und Kutschen den ganzen Tag fort, und wunderbar! trotz der großen Unordnung — höchst selten ein Unglück. Immer löst sich der Knäuel wieder, und jeder geht in orientalischem Gleichmut seinen Weg. Seinen Weg — „wohin“? Darauf haben die Landeskinder eine sinnige Antwort bereit. Wenn sie das Ziel nicht angeben können oder wollen, so sagen sie: „‘a bāb allāh zum Tore Gottes!“

Mit dem Betreten der Stadt haben die Seh- Hör- und Riechorgane eine schwere Probe zu bestehen. Da gilt es die Augen offen halten, wenn man nicht gepufft oder von den mit Schlachtstücken und schmierigen Ölschläuchen beladenen Eseln beschmutzt werden will. Zu den Rufen der Eselstreiber „o‘a ḍahrak, ughak hab acht auf deinen Rücken, dein Gesicht!“ gesellen sich die der Händler, welche die Güte und Süßigkeit ihrer Früchte anpreisen. Wer diesen Lärm vernommen hat, versteht das Wort zu würdigen: Sein Geschrei wird man nicht hören auf den Gassen“ (Mt 12,19).

Indem wir unsern Gang in der Davidsstraße fortsetzen, fallen uns die jüdischen G e l d w e c h s l e r und die Gewölbe der G e t r e i d e h ä n d l e r in die Augen. Die J u d e n sind auch hier das Volk des Handels und des Marktes. Die einen bilden als Wechsler die morgenländische Börse. Sie halten sich heutzutage nicht mehr auf dem Tempelplatz auf (Joh 2,14), sondern sitzen zu beiden Seiten der Straße hinter ihrem Geldtisch und lassen mit Wohlgefallen die Münzen durch ihre Finger gleiten. Diese Zunft verdankt dem internationalen Charakter der Stadt und dem völligen Mangel

an Kleingeld ihr Dasein. Die andern treiben sich in den Getreidebasaren herum, wo sie und die Muslimen durch riesige Aufkäufe das Brot der Bevölkerung verteuern. Wieder andere sind Besitzer zahlreicher Tuch- und Kurzwarenläden; noch weit mehr Juden aber verdienen kümmerlich ihr Brot als Schreiner, Schneider, Schuhflicker, Klempner, Gipser und Hausierer.

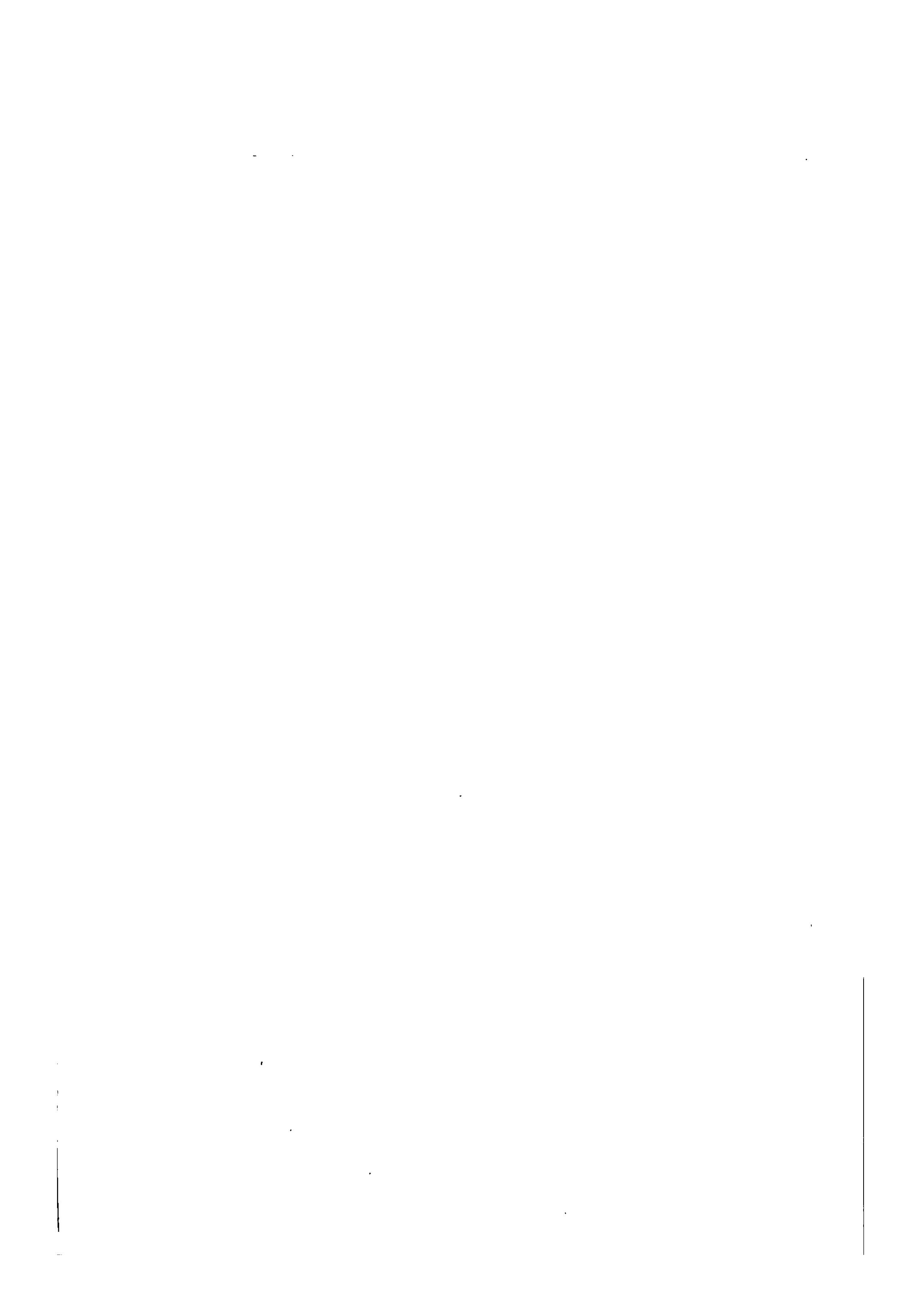
Die hiesigen Juden leben zum großen Teil von Almosen der Glaubensgenossen in der weiten Welt. Sie sind meist strenge Talmudisten und noch dieselben Gesetzespedanten wie zu Jesu Zeiten (vgl. Mt 23; Lu 12,37ff). Gehen doch die „unerträglichen Lasten", die sie sich mit ihren Gesetzesklauseln auf den Hals legen, bis auf das Brot von Christen, das sie zwar essen, aber nicht mit seinem Messer schneiden dürfen, oder auf das eigene Taschentuch, das sie am Sabbat entweder zu Hause lassen oder sich um den Arm oder Hals binden müssen, damit es nicht als ein „getragener" Gegenstand betrachtet werden kann. Dementsprechend ist auch ihr Fanatismus noch der alte, und das „in den Bann tun" (Joh 9,23; 16,2) ist eine häufige Praxis.

Wir kommen zu den Basaren. Hier liegen und hängen in reicher Auswahl wollene, baumwollene und seidene Tücher, persische Teppiche und Leder- und Flechtwaren. Die Buden der Schuhmacher mit ihren roten und gelben Schuhen, der Waffenhändler, Goldschmiede, Tabakshändler und Gewürzkrämer vervollständigen das orientalische Bild.

Eine widerliche Erscheinung sind die herrenlosen Hunde, die in allen Straßen herumlungern, aber, wie es scheint, sich gegenseitig auf bestimmte Gebiete beschränken. Denn sobald sich ein Hund in eine fremde Gasse wagt, wird er von den Hunden derselben angefallen und über die Grenze hinübergebissen. Tagsüber liegen sie entweder träge in den Gassen oder stöbern die Unrathaufen nach Fleisch und Gemüseresten durch und üben so die Sanitätspolizei aus. Bei



Aussätzige.



Nacht belästigen sie die Bewohner durch ihr unaufhörliches Gebell (Ps 59,15.16).

Wir gelangen zu einem großen Kaffeehaus. Es ist eine dunkle Spelunke wie fast alle Häuser mit diesem Zweck. Eine Gruppe Araber sitzt davor. In der Hand halten die einen den Schlauch der Wasserpfeife, der sie in tiefen Zügen gurgelnde Töne entlocken; andere laben sich an einem Täßchen Kaffee. Mit einer gewissen Feiertagsmiene setzen sie an und schlürfen im Gefühl der Wonne den schwarzen Saft. So sitzen viele den ganzen Tag über vor der Kaffeebude, »philosophieren», räsonieren und gestikulieren. Im Fastenmonat Ramadan bevölkert sich der Platz erst gegen Abend. Bei Tag fastet der echte Muslim gewissenhaft. Kaum aber ist mit Sonnenuntergang der erste Kanonenschuß von der Davidsburg über die Berge hingerollt, so verklären sich die matten Gesichter, und die halbe Nacht hindurch wird wacker gegessen, getrunken und geraucht.

Indem wir unsern Weg fortsetzen, wird unsere Aufmerksamkeit durch die ausgestreckten Hände etlicher Bettler, Aussätzigen, Blinden und Krüppel und durch ihre flehentlichen Rufe in Anspruch genommen: »Baḥtūt, Baḥtūt, o Herr, um Gottes, um des Herrn Jesu, um der Jungfrau Maria willen, erbarme dich unser!« Sind das nicht ähnliche Rufe, wie sie auch Jesus hundertemal vernommen hat (Lu 17,13 u. ö.)? Sie werden nicht leicht wieder vergessen, denn sie kommen aus bitterem Elend heraus und appellieren an das Herz. Weil aber mit einer bloßen Geldgabe diesen Unglücklichen unter Umständen schlecht gedient ist, so hat christliche Nächstenliebe für die Aussätzigen, den Ärmsten unter ihnen, in Jerusalem das Asyl „Jesushilfe" gegründet, wo sie nicht nur leiblicher, sondern auch geistlicher Pflege genießen.

Am bewegtesten ist das Jerusalemer Leben in der Osterzeit. Da wogt es in den Gassen und Kirchen von Gläubigen aller Bekenntnisse. Noch mehr als zu den Zeiten

von Apg 2,9—11 treffen wir da die Menschen von allen Gegenden der Erde beisammen: der blonde Nordländer der Skandinavischen Alpen und der schwarze Galla Abessyniens, der bewegliche Spanier und Italiener und der massive, derbe Russe, der Gentleman aus England und Amerika und der deutsche Gelehrte, Pastor und Reisende. Aber auch auf den Morgenländer übt die heilige Stadt eine große Anziehung aus, und wie im alten Bunde Scharen gläubiger Israeliten keinen sehnlicheren Wunsch kannten als „hinauf nach Jerusalems" zu ziehen, so pflegen auch in der Gegenwart viele morgenländische Christen dahin zu pilgern. Gibt es doch für viele von ihnen nichts Höheres als Weihnachten in Bethlehem oder Ostern in Jerusalem feiern zu können. Neben den Tausenden von Christen, die der Klang des Namens Jerusalem und die Erinnerung an die Großtaten Gottes zusammenführt, sind es auch viele Juden und Muhammedaner, die zur Passahfeier und Nebi Musa Wallfahrt hier zusammenkommen. Wir sehen, das Wort des Psalmisten: „Jerusalem ist gebaut, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll" (Ps 122 3) hat noch immer seine Geltung.



II. Hebron. Gaza. Bir Salem.

Sieben Stunden südlich von Jerusalem liegt, lieblich im Kranz seiner Weinberge gebettet, Hebron, eine der ältesten Städte der Welt (1 Mo 13,18). Sie steht nicht nur bei den Bekennern des Islam in hohen Ehren, welche sie im Gedenken an Abraham „el-chalīl d. h. der Freund Gottes" nennen, sondern gilt auch den Juden als heilige Stadt. An ihren alten Namen Ḳarjat arbaʻ = Stadt des Arbaʻ oder

auch Vierstadt (Jos 14, 15) erinnert noch die bestehende Einteilung in vier Quartiere.

In Hebron begegnen wir einer regen Gewerbtätigkeit, die sich auf die Weberei, Töpferei, Gerberei und Schlauchfabrikation, Glas- und Kohlenbrennerei erstreckt. Die Basare bieten eine sehenswerte Schaustellung der heimischen Erzeugnisse und werden besonders von den Beduinen besucht, welche die Schätze bis in die fernsten Zeltlager tragen.

Noch bekannter ist uns Hebron und Umgegend durch seine Jahrtausende alte Kultur der Rebe geworden (4 Mo 13,24). Die Trauben wandern von hier zum Teil auf den Markt nach Jerusalem, zum Teil werden sie zu Rosinen, Traubenhonig und -kuchen verarbeitet. Nur ein kleiner Teil wird von den Juden zu Wein gekeltert.

Hebrons Sehenswürdigkeiten sind die Höhle Machpelah — den Christen und Juden nicht zugänglich —, zwei große gemauerte Teiche (2 Sa 4,12), die Abrahamseiche und die traditionellen Gräber Abners und Isais: alles ins hohe Altertum zurückreichend.

Es ist ein bedeutendes Stück israelitischer Geschichte, das sich in und um Hebron abgespielt hat. Während wir die sanfte Anhöhe im Westen zum Hain Mamre emporsteigen, begegnet uns im Geist die ehrwürdige Gestalt Abrahams, der seinen Gästen das Geleite nach Sodom gibt. Es ist uns, als hörten wir ihn Fürbitte für die gottlosen Städte einlegen. Später sehen wir einen der imposantesten Leichenzüge der Welt über diese Berge und Täler sich bewegen. Joseph, der in königlichem Ansehen stehende erste Minister Pharaos, zieht mit „großem Heer" von Ägypten herauf, um seinen Vater, den Erzvater Jakob in würdiger Weise im Familienbegräbnis beizusetzen. Jahrhunderte vergehen. Das Volk Israel ist im Besitz des H. Landes und hat einen König an seiner Spitze. Eines Tages läßt sich dieser König vom blinden Haß zu gieriger Verfolgung verleiten. Auf

jenen Bergen dort im Osten hetzt er mit 3000 Männern den unschuldigen David hin und her, bis dieser ihn durch eine großmütige Tat zur Besinnung bringt. Wieder Jahrhunderte später und siehe, wieder ein Flüchtling, ernsten und gramerfüllten Antlitzes der im Süden Hebrons beginnenden Wüste zusteuernd: Elia, der vor Isebel flieht.

Während so die Seele in den Strom der hl. Geschichte eintaucht, gelangen wir auf die Höhe im Westen von Hebron. Hier werden wir plötzlich durch einen Schwarm Rebhühner, der in unserer Nähe auffliegt, in die Gegenwart zurückgerufen. Das Rebhuhn ist nämlich wie zu Davids Zeiten (1 Sa 26, 20) noch das häufigste Wildbret Palästinas.

* * *

Bēt dschibrīn liegt auf der Grenzlinie zwischen Gebirge und Ebene. Es ist ein Dorf, das aus der alten Zeit verschiedene Trümmer schöner Bauten, aus der Gegenwart aber riesige Schutt- und Misthaufen aufweist. In der Umgebung finden sich viele Höhlen,[1] die kunstvoll in den weichen Kreidefels gearbeitet sind und wohl ehemals bewohnt waren. Das Wasser dieser Gegend scheint ungesund zu sein, weshalb die Bewohner häufig an typhösem Fieber leiden. Auch wir treffen fast das ganze Dorf krank an und werden als Europäer sofort für Ärzte[2] gehalten und um Hilfe angegangen. Wir müssen uns darauf beschränken, etliche Dosen Chinin mit der nötigen Anweisung zu verabreichen.

Die Sonne war untergegangen, als wir noch ferne von Gaza schweigend und müde durch die Ebene ritten. Mehrmals hatten wir heute zur Linken und Rechten Beduinenlager gesehen und mit einigen Insassen verkehrt. Nun es aber Nacht ist, verspüren wir wenig Lust mit diesen bräunlichen Söhnen Ismaels in Berührung zu kommen. „Die Nacht

---

[1] 'örāḳ oder 'arḳān [2] ḥakīm, Pl. ḥukama

ist niemands Freund", diese Empfindung scheinen auch die Beduinen mit andern Menschen zu teilen. Wenn sie nämlich auf nächtlichen Wanderungen einander begegnen, so rufen sie schon von weitem einander zu: „Feind oder Freund"? und je nachdem die Antwort lautet, zieht man im Frieden seinen Weg oder geht zu Tätlichkeiten über. Dieser Brauch erinnert an die Frage, welche König Joram durch einen Reiter an den Haufen Jehus stellen ließ: „Ist's Friede" (2 Kö 9,17)?

* * *

Gaza „die Starke", jetzt rasse genannt, ist nächst Jerusalem die volkreichste Stadt Palästinas (gegen 30000 Seelen) und ein wichtiger Handelsplatz und Durchgangspunkt der Karawanen zwischen Syrien und Ägypten. Die Stadt gewährt von dem nahen, südöstlich gelegenen Hügel el-muntār aus, inmitten seines Kranzes von Olivenbäumen, schlanken Palmen und weißen Minarets, einen lieblichen Anblick. Tritt man dem Bilde aber näher und streift durch die aus armseligen Lehmhütten gebauten Vorbörfer und Quartiere z. B. die hāret eß-ßadschā'ije — welch ein Kontrast! Auf Schritt und Tritt wird jetzt das Auge durch das schmutzige Aussehen der Bewohner, Häuser und Gassen verletzt und abgestoßen. Auch Gaza hatte einst bessere Tage gesehen, deren Spuren uns überall begegnen. Da ist ein Sienitstein als Türschwelle benützt, dort ein Marmorblock zu einem Wassertrog umgestaltet, und hier arbeitet ein Schuster auf einem korinthischen Kapitäl.

* * *

Riesige Sykomoren oder Maulbeerfeigenbäume mit ausgebreiteten Ästen und dichtem Laubwerk erheben sich in einzelnen Exemplaren aus dem sandigen Boden der Philisterebene. Sie laden den müden Wandrer gar verlockend unter ihr schattenspendendes Dach ein, und wer vermöchte zu widerstehn? Wir gesellen uns zu etlichen Fellachen, die unter der

nächsten Sykomore eben aus süßem Schlummer erwachen. Die Armen! was hätten sie in diesen heißen Ramadantagen auch besseres tun können als die Stunden verträumen? Leider können wir ihnen auf ihre Frage nach der Zeit keine tröstliche Antwort geben, die Sonne stand ja noch hoch am Himmel. Wir verweilen ein Stündchen bei ihnen und unterhalten uns über arabische Zeitrechnung. Die Muhammedaner haben ein Jahr von 354 Tagen, das sie in 12 Mondmonate zu 29 und 30 Tagen (nämlich vom ersten Sichtbarwerden der Mondsichel bis zum andern) einteilen. Den Tag rechnen sie vom Sonnenuntergang bis wieder dahin und teilen ihn wie wir in zweimal 12 Stunden. Da der Längenunterschied zwischen dem kürzesten und längsten Tag zwischen 10 und 14 Stunden schwankt, so müßte man, um 12 Stunden für den »Tag« (im Sinn vom Morgen bis Abend) zu bekommen, im Winter die Stunde auf 49 Minuten reduzieren, im Sommer auf 71 verlängern[1]. Das geschieht aber nicht. Der Orientale richtet seine Uhr jeden Abend mit Sonnenuntergang auf 12 Uhr. Stellt er am 21. Juni, wo die Sonne nach fränkischer oder europäischer Zeit[2] um 7 Uhr untergeht, den Zeiger auf 12 Uhr, so wird er am andern Morgen bei Sonnenaufgang 10 Uhr haben, während unsere Uhren 5 zeigen, und unser mittags 12 Uhr ist bei ihm 5 Uhr. So muß er bis zum 21. Dezember seine Uhr fast täglich um eine Minute vorrichten. An diesem Tag wird er um fränkisch 5 Uhr 12 Uhr haben, und die Sonne wird bei ihm um 2 Uhr d. h. fränkisch 7 Uhr aufgehen. Zur Zeit der Äquinoktien ist es einfacher; da ist sowohl abends als morgens unser 6 Uhr beim Orientalen 12 Uhr und mittags 12 Uhr morgenländisch 6 Uhr. Trotz dieser Differenz von vier Stunden zwischen Sommer- und Wintertagen spricht

[1] wie es nach *Benzinger, Biblische Archäologie S. 203* früher gewesen zu sein scheint, heute aber, entgegen seiner Behauptung, nicht mehr ist. [2] d. h. nach den Uhren der hiesigen Europäer.

man auch heute noch wie zu Jesu Zeiten (Joh 11, 9) von „12 Stunden des Tages", gibt die Zeit aber meist nur nach den allgemeinen Bezeichnungen an: Morgen oder Aufgang der Sonne, Mittag, Nachmittag oder Westſtand der Sonne, Abend oder Sonnenuntergang.

* * *

Die Küſtenebene, das Gebiet der kriegsluſtigen Philiſter, war die Kornkammer des Volkes Israel. Sie iſt noch immer fruchtbar, aber ſchlecht ausgenützt. Unabſehbare Strecken ſind mit einer Art Pfriemengras[1], Ḥalfa genannt, bekleidet, und wo das Land bebaut iſt, wuchern noch häufig der gefingerte Hundszahn[2], auch „Schnürgras" genannt, und ein dorniger Schmetterlingsblütler[3] üppig weiter. Der Fellache beſitzt weder Energie noch die nötigen Ackergeräte, um dieſe hartnäckigen Feinde der Landwirtſchaft auszurotten. Wiederholtes Umbrechen des Bodens in der trockenen Jahreszeit mit einem 60 cm tief gehenden Pflug und peinliche Sorgfalt im Bloßlegen der Wurzeln führen, wie die Anpflanzungen der Koloniſten beweiſen, allein zum Ziel. Leichter wäre es, zwei andern, zugleich geſundheitsſchädlichen Unkräutern zu Leibe zu rücken. Das eine iſt der Taumellolch, wahrſcheinlich das in Mt 13, 25 erwähnte Unkraut, das andere eine blaue, borſtenköpfige Karde[5], welche vor mehreren Jahren von Syrien her eingeſchleppt worden ſein ſoll. Im Gebirge habe ich ſie ſelten beobachtet. Die Karde macht das Mehl blauſchwarz und ungenießbar. Der Lolch, mit dem Abhub des Weizens vermiſcht, wird als Hühnerfutter verkauft. Betrügeriſche Leute geben ihn wilden, ſtörrigen Maultieren zu genießen, damit ſie betäubt und ſanfter werden und dadurch leichter verkäuflich ſind.

[1] wahrſcheinlich Stipa (Macrochloa) tenacissima L [2] Cynodon Dactylon Pers., ar: engīl. [3] Prosopis Stephaniana, ar: jänbūt. [4] Lolium temulentum L, ar: sauān abjaḍ. [5] Cephalaria syriaca Schrad., ar: schälāmōn oder im Libanon sauān aßmar.

melonen wachsen in ungezählten Exemplaren auf dem sandigen Boden, bereit, nicht nur in Palästina, sondern auch in Ägypten, wohin sie versandt werden, vielen Tausenden eine erquickende Labung zu gewähren. Über alle aber erhebt sich, majestätisch zum Himmel aufsteigend, die Palme und wiegt ihr Haupt im Morgen- und Abendwind.

* * *

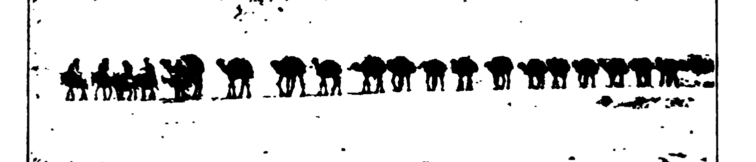
Wieder scheint uns die Nacht auf den Rücken zu kommen. Wir hatten uns in Askalon und Asdod zu lange verweilt. Eine denkwürdige Stätte, dieses kolossale Trümmerfeld der alten, einst prächtigen Philisterstadt! Es ist kein Wunder, wenn man hier in beschaulicher Erinnerung an die wechselvolle Vergangenheit Zeit und Stunde vergißt. Mauer- und Turmreste, Granitsäulen, Kapitäle und Skulpturen — alles liegt wild durcheinander, ein ergreifendes Bild der Zerstörung (Amos 1,8), dem Namen Askalon d. h. „die Unerschütterliche" zum Hohn.

In Asdod fesselt uns die Gastlichkeit und Gemütlichkeit des Herrn Schmitt, eines dort ansässigen deutschen Müllers, auf einige Stunden. Nun aber gilt es zu eilen, wenn wir heute noch Bīr Sālem, die landwirtschaftliche Kolonie des Syrischen Waisenhauses zu Jerusalem erreichen wollen.

Der Mensch denkt — Gott lenkt. Wir geraten zu weit westlich und werden von den Meeresdünen mit den Sandsträuchern[1] umschlossen. Wir merken zwar den Irrtum und versuchen wieder nach Osten durchzudringen, aber sowohl die Pferde als ihre Reiter sind müde und wissen nicht, obwohl der Mond allmählich aufgeht, wo sie sich befinden. Wir lauschen und siehe, da schlägt Hundegebell an unser Ohr. Mutig steuern wir in der Richtung auf dasselbe los, indem wir die Pferde, die mehr als fußtief in den losen Flug-

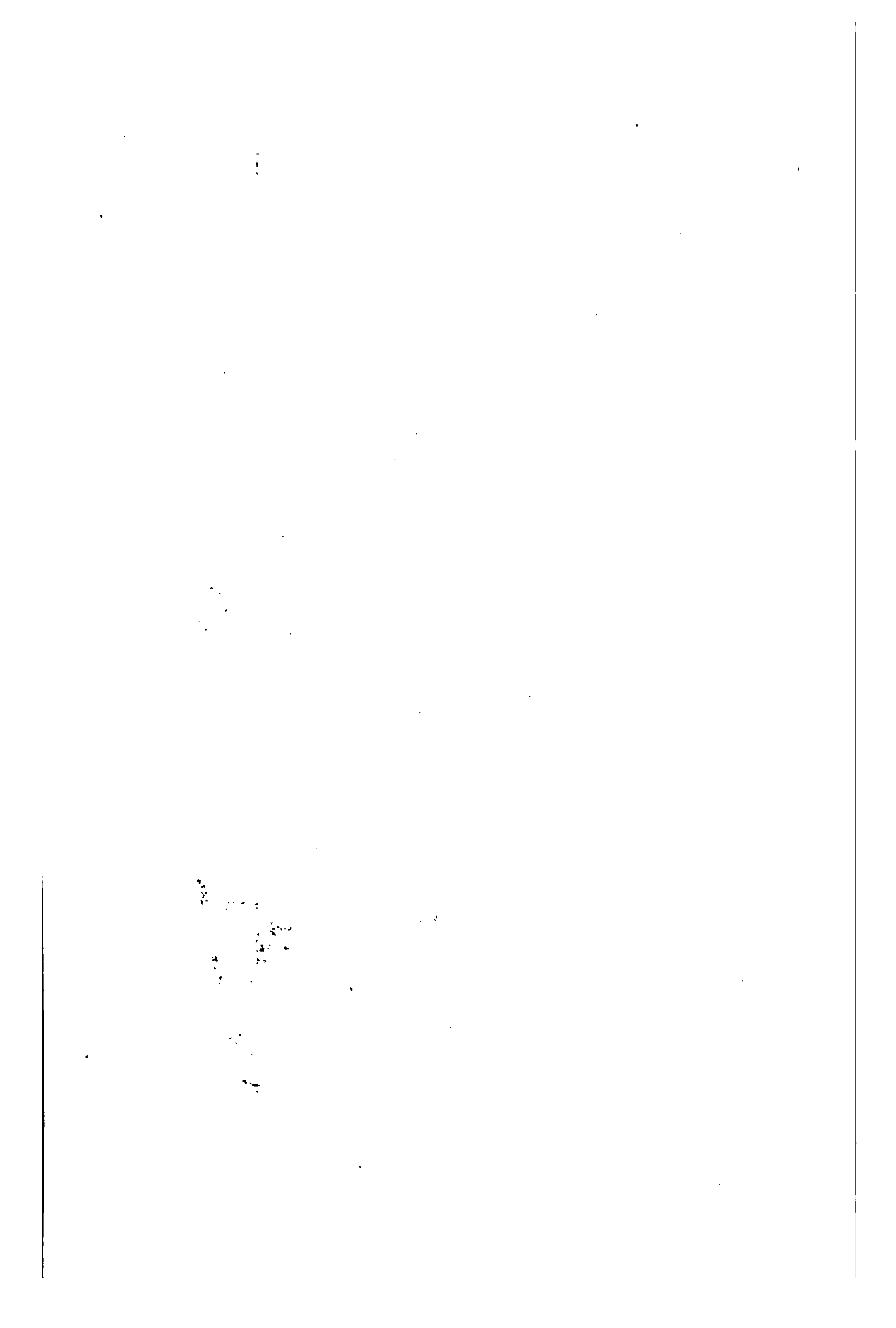
[1] Thymelaea hirsuta L ar: miṯnān

sand einsinken, am Halfter nachziehend. Aber schon nach kurzer Wanderung halten wir enttäuscht inne, weil das Gebell nun auch aus einer andern Richtung dringt, so daß wir vermuten, in der Nähe von Beduinenlagern statt von Dörfern zu sein. Just das Gegenteil von dem, was man rosige Stimmung nennt, fängt an sich unser zu bemächtigen. Sollen wir den Beduinen uns nahen oder unter freiem Himmel kampieren? Wir entscheiden für das letztere, denn obwohl wir nur zwei trockene Brotfladen und einige Schluck Weines mit Wasser haben, für die Pferde aber weder Futter noch Trank, so verspüren wir doch wenig Lust im flohigen Lager der Beduinen zu nächtigen. Wir strecken die müden Glieder in den Sand, binden uns die Pferde am Arme fest und wünschen uns ironisch lächelnd „gute Nacht". Ich liege kaum eine Stunde in Morpheus' Armen, als ich jäh auffahre. Welch sonderbare Musik! Ein an Stärke zunehmendes Gebell, ein heiseres, nervenaufregendes Trillern, ein teuflisches Lachen und — Totenstille rings auf der nächtlichen Flur. Was ist das? Wer verursacht solchen Lärm? „Söhne des Geheuls", wie die Araber sagen, sind es, Schakale, die auf diese Weise sich ankünden, wenn sie in Rudeln (vgl. Simsons 300 Schakale, Ri 15, 4) ihr Gebiet betreten. —



Nun der erste, süße Schlummer unterbrochen, hält es schwer wieder einzuschlafen. Mehrmals werden wir durch Schellengeklingel wachgehalten. Karawanen gehen auf der uralten Verkehrsstraße zwischen Asien und Ägypten hin und her. Der Hitze wegen ziehen sie die Nacht dem Tage vor. Solch

Lydda.



ein Nachtritt war's, vielleicht der erste nach seinem Verkauf, als der kleine Joseph mit den Israeliten auf diesem Weg weinend ins fremde Ägyptenland zog (1 Mo 37,28).

Allmählich werden auch die Pferde unruhig, und die Kühle der Nacht durchfröstelt die Glieder. Wir erheben uns, als die ersten Morgenschimmer das nächtliche Dunkel durchbrechen. Die Karawanen hatten mich schon in der Nacht auf die Vermutung gebracht, daß wir vom richtigen Weg nicht ferne sein können. Und in der Tat, wir reiten kaum eine halbe Stunde, so liegt Jabne vor den erstaunten Blicken. Hier rasten wir, kaufen Gerste für die Pferde, stillen den knurrenden Magen, ergehen uns noch ein Weilchen in Reminiscenzen über die abenteuerliche Nacht und setzen frohgemut unsern Weg nach Bīr Sālem fort.

* * *

„Was hast du da, Herr" fragt mich unweit dschimsū, einem Dorf östlich von Lydda, ein alter Fellache und zeigt auf mein Opernglas. „Eine Brille„ antworte ich. „Willst du mal durchsehen?" „Wenn's erlaubt ist." Gerne reiche ich ihm das Glas, und er fängt zu visieren an. Auf einmal hat er sein Dorf unmittelbar vor den Augen und ruft verwundert aus: „ßubḥān Allāh Gott sei gepriesen!" — Ein sinniger Gedanke, der in diesen Worten ausgesprochen liegt. Während wir Abendländer beim Anblick von etwas Schönem und Kunstvollem „wie herrlich! wunderbar! unnachahmlich!" zu sagen pflegen, lobt der Orientale in solchem Fall nicht das Werk, sondern den Urheber desselben und ruft aus: Gepriesen sei Gott, sc. der diese Blume hat wachsen lassen, oder der solche Weisheit gegeben hat (vgl. 2 Chr 9,8). In ähnlicher Weise kann sich das Wohlgefallen an einem schönen Kinde darin äußern, daß man die Mutter statt des Kindes preist etwa mit den Worten: Gelobt sei der Baum, der solche Frucht getragen hat (Lu 11,27)!

Noch einen andern schönen Zug lehrt mich der Alte. Nun wir uns mit einem Imbiß gestärkt haben, reiche ich ihm die Überreste desselben. Ein zur Erde gefallenes Stückchen Brot hebt er schleunigst auf, küßt es und führt es grüßend zur Stirne. Durch diese pietätvolle Handlung, die allgemein Sitte ist, wollen die Leute ihre Wertschätzung und Dankbarkeit für eine Gabe Gottes, die durch den Fall auf die Erde entweiht worden ist, bekunden (Jes 65,8).

Zwischen Unter- und Ober- Bet Horon reiten wir das Gebirge hinan auf einer Steige[1] von historischem Interesse. Auf ihr jagte Josua vor mehr als 3000 Jahren die fünf Amoriterkönige hinab (Jos 10, 10). Sie diente den Philistern wiederholt auf ihren Fehdezügen gegen Israel (1 Sa 13, 18). Wegen ihrer strategischen Wichtigkeit ließ Salomo die beiden an ihr liegenden Dörfer befestigen (1 Kö 9, 17). Auf diesem uralten Weg wurden zweifelsohne auch die Zedernstämme des Libanon, welche Hirams Schiffsleute in Jaffa gelandet hatten, nach Jerusalem transportiert (2 Chr 2, 16). Hier siegte Judas Makkabäus (1 Makk 7, 39). Hier herauf marschierten die römischen Legionen, die den Weg zur soliden Heeresstraße ausbauten, deren Pflastersteine noch sichtbar sind. Da hinab bewegte sich jene nächtliche Schar Bewaffneter mit dem gefangenen Paulus in der Mitte. Etwa 1000 Jahre später stiegen hier und auf der etwas südlich über Emmaus führenden Straße die Kreuzfahrer herauf. Jetzt ist es stille geworden auf diesem Stück Altertum; nur wenige Fellachen treten auf den bloßgewaschenen Steinen einher oder benützen den Fußpfad auf den angrenzenden Feldern.

Hatten uns drunten in der Ebene flinke Schwälblein zutraulich umkreist, als wollten sie einen heimlichen Gruß aus der deutschen Heimat ins Ohr raunen, so verkündet hier oben ein anderer alter Freund seine Anwesenheit. Freudig

---

[1] aber keinen »Engpaß«, wie öfters zu lesen ist, weil keine Talschlucht vorhanden ist.

überrascht halten wir an, als es einmal ums andere aus den Bäumen zur Rechten ruft: Kuckuck, Kuckuck. Eine hierzulande äußerst seltene Erscheinung, der ich außerdem nur noch zweimal begegnet bin.

An Gibeon, jetzt edsch-dschīb, vorbei lenken wir ins uādi bēt ḥanīna ein und reiten in der Talsohle dahin. Auf einmal hören wir hoch über uns Rufe, die von dem einen Berghang zum andern hallen. Ein regelrechtes Gespräch zwischen einem Fellachen und einem Hirten entwickelt sich über unsern Häupten hinweg bei einer gegenseitigen Entfernung von etwa 300 m. Ähnliche Szenen aus der Bibel kommen uns in den Sinn, und wir begreifen, wie es im H. Lande bei der Reinheit der Luft, der Beschaffenheit des Geländes und dem markerschütternden Klang der semitischen Stimmen möglich war, Segen und Fluch vom Garizim und Ebal für alles Volk verständlich auszurufen (Jes 8, 30 ff) oder sich von Berg zu Berg zu unterhalten (1 Sa 26, 13).

* * *

Eine interessante Gegend ist die Umgebung der sog. Richtergräber, ehemals eine ausgedehnte Nekropole und ein weitzerstreutes Dorf für Sommerfrischler der naheliegenden Hauptstadt, aber jetzt in Ruinen liegend. Hier hatten die Patrizier Jerusalems ihre Landgüter, wo sie die heiße Zeit des Jahres verbrachten und sich am Ende ihrer Tage »im kühlen Felsenhaus« beisetzen ließen. Darum finden sich auch an verschiedenen Punkten dieser Örtlichkeit fast durchweg die zu diesen Zwecken nötigen Dinge beisammen: erstens eine Ruine oder wenigstens ein großer Steinhaufe mit untermischter Mörtelerde, zweitens ein Brunnen, in dessen Nähe schöne Tränknäpfe von 25 cm Tiefe in den Felsen gehauen sind, und drittens ein Familiengrab mit mehreren Einzelkammern. Zu den Überresten, die man in diesen Gräbern gefunden hat, und deren etliche das Museum des Syrischen

Waisenhaus aufweist, gehören außer Gebeinen auch gut erhaltene Steinsärge, Öllämpchen und sogenannte Tränenkrüglein (S.44), Ringe und andere Schmucksachen.

III. Im Lande Gilead.

Wir waren unser sechs, mit einer einzigen Ausnahme Glieder der deutschen Gemeinde zu Jerusalem, die das Land jenseits des Jordan als Ziel ihrer Reise ersehen hatten. Zwar ist das ostjordanische Gebiet ärmer an Orten biblischer Erinnerung, dafür aber reicher an imposanten Resten aus der Römerzeit, reicher auch an stattlichen Wäldern, rieselnden Quellen und plätschernden Bächen.

Ein farbenprächtiges Bild echt orientalischen Lebens bot sich am 20. April unsern Augen dar, als wir das Kidrontal hinabritten. Es war der Tag der Wallfahrt zum Grabe Moses, das die Muslimen auf einen der Berghänge der Wüste Juda nahe dem Toten Meer verlegen. Die ganze muhammedanische Welt Jerusalems und vieler Nachbardörfer war auf den Beinen. Jedweder prangte im Festkleid, und wo wäre dieses bunter als im Morgenland? Die vornehmen Efendifrauen in rauschenden Gewändern von gelber, roter oder schwarzer Seide, mit leichten Schleiern und buntfarbigen Sonnenschirmen unterhielten sich unter lebhaften Gebärden. Die Muhammedanerinnen aus dem Mittelstand in ihren langen Isär gehüllt, säumten die Straße und rauchten die Wasserpfeife. Die Dörflerinnen in ihren derben, mit rotem Besatz verzierten Kleidern standen in Gruppen zusammen. Dazwischen trieben sich drollig aufgeputzte Kinder umher. Nach einigem Warten verkündete dumpfer, ohrenbetäubender Trommelschlag das Nahen der Wallfahrer. Freudengeschrei



Festzug der Nebi Musa-Pilger.

und Böllerschüsse begrüßen sie. Unter dem alten Glaubensruf des Islam bewegte sich der Zug die Straße entlang. Voran eine Abteilung Soldaten, dann Derwische mit blitzenden Schwertern, dahinter Städter und Dörfler mit ihren Fahnen, und zuletzt türkische Kavallerie. Die Hauptperson im Zuge war der Mufti (der oberste muhammedanische Geistliche) von Jerusalem, der hinter der grünen Fahne bērak̦ herritt. Es war ein Bild, ganz wie für einen Maler geschaffen, ein Bild, das durch das maienfrische Grün der Natur, beschienen vom golden flutenden Sonnenlicht einen erhöhten Reiz gewann.

An Bethanien, jetzt el-ʿasarīje genannt, vorbei ritten wir zum Apostelbrunnen hinab und immer bergab der Straße nach Jericho folgend, auf Pfaden, die in zahlreichen Reiseschilderungen ausführlich beschrieben worden sind, und deren darum nicht näher gedacht werden soll.

Durch ein Labyrinth von trockenen Bachläufen und seltsam geformten Mergelhügeln stiegen wir gegen Abend in das rôr, die tiefste Talsenke der Erdoberfläche. Eine Atmosphäre wie in einer Saline, eine bleierne Schwüle brütete darüber. Mit freudigem Ausruf begrüßten wir das weiße Zelt, das sich an der Jordanbrücke, am baumreichen Gestade des hl. Flusses erhob. Wie gern hätte jeder der Ruhe gepflegt! Aber halt, zuvor galt es etwas für den Magen zu bereiten. Es war köstlich zu schauen, wie die ehrenwerten Ehemänner am einfachen Herdgestell die Kochkunst ausübten, die sie ohne Zweifel der lobesamen Frau Gemahlin daheim abgelauscht hatten. Und wahrlich, wenn diese zugegen gewesen wären, sie hätten den Köchen alles Lob spenden müssen. Als nun das Mahl bereitet war, setzten wir uns um die zum Tisch gewordene Proviantkiste. Der hohe Tempel der Natur ward zum Speisesaal, der silberne Mond in magischem Schein zum Kronleuchter, die kahlen, geisterhaft sich erhebenden Salzhügel zur Rechten und die nachtumfangenen, waldigen Ufer zur Linken wurden zu erhabenen Saalgemälden und das ge-

heimnisvolle Rauschen des Jordan eine feierliche Tafelmusik.

Tags darauf erstatteten wir drei Piaster Brückengeld pro Mann und Pferd und passierten die eigenartige, aus rohen Holzkästen zusammengefügte Brücke. Ich gedachte vergangener Zeiten, der Tage, da Jakob den Fluß überschritt, da das Volk Israel trockenen Fußes hindurchschreiten durfte, da Elisa die Wogen mit dem Mantel teilte, da Jesus im Wasser sich von Johannes taufen ließ und alle Gerechtigkeit erfüllte, — und es ward mir wundersam und feierlich zu Mute.

Jenseits des Jordan nahm uns eine waldige Uferlandschaft von Pappeln, Tamarisken, Ricinus, Weiden, Akazien, und Schilfrohr auf; dazwischen wuchs der Sodomsapfel. Als wir das „Gefilde Moab" (4 Mo 26,3) durchritten, zog Herr B. seinen „Gerok" aus der Tasche, und wir lauschten den köstlichen Gesängen: „Jordan", „das Tote Meer", „Jesus in der Wüste" und „Nebo". Erhebend wie noch nie klangen heute die Dichterworte.

Durch ein Trockental drangen wir ins Gebirge hinauf. Jeder Schritt weiter enthüllte uns einen immer reicher sich gestaltenden Pflanzenwuchs. Den Alpentriften vergleichbar sind die mit würzigen Wiesenkräutern bekleideten Talhänge. Jubelnd wurden die ersten Eichen begrüßt.

Schon bei früher Nachmittagstunde standen wir auf dem südlichen Höhenzug vor eß-ßalt, einer Stadt von 4000 Einwohnern. Wir waren vom Jordantal aus etwa 1100 m gestiegen. Eß-ßalt ist wahrscheinlich das Ramoth (Jos 20,8) oder Mizpe in Gilead (Ri 11, 29. 34), wo Jephthah wohnte und Jehu zum König gesalbt wurde.

Im Norden der Stadt war von den vorangerittenen Mukaris das Zelt aufgeschlagen. Ein Salter Bürger hatte uns einen riesigen Krug zur Verfügung gestellt. Der Krug faßte soviel Wasser, daß eine einzige Füllung zum Trinken, Waschen, Kochen, Spülen für Abend und Morgen genügte. Solcher Art waren wohl auch jene sechs steinernen Wasser-

krüge auf der Hochzeit zu Kana (Joh 2, 6), welche zusammen etwa 900 l hielten. Ein fürstliches Hochzeitsgeschenk, das der Herr dem jungen Ehepaar dargebracht hat!

Einer alten sprachlichen Ausdrucksweise möge hier Erwähnung getan werden, weil sie im Ostjordanland noch häufiger als im eigentlichen Palästina im Gebrauch ist. In der Bibel taucht hie und da das Wort „Knabe" (1 Sa 30,13; 2 Sa 18,5) und „Tochter" (Ruth 3,10; Mt 9,22) auf, wo jeder aufmerksame Leser sofort erkennt, daß hiebei an einen Mann bzw. eine Frau zu denken ist. Dem Morgenländer bieten diese Bezeichnungen nichts Befremdliches, weil man noch heute einen Mann „jā ualad o Knabe" und eine Frau „jā bint o Mädchen, o Tochter" anrufen hört. Auch die biblischen Ausdrücke „Kinder Israel, Kinder Levi, Kinder Ammon" sind ihm ganz geläufige und vertraute Klänge; denn immer noch werden die Beduinenstämme nach dem Namen des Schechs bzw. des Stammvaters genannt, und die Glieder eines Stammes heißen beni d. i. Söhne oder Kinder z. B. beni ßachr.

Der Freundlichkeit der Salter verdankten wir es, daß wir statt auf der bloßen Erde auf weichen Matratzen schliefen, kein Wunder, daß Sandmännlein nicht lange auf sich warten ließen und Schlaf in die Augen streuten.

In treuem Gedenken verließen wir eß-ßalt. Ein flaches, rebenbepflanztes Hochtal weist zum dschabal ʻoscha d. h. zum Berg des Propheten Hosea, der hier bestattet sein soll. Auf luftiger Bergeshöhe ist eine Grabmoschee erbaut. Der Ort wird von mächtigen Eichen beschattet und ist den Beduinen heilig. Umfassend und großartig ist die Aussicht. Das ganze Westjordanland vom Süden bis zum Norden liegt ausgebreitet und überraschend nahe vor den Augen. Gegen Süden der Frankenberg, Bethlehem und der Ölberg, gerade gegenüber das heitere Nablus, im Norden der Karmel, der Tabor und das blendendweiße Schneehaupt des großen

Hermon. Tief unten aber zieht sich das Jordantal vom Toten Meer bis weit nach Norden im fahlgelben Schimmer hin.

Ein heftiger Wind mahnte zum Aufbruch. In ununterbrochenem Ritt ging's über fruchtbare Felder zum Nahr es-serḳa dem Jabbok der Bibel. Die Berghöhen nördlich und südlich vom Fluß bildeten das Land Gileab, an welchen Namen noch die Ruine und Quelle von ǵalūd erinnern. Dort drüben auf einer jener Bergwarten (1 Mo 31, 48. 49) errichteten einst Laban und Jakob einen Haufen von Steinen zum Zeugen ihres Bundes. Dann ist Jakob an die Furt des Jabbok herabgezogen und ist daselbst zum Gotteskämpfer geworden.

Die Ufer waren mit üppigen Oleanderbüschen gesäumt, die in feurigem Rot erglänzten und mit betäubendem Geruch die Luft erfüllten. Nach kurzer Rast überschritten wir den Jabbok und stiegen jäh zu dem Dörfchen Burme empor. Bald führte der Pfad mitten in den Wald, zwischen harzigduftigen Pinien und trotzigknorrigen Eichen hin. Hier hat einmal ein hitziger Bruderkampf getobt. Die Knechte Davids haben einen Sieg über Absaloms Heer errungen; dieser selbst ist der gerechten Strafe nicht entgangen. Auf einem Maultier reitend blieb er mit seinem langen Haupthaar in dem Geäst einer „großen, dicken Eiche" hängen und wurde von Joab erstochen (2 Sa 18,9).

* * *

Dscherasch, das alte Gerasa, war eine der Zehn Städte (Mt 4, 25). Die Blüte der Stadt fiel in die Zeit der römischen Kaiser des zweiten und dritten Jahrhunderts, aus welchen Tagen die Ruinen der großartigen Bauten stammen. Damals war Gerasa stark befestigt. Der Lauf der umfangreichen Stadtmauer kann noch an den Abhängen der Berge verfolgt werden. Heute ist Dscherasch ein von Tscherkessen bewohntes Dorf. Mit Wohlgefallen beobachtet man das fleißig bebaute Land, die Bewässerung der Wiesen, die An-

fänge von Straßen, auf denen mit zweirädrigen, plumpen Wagen gefahren wird, die Mühlen und die stattlichen Herden. Im übrigen stellten sich die Tscherkessen in wenig günstigem Lichte dar. Sie waren unfreundlich und kaum bereit, gegen gutes Geld etwas zu verkaufen. Ihre langen Säbel, welche schräg im Gürtel stecken, die mit einer Patronenreihe geschmückte Brust, die Pelzmützen, die bis an die Knie reichenden Mäntel und die hohen Stiefel oder Gamaschen und das stechende Auge verliehen den Männern ein martialisches Aussehen.

Behaglichen Gefühls erwachte man am folgenden Morgen, denn es war Rasttag. Nach dem Frühstück betraten wir unter der sachkundigen Führung des Herrn G., Baumeisters der Erlöserkirche in Jerusalem, die Ruinenstätte, auf dem rechten Ufer eines wasserreichen Baches. Obgleich der Zahn der Zeit, Erdbeben, Belagerungen nnd neuestens die grobe Beraubung durch die Tscherkessen, welche die schönsten Steine und Säulenstümpfe zum Bau ihrer Häuser benützen, den Bauten übel mitgespielt haben, so ist doch noch vieles erhalten. Durch ein breiteiliges Triumphtor tritt man von Süden her ein. Welche Gedanken bewegen auch hier die Seele! Ein Alter von 17 Jahrhunderten haben diese Ruinen hinter sich und noch legen sie Zeugnis ab von der Macht und Prachtentfaltung des römischen Reiches. Dort in der Nekropole, der Totenstadt, ruhen die, deren Fuß einst durch die majestätischen Säulenhallen wandelte, deren Geist und Sinn sich in den Theatern, den Schiffskämpfen und Bädern ergötzte. Und jetzt redet alles dieselbe Sprache wie in Askalon (S. 277): Sic transit gloria mundi!

Andern Tages ritten wir ʻammān zu, dem Rabbat Ammon der Bibel, das David durch Joab erobert hat (2 Sa 10.11). — Eine Erscheinung, der man besonders häufig diesseits des Jordan ansichtig wird, begegnete uns auch im Ostjordanland; es sind dies pyramidale Steinhäufchen, die

gewöhnlich auf dem Übergang eines Bergrückens sich erheben. Sie besagen, daß in der durch sie angegebenen Richtung ein hl. Ort, ein uuli oder eine Moschee liegen und von hier aus sichtbar werden. Der muhammedanische Pilger, der an diesen Platz kommt, legt einen Stein auf eines der Häufchen und spricht: „Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah, und Muhammed ist der Gesandte Allahs". Dies geschieht in der Absicht, daß der Stein am Tage der Auferstehung und des Gerichts ihm ein Zeuge sei, daß er Allah als den einzigen bekannt hat. Daher heißen die Steine »meschāhid« d. h. Steine, die mit einem zeugen, und Orte, wo gezeugt wird. Wir werden kaum fehlgehen, hierin einen alten Brauch zu erkennen, insofern Steindenkmale von jeher zum Zeugnis für eine Begebenheit oder Handlung errichtet worden sind. So hat man z. B. bei dem Einzug des Volkes Israel ins gelobte Land (Jos 4) sowohl im Jordan als auch bei Gilgal Steine zum Zeugnis für spätere Geschlechter aufgehäuft; vgl. auch 1 Mo 31,44—48 und 1 Sa 7,12.

Auch 'ammān's Herrlichkeit ist in den Staub gesunken. Gewaltige Säulen ragen aus dem Hof eines Tscherkessenhauses und scheinen höhnend die ärmliche Umgebung zu betrachten. Andere werden von den Wellen bespült, nur wenige stehen allen Anstürmen zum Trotz und scheinen noch der Aufgabe gerecht werden zu wollen, zu der sie bestimmt waren, so die zwölf Säulen vor dem großen Amphitheater, das noch in gutem Zustand ist. Es mochte auf achtundvierzig Sitzreihen gegen 6000 Zuschauer fassen.

An einem Lager von Zigeunern vorbei, deren Weiber mit langer Stockpfeife einherstolzierten und mächtige Wolken hinausbliesen, gelangten wir auf ein weidereiches Hochland. Diese grasreichen Gegenden Gileads waren den praktischen Hirtenstämmen Ruben, Gad und Halb-Manasse nicht entgangen, weshalb sie gleich beim Durchzug Mose um Überlassung des Ostjordanlandes baten. Nie zuvor habe ich eine so

zahlreiche Herde Pferde, Kamele und Esel wie hier weiden sehen. Auf praktische Weise versteht es der Araber diese Tiere, denen manchmal die Lust ankommt, unerlaubten Gebrauch von ihrer Weidefreiheit zu machen, fein zahm zu halten. Er bindet den zu Freiheitsdurstigen entweder die beiden Vorderfüße oder einen Vorderfuß und einen Hinterfuß mit dem Halfter oder einer Kette lose zusammen, so daß sie sich nur langsam und in kleinen Schritten bewegen können.

Im Besitz einer edlen Stute zu sein, ist der Stolz des Beduinen. Mit rührender Sorgfalt pflegt er das Tier. Muß er es veräußern, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß ihm der Käufer die zwei ersten Stutenfohlen nach 100 tägiger Säugezeit unentgeltlich abtritt. Der Preis einer edlen Stute schwankt zwischen 2000—3000 Franken. Die guten Eigenschaften eines solchen Tieres werden in manchen Liedern besungen.

Ein dem Beduinen ganz unentbehrliches Tier ist das Kamel, das wegen seiner Leistungs- und Widerstandsfähigkeit, seiner Gutmütigkeit und Genügsamkeit hoch geschätzt wird. Ein Kamel kostet durchschnittlich 300—400 Franken.

Ein nicht minder nützliches Tier ist der Esel, der bei den Fellachen noch häufiger als das Kamel und Rind anzutreffen ist. Weiße Esel sind selten und noch immer geschätzter als die grauen (Ri 5,10). Für einen grauen Esel zahlt man 80—120, für einen weißen bis 200 und mehr Franken.

Die letzte Tscherkessenkolonie heißt ṣīr. Sie ist das Jaeser in Jos 13, 25 und liegt am Fluß gleichen Namens, dessen Tal herrlich bewaldete Berghänge einsäumen. Als wir hier unser Mittagsbrot verzehrten, hatten etliche Burschen, weiß nicht welchem Gebot der Nächstenliebe folgend, die Liebenswürdigkeit uns mit Steinwürfen zu begrüßen, wie es weiland dem David widerfuhr (2 Sa 16,6). Nach kurzem Aufenthalt ritten wir durch das idyllische Tal

nach 'arāḳ il-amīr d. h. Felsenburg des Fürsten. Ringsum türmten sich Höhen: Wir fanden uns wie eingeschlossen, fern von menschlichen Wohnungen und beschlossen in voller Rüstung zur Ruhe zu gehen. — Das Morgenlicht begrüßte die Erwachenden, und zur Zelttüre herein rief ein Beduine, der Schech des Stammes, in dessen Gebiet wir lagerten, seinen „Guten Morgen". Wie aufrichtig der Gruß war, zeigte sich bald. Er war die Einleitung zu einem unerquicklichen Gespräch. Der Häuptling warf sich ohne weiteres zum Führer auf, wie es denn jeder Schech als ein unantastbares Recht seiner Würde erachtet, Fremde durch sein Stammgebiet zu begleiten. Er stieg mit uns zu den Höhlen der benachbarten Felsenwand. Von da gingen wir einen Dammweg, der auf beiden Seiten mit durchbohrten Steinblöcken eingefaßt ist, bis zu den Überbleibseln eines Palastes, „ḳaṣr il-'abd Burg des Sklaven" genannt. Nach einer Viertelstunde hatte der Beduine die Führerschaft satt. Er gab zu verstehen, daß eine Gabe aus dem metallenen Bestand unserer Börsen am Platz wäre. Weil den Abend zuvor sich in der Umgebung einige Beduinen hatten blicken lassen, die zu rufen ihm ein Leichtes gewesen wäre, blieb uns nichts übrig als dem Wegelagerer einen bescheidenen Tribut zu entrichten. Dann ritten wir davon und achteten seiner Verwünschungen nicht mehr.

Am letzten Tag der Reise zogen wir auf wohlbekannten Wegen „hinauf nach Jerusalem".



Kapitel 32.

Jerusalem im 19. Jahrhundert.

Wer Jerusalem heute betrachtet und es mit seinem Stand, wie er vor 100 oder erst 50 Jahren war, vergleicht, wird nicht wenig erstaunt sein über den gewaltigen Fortschritt, den die Stadt in diesem Zeitraum genommen hat. *Vor 100 Jahren* gab es außerhalb der Stadtmauer keine bewohnten Häuser; die wenigen armseligen Gartenwohnungen mußten wegen großer Unsicherheit verlassen werden. Noch ums Jahr 1858 wurde der Begründer des Syrischen Waisenhauses J. L. Schneller das einemal beim Rückweg aus der Stadt, das andremal im Haus selbst von räuberischen Fellachen angefallen und ausgeraubt. Wegen dieser Unsicherheit wurden längs des Weges nach Jaffa Wachttürme für Polizeistationen erbaut. Die Umgebung der Stadt glich einer Wüste, die bis an die Mauern reichte. In der Stadt selbst standen viele Häuser leer und wurden als Ablagerungstätten für den Kehricht verwendet. Die Fensteröffnungen hatten noch keine Glasscheiben, sondern nur Läden, welche bei Nacht geschlossen wurden. Auch gab es manche Plätze, auf denen gepflügt und gesät wurde. Die Christen besaßen keine Erlaubnis, irgend etwas zu bauen. Die religiösen Genossenschaften wurden von den Stadtoberen noch mehr als heutzutage ausgebeutet. In den Jahren 1812 — 32 mußten die Franziskaner 13 Mill. Piaster bezahlen. Die Regierung bezeichnete in ihren offiziellen Schriftstücken

die „Ungläubigen“ stets als „Hunde“. Der Übertritt eines Muhammedaners zum Christentum wurde gesetzlich mit dem Tode, seit den 40er Jahren mit Freiheitsstrafen bestraft.

So blieben die Dinge bis 1832, als Ibrahim Pascha Palästina den Türken wegnahm. Jetzt begann eine neue Zeit. Die religiöse Unduldsamkeit hörte auf, die christliche Mission bekam freie Bahn. Die Juden durften eine zweite Synagoge bauen. Ibrahim ließ auch mehrere Gebäude aufführen, so die Kaserne auf dem Platz der alten Antonia und die in der Oberstadt neben der heutigen Zionsburg. Auch die zwei Windmühlen, die fast einzigen Gebäulichkeiten außerhalb der Stadt, entstanden damals.

Beinahe wäre mit der Vertreibung Ibrahim Pascha's im Jahre 1840 wieder ein Rückschlag eingetreten, doch ließ sich der einmal begonnene Fortschritt nicht mehr aufhalten. Die Neuzeit verlangte gebietend ihr Recht. Der Umschwung in den Verhältnissen Jerusalems ist mit der Einführung der europäischen Konsulate und mit der zunehmenden Einwanderung der Europäer erfolgt. Die ersten Konsuln waren in ihren Rechten noch ziemlich eingeschränkt; sie durften z. B. kein Haus kaufen oder erbauen, sondern mußten Mietswohnungen beziehen; auch waren sie, weil es entweder an Handwerkern fehlte, oder weil die ansäßigen nicht nach europäischem Geschmack zu arbeiten verstanden, vielfach auf sich selbst angewiesen. Der erste preußische Konsul mußte für die Bereitung seines Brotes und seines Weines selbst besorgt sein. Er hat von den Fellachen Trauben gekauft, sich große irdene Töpfe angeschafft, und einer seiner Diener hat den Wein darin bereitet, in derselben primitiven Weise, in der es die Fellachen noch heute zu tun pflegen. Was die zunehmende Einwanderung der Europäer betrifft, so ist die Äußerung des bekannten Palästinaforschers Dr. Tobler sehr charakteristisch dafür. Er schrieb im Jahre 1865: „Vor 30 Jahren weilten mit mir in Jerusalem ein amerikanischer

Missionar, ein von Muhammed Ali angestellter italienischer Arzt, ein sogenannter Baron Müller, ein deutscher Gärtner und ein französischer Tambour-Major, und jetzt — welche Menge von Franken, welches Kapital ihrer geistigen Fähigkeit! Der friedliche Kreuzzug hat begonnen; Jerusalem muß unser werden!" Wie viel mehr würde sich Tobler heute nach weiteren 30 Jahren über den Aufschwung der Stadt wundern, denn tatsächlich ist der Fortschritt der ersten 7 Jahrzehnte im Vergleich mit demjenigen der 3 letzten gering zu nennen.

Es ist höchst interessant, aus dem Munde alter Jerusalemer sich erzählen zu lassen, wie es noch vor wenigen Jahrzehnten in der heiligen Stadt ausgesehen hat, und wie das nun alles anders geworden ist. Wir wollen versuchen, es an einer Reihe von Erscheinungen zu zeigen. Die hervorstehendste derselben ist die rasche Entfaltung der Bautätigkeit. Noch in der Mitte des Jahrhunderts gab es, abgesehen von dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Nebi Daud, kein einziges bewohntes Gebäude außerhalb der Stadtmauern. Es fanden sich nur einige zerfallene Gartenhäuser, zwei kuppelartige Grabdenkmäler muhammedanischer Heiliger und die erwähnten Windmühlen. Da begannen die Christen mit dem Bau von Kirchen, Klöstern und Missionsgebäuden, zunächst im Jahr 1846 die Engländer mit der Christuskirche neben der Citadelle, dann der griechische Patriarch mit seiner Residenz westlich vom Aussätzigenasyl. Zu ersterer ließ man die Steinhauer und Maurer aus Malta kommen, denn im Lande selbst fehlte es noch an geeigneten Kräften. Rasch aber erlernten die Eingebornen, vor allem die Bethlehemiten, von jenen diese Kunst und jetzt sind sie wegen ihrer Geschicklichkeit rühmlich bekannt. Allmählich hat sich die Stadt nach drei Richtungen hin je eine halbe Stunde weit ausgedehnt: nach Norden bis zum Skopus, nach Süden bis über die deutsche Kolonie hinaus, besonders weit und dicht aber nach Westen, nämlich bis zum Abhang der westlichen Täler an der

Straße nach Jaffa. Und dieses Wachsen steht nicht still; wo irgend leere Plätze sind, gewahrt man, wenn man etwa nach einigen Monaten wieder vorbeikommt, eine lange Häuserfront oder ein Landhaus mit wohlumfriedigtem Garten.

Die Vorstadt hat im Vergleich mit der Altstadt Jerusalem ein vollständig anderes Aussehen, was von der veränderten Bauart herrührt. Nachdem seit dem Bau der Jaffastraße und besonders der Eisenbahn schwere, lange Holz- und Eisenbalken, Bretter und Ziegel hieher befördert werden können, ist eine mehr europäische Bauweise aufgekommen. Die Häuser der Vorstadt sind mit Ziegeln gedeckt und ihre Zimmer häufig nicht mehr gewölbt.

Bei dem raschen Wachsen der Vorstadt und dem Einfluß der Europäer mußten gewisse Einrichtungen, die seit alters bestanden, fallen gelassen werden. So blieben seit Anfang der 70er Jahre die Tore auch bei Nacht offen und wurden in der Mittagsstunde des Freitags, während welcher die Gläubigen auf dem Haramplatz zum Gebet versammelt sind, nicht mehr geschlossen. Die Zöllner an den Stadttoren sind eingegangen. Noch im Anfang des Jahrhunderts war ein Betreten des Haram d. i. des alten Tempelplatzes den Christen unbedingt untersagt. Nach dem Krimkrieg trat hierin eine Erleichterung ein, doch war es anfangs nur fürstlichen und hochgestellten Personen gestattet, die Omarmoschee zu betreten. Im Jahr 1866 erhielt die erste Pilgerkarawane Einlaß gegen Erlegung von 80 Franken. Heute kann jeder Reisende gegen ein kleines Trinkgeld unter Führung eines Polizisten und eines Konsulatskawassen die Stätte besuchen.

Wie die Stadt dem Raum nach, so wuchs auch ihre Seelenzahl. Diese betrug im ersten Drittel des Jahrhunderts nach Robinsons Schätzungen etwa 12 000; später belief sie sich den sorgfältigsten Erkundigungen des Konsuls Schultz zufolge auf etwa 17 000 Seelen. Auf Grund der ersten „sogenannten“ (nur die steuerpflichtigen Männer wer-

den gezählt) Volkszählung vom Jahr 1851 waren es damals 5 839 männliche Individuen, was einer Einwohnerzahl von etwa 23 500 gleichkommt. Und heute? Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir der Stadt ungefähr 70 000 Einwohner zuschreiben. In den Händen der Muhammedaner liegt die Regierungsgewalt; aus ihnen rekrutieren sich die Beamten und das Militär und darum sind sie dominierend. Die Juden bilden jetzt schon in mehr als einer Beziehung eine bestimmende Macht im öffentlichen Leben, sie haben einen großen Teil des Handels und des Verkehrswesens in Händen. Die Christen endlich üben die geistige Herrschaft in der Stadt aus.

Die zweitwichtigste Erscheinung ist die in stetem Steigen begriffene Zahl der Reisenden, deren Sehnen dem H. Land und im besondern seiner Hauptstadt gilt. „Hinauf nach Jerusalem"! Dieser Ruf tönt alljährlich im Herzen einer nach Tausenden zählenden Pilgerschar. Seit den vierziger Jahren hat der Eifer der abendländischen Christenheit für das Morgenland wieder zugenommen. Russische, französische, italienische, österreichische und deutsche Pilgerzüge besuchen die hl. Stätten. Zu ihnen gesellt sich seit den 70er Jahren der Strom der gewohnheitsmäßigen Touristen. Nicht vergessen wollen wir das rege Interesse der Wissenschaft, die jedes Jahr etliche Gelehrte zu Forschungszwecken für längere oder kürzere Zeit sendet. Wieviel geschieht doch von ihnen in literarischer Hinsicht! Welche Masse von Büchern, Broschüren, Karten, Zeitschriften werden über die Archäologie, Topographie, Ethnographie, Geologie, Geographie, Kartographie, Geschichte und Linguistik des H. Landes publiziert! Wer wüßte nicht, wie sehr mit jedem Jahr die Touristenliteratur anschwillt!

Der große Fremdenverkehr bedingte selbstverständlich neue Einrichtungen zur Unterbringung der Gäste. Aus dem Jahr 1847 wird berichtet, daß nur etliche Schnapsbuden bestanden, die von Griechen bewirtschaftet wurden. Neben

den Pilgerherbergen, dem deutschen evangelischen Hospiz des Johanniterordens, dem deutschen katholischen Hospiz, dem österreichischen Hospiz, der Casa nuova, den russischen Pilgerhäusern entstanden eine Anzahl europäisch eingerichteter Gasthöfe: Grand New Hotel, Lloyd Hotel, Hotel du Parc, Hotel Metropole, Hotel Jerusalem. Dazu kommen Weinwirtschaften, Weinhandlungen, Bierlokale und eine Bierbrauerei auf der deutschen Kolonie.

Im Zusammenhang mit dem gesteigerten Verkehr steht die Herstellung von Straßen und der Bau einer Eisenbahnlinie von Jaffa nach Jerusalem. Im Jahr 1866 entschloß sich die Regierung zum Bau einer Straße nach Jaffa. Sie kam nicht teuer, da die umliegenden Dörfler Frondienste leisten mußten und alle technischen Schwierigkeiten umgangen wurden. Dies war die erste Straße Palästinas. Im Jahr 1879 wurde dieselbe den Anforderungen der heutigen Straßenbaukunst entsprechend teilweise neu traciert und gebaut. Auf dieser Straße konnten nun auch die drei großen Glocken, die ersten für Jerusalem, welche seit Jahren neben dem Zollhaus in Jaffa lagen, an ihren Bestimmungsort geführt werden.

Als Folge der nach und nach erbauten Straßen kam ein neuer Erwerbzweig in Aufnahme: das Fuhrwesen. Anfangs diente dasselbe nur dem Verkehr zwischen Jerusalem und Jaffa; seit Einführung der Eisenbahn aber besorgen die Wagen fast nur noch den Straßenverkehr der Vorstadt Jerusalems und den zwischen Jerusalem, Bethlehem, Hebron, ʻAin Karim und Jericho.

Von großer Bedeutung für ein Land sind bekanntlich Post und Telegraph. Beide fungierten anfangs in der denkbar notdürftigsten und unsichersten Weise. Die Briefe wurden in einem Taschentuch auf der Straße aufgelegt, wo jedermann suchen konnte, ob etwas für ihn vorhanden sei. Ein Brief nach Deutschland kostete vor 30 Jahren noch 1 Franken

Gold. Daß jedermann in Jerusalem seine Briefe heute noch auf dem Postbüreau selbst abholen muß, sei für den abendländischen Leser nur beiläufig bemerkt. Jetzt gibt es auch eine österreichische, deutsche, russische und französische Postanstalt.

Wenn wir oben erzählten, daß noch um die Mitte des Jahrhunderts manche Handwerke nicht vertreten waren, oder daß die Europäer auf manche Bedürfnisse und Annehmlichkeiten verzichten mußten, so ist das jetzt in vielem besser geworden. Es gibt Bäcker, Conditoren, Schuhmacher, Sattler, Schneider, Steinhauer, Töpfer, Tischler, Müller, Gärtner, Mechaniker, Messerschmiede, Photographen, Uhrmacher, Hoteliers, Kaufleute, Spediteure, Reiseunternehmer, Bankbeamte, Apotheker, Zahnärzte, Ärzte usw. — Im übrigen ist die Industrie noch sehr unentwickelt. Weitaus die meisten Utensilien für den täglichen Gebrauch oder für die Einrichtung des Hauses stammen fertig oder als Rohprodukte aus Europa. Es seien nur einige erwähnt: Porzellan, Lampen, Spiel- Glas- Eisenwaren, Stoffe für Kleider und Wäsche, Hüte, fast alles Leder, alle Bretter und Balken, die verschiedensten Nahrungsmittel, Konserven, Bier, Papier, Musikinstrumente, Spiegel, Bilder, bessere Korbwaren, Farbstoffe, endlich Messer, Scheren, Zündhölzchen und alle die vielen uns unentbehrlichen Dinge. Zahlreich sind hier nur die Verfertiger von Gegenständen der Erinnerung und des Kultus und zum Teil des Schmuckes geworden. Diese Waren bestehen aus Ölbaumholz, Perlmutter, Silber, seidenen Stoffen und Stickereien. Als einzige Industriezweige können nur die Seifen- Wachskerzen- und Zementfabrikation namhaft gemacht werden. Stark ist unter den einheimischen Jerusalemiten die Zunft der Rasierer, Schuhmacher, Bäcker von Brot und Süßigkeiten, Lokandenbesitzer vertreten.

Die Presse liegt in Jerusalem wegen der strengsten Censur im Argen. Es gibt zwar in den Missionsanstalten Druckereien, eine großartige mit Motorbetrieb bei den Fran-

ziskanern, ferner in der englischen Mission, bei den Armeniern, den Juden und im Syrischen Waisenhaus, aber es erscheinen nur 2 hebräische Zeitungen. Was gedruckt wird, sind außer Accidenzarbeiten religiöse, sprachliche und Unterrichtsbücher sowie Missionsberichte.

Als nicht zu unterschätzende Zeichen der Zeit, mit deren Erwähnung ich diesen Rückblick schließe, dürfen angesehen werden erstens das zunehmende Interesse der Christenheit für das heilige Land und seine Hauptstadt, zweitens die im Zusammenhang damit stehende Flut von Mönchen, Nonnen und Religiosen aller Art, die sich über Stadt und Land ergießt und drittens der trotz aller Hindernisse wachsende Zuzug der Juden.

Chronologische Uebersicht.

1808 brannte die hölzerne Kuppel der Rotunde der hl. Grabeskirche ab. Sie wurde in den folgenden Jahren durch eine neue aus Holz und Blei ersetzt.

1823 Beginn der Londoner Judenmission auf dem Berg Zion unter Leitung eines Deutschen, Namens Nikolayson.

1832 Ibrahim Pascha erobert Jerusalem und nimmt seine Residenz auf Nebi Daud.

1840 Wiedereinsetzung der türkischen Regierung.

1841 Englisch-preußisches Übereinkommen, auf Grund dessen ein protestantisches Bistum in Jerusalem errichtet werden soll. (Aufhebung dieses Vertrags zwischen beiden Mächten im Jahr 1886).

1842 21. Jan. Ankunft des ersten Bischofs M. S. Alexander, gest. Nov. 1845. — Errichtung des preuß. Konsulats.

1846 30. Oktober Ankunft der beiden von Spittler gesandten Chrischonabrüder Palmer und Schick für das Brüderhaus in Jerusalem. — 30. Dezember Ankunft des von preußischer Seite ernannten Bischofs Samuel Gobat.

1847 das seit den Kreuzzügen aufgegebene lateinische Patri-

archat wird wieder errichtet: Patriarch Josef Valerga. Errichtung einer russischen geistlichen Mission unter einem Archimandriten.

1848 im Januar zieht der neue Patriarch Jos. Valerga in die hl. Stadt ein. — Gründung des House of industry seitens der Londoner Juden-Missionsgesellschaft.

1849 21. Januar, feierliche Einweihung der ersten evangelischen (englischen) „Christuskirche" durch Bischof Gobat.

1851 17. April Pastor Th. Fliedner, der Begründer des Kaiserswerther Diakonissenhauses, zieht mit 4 Diakonissen in Jerusalem ein. — Eröffnung einer Pilgerherberge für evangelische Reisende im Haus der Kaiserswerther Schwestern (s. 1855). — Erste „sogenannte" Volkszählung Jerusalems, wobei indes wie noch heute nur die steuerzahlenden Männer gezählt wurden.

1852 Ankunft des ersten deutschen evangelischen Pastors Valentiner. — Gründung des St. Vincentius-Vereins zur Unterstützung der Armen. — Gründung des „Jerusalems-Vereins" durch Hofprediger Strauß und Major Westphal.

1853—56 Bau des St. Ludwigs Spital, von katholischen Josephschwestern bedient. — Rothschild'sches Spital.

1854 8. November, Ankunft des bisherigen Hausvaters auf St. Chrischona J. L. Schneller, nunmehr zum Vorsteher des Brüderhauses in Jerusalem bestimmt (s. 1846).

1855 Ankauf eines Hauses als deutsche „Pilgerherberge" in der Nähe der Grabeskirche (s. 1851). — M. A. Ratisbonne, der Gründer und Direktor bedeutender Anstalten, betritt den Boden des heiligen Landes.

30. Juni, Gründung des „Vereins vom hl. Grabe„, der sich die Förderung der deutsch-katholischen Interessen zur Aufgabe gestellt hat. — Besuch des nachmaligen Kaisers Maximilian von Mexiko. — Herausgabe des Blattes: »Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande«, Organ des Jerusalemsvereins.

1856 die Londoner Juden-Missionsgesellschaft gründet zwei Schulen für Knaben und Mädchen.

1857 Herausgabe der Zeitschrift „Das heilige Land" in Köln, Organ des Vereins vom hl. Grabe (bzw. der deutsch-katholischen Mission im hl. Lande).

1858 Übernahme des Hospizes von dem evangelischen Zweig des Johanniterordens. — Errichtung der österreichischen Postanstalt. — Bau des österreichischen Hospizes mit einem Kostenaufwand von 300 000 fl.; seiner Bestimmung übergeben im Jahr 1863.

1859 der erste russische Großfürst erscheint in Jerusalem. Ein großes russisches Spital wird gegründet.

1860 Grundsteinlegung der prächtigen Kirche der hl. Dreieinigkeit auf dem Russenplatz. — 11. Nov., Gründung des Syrischen Waisenhauses.

1863—68 Bau der Ecce-homo Kirche mit dem Kloster der Zionsschwestern verbundeu.

1864 Vornahme einer Straßenkorrektion, wobei vorstehende Steinbänke und Läden weggebrochen wurden; auch wurde von nun ab für Beleuchtung der Stadt gesorgt. — Synagoge der Aschkenasim vollendet.

1865 Einrichtung des Telegraphenbureaus. — In den 60er Jahren Erbauung der »Name Jesu Kirche", Prokathedrale des lateinischen Patriarchen.

1866 Verlegung des Johanniterhospizes in das jetzige Gebäude. — Bau der alten Jaffastraße. — Erstes vollständiges Glockengeläute in der heiligen Stadt.

1867 Gründung des »alten« Aussätzigenhauses auf Anregung und unter Mithilfe der Freifrau Keffenbrink-Ascheraden. — Heuschreckenplage.

1868 Wiederherstellung der großen Kuppel über der Grabeskirche. — Einweihung von Talitha Kumi, der früher in der Stadt untergebrachten Mädchenerziehungsanstalt der Kaiserswerther Diakonissinnen.

1869 Besuch des Kronprinzen von Preußen; 7. Nov. Schenkung des Muristan von seiten des Sultan an die Krone von Preußen. — Besuch des österreichischen Kaisers.
1870 Credo-Kapelle auf dem Ölberg restauriert.
1871 Karl Stangen macht die erste Landreise durch Palästina. — 16. Juli: Einweihung der protestantischen Kapelle auf dem Muristan. — Errichtung des Deutschen Konsulats.
1873 Bildung des „Deutschen Vereins". — Vincenz Bracco folgt als 2. lateinischer Patriarch. — Gründung der deutschen Gemeindeschule. — Gründung der deutschen Tempelgemeinde auf der Rephaim-Ebene.
1874 Einweihung der arabisch-protestantischen St. Paulskirche.
1875 das bisher zugemauerte Herodestor wird geöffnet.
1876 Bau der Kirche der Karmeliterinnen auf dem Ölberg, ebenso des Klosters der Karmeliterinnen auf dem Ölberg, vollendet 1879.
1877 Die „Brüder der christlichen Schulen" nach Jerusalem berufen, welche hier Schulen gründen. — Konstituierung des „Deutschen Palästina-Vereins" in Leipzig. — Jerusalem erhält die erste Dampfmühle.
1879—1880 Bischof Barclay.
1880 Vollendung des französischen Hospitals nebst Kapelle.— Bau des Versammlungssaales der Tempelgemeinde. — Auffindung der Siloah-Inschrift. — Kapelle in Bethphage erbaut.
1882 Gründung des „Freien deutschen Vereins" der Templer.
1883 Bildung einer russischen Palästinagesellschaft.
1884 Erscheinen der Quartalschrift „der Bote aus Zion", Organ der Mission des Syrischen Waisenhauses.
1886 im Frühjahr: Einweihung des neuen großen Aussätzigenhauses „Jesus-Hilfe" im Westen der Tempelkolonie.
1887 Bischof Dr. Blyth. — In den 80er Jahren Bau der Salvatorkirche mit hohem Glockenturm und Uhrwerk.

1886—1888 Gründung des Deutsch-katholischen Hospizes nebst Kapelle. — Errichtung der türkischen Realschule (ruschdīje) innerhalb des Herodestores.

1886—1890 Kirche der katholischen Armenier und Kirche der Abessinier erbaut.

1889 Errichtung der „Evangelischen Jerusalem - Stiftung“.— Ludwig Piavi, der 3. lateinische Patriarch.

1889 — 1890 Die Straße Jerusalem-Bethlehem-Hebron wird ganz, diejenige Jerusalem-Jericho und Jerusalem-'Ain Karim nahezu vollendet.

1890 Bau des Hospitals der Municipalität an der Jaffastraße vollendet. — Besuch des Prinzen Heinrich v. Preußen.

1891 Anlegung des Stadtgartens.

1892 Kapelle der Klarissinnen am Berg des bösen Rats erbaut. — Okt. Eröffnung der Bahnlinie Jaffa-Jerusalem.

1893 im Mai: Eucharistischer Kongreß in Jerusalem unter Leitung des Kardinals Langénieux von Rheims und Anwesenheit von 28 Patriarchen, Bischöfen und Prälaten. — 31. Okt. Grundsteinlegung der Erlöserkirche. — In der Mitte der 90er Jahre wird die Kirche des französischen Pilgerhauses Notre Dame erbaut.

1894 3. Juli: Einweihung des neuen deutschen Diakonissenhospitals.

1895 und folgende Jahre: Bau des Klosters der Vincenzschwestern am Howard Hotel.

1896 18. Okt: Tod des Begründers des Syrischen Waisenhauses Johann Ludwig Schneller.

1897 1. Mai: Eröffnung der „Deutschen Palästina Bank“.

1898 Bau der Straße auf den Ölberg. Reparatur der Omar- und Aksa-Moschee. — 18. Okt. Einweihung der englisch-bischöflichen Kollegialkirche. — 29. Okt. Ankunft Ihrer Majestäten des deutschen Kaisers und der Kaiserin. — 31. Okt. Einweihung der Erlöserkirche in Gegenwart des Kaiserpaares und zahlreicher Vertreter der

evangelischen Kirchenregierungen. — Übergabe der „Dormition de la Sainte Vierge" an den Deutsch-katholischen Palästina-Verein. — 4. Nov. Abreise der kaiserlichen Majestäten. — Stephanuskirche der Dominikaner vollendet.

1899 Januar: Baron Edmund Rothschild aus Paris besucht Jerusalem und die jüdischen Kolonien.

1900 1. März: Eröffnung des deutschen Postamtes. — August: Einweihung des Jubiläumsbrunnens am Jaffator. — 7 Okt.: Grundsteinlegung der deutsch-katholischen Marienkirche auf der Dormition. — Pockenepidemie in Jerusalem und Umgebung. — 6. Dez.: Eröffnung des französischen Postamtes.

1901 Vollendung der Straße von Jerusalem nach El-bīre. — 1. Sept: Eröffnung des russischen Postamtes. — Nov: Besuch des Prinzen Adalbert von Preußen. — 27. Nov: Einweihung der Wasserleitung von den Salomonischen Teichen nach Jerusalem. — 23. Dez: Baurat Dr. C. Schick gestorben.

1902 Einweihung eines jüdisch-deutschen Hospitals an der Jaffastraße. — 25. Mai: Waisenmutter „Mama" Schneller gestorben. — Bau des deutschen Pfarrhauses auf dem Kaiserplatz. — Herbst und Winter: Choleraepidemie in Palästina. —

1903 Gründung eines „Blindenheims", Zweiganstalt des Syrischen Waisenhauses.



Verzeichnis der Bibelstellen.

1 Buch Mose.

Kap.	Seite
1, 29	175
3, 14 f	196
18	155
4, 10	197
21	247
8, 22	112
12, 2	56
6	189. 191
13, 6 ff	169
18	189. 270
14, 18	131
23	49
16, 14	57
18, 2	171
5—8	152
6	106
19	4
19, 1	171
3	106
4 ff	182
20, 7	26
16	89
21, 14	173
18	56
23, 11	166
15	166
17	166
24	83
24, 16	188
18	172
47	52
50	87
58	87
60	56
62	57
65	89
67	102
25, 29	181
26, 7. 10. 12	101. 130
15 ff	185
22	169. 186
27, 28	116
28, 11	182
29, 2	187
19	84
30, 37—43	153
31, 34	32
40	201
44—48	288
48. 49	286
33, 3	171
4	169
34, 11	87
12	88
35, 8	156. 189. 191
37, 12—17	152
24	184
37, 28	279
43, 11	157
29	171
44, 14	171
47, 30	215
49, 6	32
11. 12	157
50, 10	216
25	215

2 Buch Mose.

Kap.	Seite
3, 5	49
8	157
4, 6	47
18	172
12, 2	118
9	176
15, 6	199
21	245
18, 7	169
20, 7	26
22, 26. 27	44. 54
23, 16	112
19	176
28, 42. 43	54
34, 22	112
35, 25. 26	74

3 Buch Mose

Kap.	Seite
2, 5	106
13, 48	75
14, 40 ff	40
19, 18	53
26, 5	127. 145

4 Buch Mose

Kap.	Seite
11, 5	174
13, 24	271
26, 3	284

5 Buch Mose

Kap.	Seite
1, 44	156
6, 11	157. 185
8, 7	185
8	140
11, 14	113. 121
12, 2	189
19, 14	119
22, 8	42
17	95
24, 13	44
25, 4	127
28, 40	137. 141
32, 13	137. 156. 158
32, 48—50	191

Josua

Kap.	Seite
2, 6	42

Kap.	Seite
4	288
5, 14	172
7, 26	3
8, 30 ff	281
10, 10	280
13, 25	289
14, 15	271
15, 11	9
20, 8	284

Richter.

Kap.	Seite
4, 5	3. 156
17 ff	184
5, 10	289
28	45
6, 1 ff	3
11	186
12	169
32	58
7, 13	173
8, 3	58
21	199
9, 37	191
11, 29. 34	247. 284
34	247
12, 6	8
13, 2	190
14, 3	84
8	156
12	88. 89. 241
15, 4	278
19	7
20	168
23	182
20	7
16	61
21, 21. 23	255

Ruth

Kap.	Seite
2, 1	85
3	111
4	169

Kap.	Seite
14	178
8	127
10	285

1 Buch Samuelis

Kap.	Seite
1, 6	102
17	172
3, 14	4
5, 4	196
6, 9—15	190
7, 12	288
9, 23	180
12, 17	116
13, 18	280
14, 25	156
27	156
17, 7	75. 178
17	178
18	150
34	172
18, 6	247
7	245
20, 41	171
42	171
21, 12 ff	193
22, 1	4
9	57
24, 4	151
25	154. 176
2 ff	152
23	171
26, 13	281
18	172
20	272
30, 13	285
31, 13	191

2 Buch Samuelis

Kap.	Seite
3, 35	215
4, 12	271
6, 14	92
9, 8	172

Kap.	Seite
10	287
11	287
12, 3	255
13, 23	176
14, 26	50
16, 6	289
7	31
17, 18	44
29	156
18, 5	285
9	286
17	3

1 B. d. Könige.

Kap.	Seite
4, 25	133. 140. 142
4, 32	241
7, 50	46
9, 17	280
10, 1	241
17, 12	174
18, 14	178
43—45	114
19, 9	107

2 B. d. Könige

Kap.	Seite
1, 8	48. 54
4, 10	43
8, 13	172
9, 17	278
30	52. 53
18, 17	75
23, 7	74

1 B. d. Chronika

Kap.	Seite
9, 31	106
13, 18	168

2 B. d. Chronika

Kap.	Seite
2, 16	280
5, 13	157. 245
7, 5	157

Kap. Seite
9, 8 279
26, 6 9
10 157. 276

Esra

8, 31 199
9, 8 166

Nehemia

8, 16 42
12, 40. 42 245

Hiob

1, 3 157
2, 11 215
21, 12 247
27, 18 132
25 224
28, 17 79
29, 6 158
30, 1 152
31, 32 183
37 114

Psalmen

1, 2. 3 188
18, 5 115
19, 11 156
22, 18 149
23, 5 141
47, 2 224
52, 10 137
59, 15. 16 269
65, 14 157
68, 10 121
68, 26 247
69, 2 115
23 133
74, 17 112
77 114
91 117

Kap. Seite
92, 11 141
103, 16 117
109, 23 122
110, 3 116
118, 12 156
122, 3 270
128, 3 138
129, 6 40
136 245
147, 16 114

Sprüche

7, 6 45
13, 14 187
17, 19 46
24, 13 156
25, 11 ff 241
26, 1 116
14 45
27, 10 227
31, 18 44
29 59

Hoheslied

1, 5 2
10 256
2, 1 276
9 248
11 ff 114
13 140
15 133
4, 3 256
11 253
12 255
5, 13 255
15 256
16 253
7, 1 258
3 256
5 256
8, 6 252

Kap. Seite

Jesaja

3, 20 54
5, 2. 5 132
27 49
7, 3 75
15 156
9, 3 127
4 32
10 40
12, 3 187
15, 3 42
16, 10 134
18, 5 117
22, 22 46
23—25 166
28, 27b 128
37, 27 40
40, 11 153
48, 11 136
49, 1 117
15 60
16 54
55, 1 30
12 224
58, 7 180
61, 10 90
63, 2 135
65, 8 280

Jeremia

2, 13 186
32 88
3 3 115
4, 30 53
7, 29 211
9, 4. 5 25
17 212
16, 6 212
7 215
9 95
18, 3 72

Kap.	Seite
25, 10	105
34	212
37, 21	40
41, 8	128

Klagelieder

Kap.	Seite
2, 15	224
3, 16	212
5, 18	133

Hesekiel

Kap.	Seite
6, 13	189
9, 2	66
13, 11. 14	115
16, 4	59
10	51
19, 12	117
27, 17	157
30	212
34, 26	113
47, 11	166

Daniel

Kap.	Seite
2, 4	172

Hosea

Kap.	Seite
2, 12	140
6, 14	116
13, 3	45
15	117

Joel

Kap.	Seite
1	121
1, 12	140
2	121
20	122
3, 23	157

Amos

Kap.	Seite
1, 8	277
9, 9	128

Kap.	Seite
9, 13. 14	157

Jona

Kap.	Seite
4, 8	117

Nahum

Kap.	Seite
3, 19	224

Zephanja

Kap.	Seite
1, 5	42
9	196
2, 9	177

Sacharja

Kap.	Seite
3, 10	140

Maleachi

Kap.	Seite
3, 2	75
11	121

Weisheit

Kap.	Seite
16, 16	115

Tobias

Kap.	Seite
11, 19	88
20	89

Sirach

Kap.	Seite
37, 33. 34	180
38, 32	72
34	72
50, 28	8

1 Makkabäer

Kap.	Seite
7, 39	280

2 Makkabäer

Kap.	Seite
7, 28	60

Kap.	Seite

Matthäus

Kap.	Seite
3, 4	48. 156
12	129
4, 25	286
5, 14	40
34–37	26
6, 2	93
7, 25	41
9, 15	95
17	136
22	285
23	213
10, 9	47
13	169
11, 8	48
12, 19	267
13, 8	130
25	275
21, 33	132
42	38
43	143
22, 2–14	95
23	268
27	214
24, 32	120
41	104
25, 1–13	95
6	94
26, 23	180
26	180

Markus

Kap.	Seite
2, 9	44
5, 38	213
6, 8	47. 54
13	141
7, 2 ff	181
4	101
7, 14	46
27	84
46	

Kap.	Seite
9, 3	75
11, 13	143
12, 10	38
14, 51	47

Lukas

Kap.	Seite
1	58
2, 8	152
6, 38	167
48	41
7, 12	212
32	62
45	169
46	141
50	172
9, 51 ff	183
62	124
10, 4	170
7	171
11, 13	143
27	279
37	178
12, 37	268
54	113
55	117
13, 6	142
15, 8	45
17, 13	269
20, 17	38
22, 12	45
31	128
23, 55	41
24, 36	168

Johannes

Kap.	Seite
1, 46	9
48	142
2, 6	285
14	267
3, 29	90
30	91
4, 10	187
11	187
5, 9. 11	44
9, 22	268
10, 3—5	152
11, 9	275
19	215
13, 23	179
15, 2	133
16, 2	268
18, 18	45
20, 19	168

Apostelgeschichte

Kap.	Seite
2, 9—11	270
13	136
8, 2	215
9	76
9, 37	43
10, 9	48
12, 8	54
12, 13	46
26, 14	123

Römer

Kap.	Seite
8, 19	33
11, 17—24	139
16, 16	170

1 Korinther

Kap.	Seite
16, 20	170

2 Korinther

Kap.	Seite
13, 12	170

Kolosser

Kap.	Seite
4, 6	188

1 Thessalonicher

Kap.	Seite
5, 26	170

1 Timotheus

Kap.	Seite
2, 9	52

1 Petrus

Kap.	Seite
3, 3	52

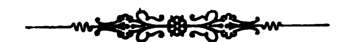
Offenbarung

Kap.	Seite
6, 13	141
7	117

In Bezug auf

Umschrift und Aussprache

der in diesem Buche enthaltenen arabischen Wörter und Sätze verweise ich auf das in meinem „Lehrbuch zur praktischen Erlernung der arabischen Sprache (Schrift- und Vulgärarabisch)" angewandte System.



Münzen und Gewichte.

Die Münzeinheit ist der Piaster (ḳirsch, Pl. ḳurūsch) zu 40 Para (fáḍḍâ oder máṣrīje). Das Geld ist einem Regierungskurs (ṣāṛ) und Verkehrskurs (schuruk) unterworfen. Der Wert eines Piasters ṣāṛ ist 17—18 Pfennige, der eines Piasters schuruk 15 Pfennige. Meist hat jede größere Stadt ihren eigenen Kurs, was den Verkehr sehr erschwert. — Die gebräuchlichsten Münzen nach Jerusalemer Verkehrskurs sind:

1 Baḥtūt nicht ganz 1½ Para, früher höher im Werte.
1 Kabak, eine große Kupfermünze, früher im Wert von 1 Piaster, gilt jetzt nur noch 5 Para.
1 'aschara, auch Metallik (mätlīk) genannt, gleich 12½ Para.
1 Bischlik gleich 3 Piaster; 1 uasari (Syr: sahrâui) gleich 6 Pi.
1 Medschîdi in Silber gleich 23 Piaster, ½ Medschîdi gleich 11½ Piaster, ¼ Medschîdi gleich 5¾ Piaster.
1 türkisches Pfund gleich 124 Piaster (100 Piaster ṣāṛ).
20 frs (Napoleon) gleich 109 Piaster. 1 fr gleich 5¼ Piaster.

Die Gewichtseinheit ist das dirhem gleich 3,2 g. 66⅔ dirhem gleich 1 oḳīje oder 213 g. 6 oḳīje gleich 1 oḳḳa oder 1,28 kg. 2 oḳḳa gleich 1 râṭl oder 2,56 kg. 100 râṭl gleich 1 ḳonṭâr oder 256 kg. — Von den Hohlmaßen sind die gebräuchlichsten: 1 kële gleich 2 mudd oder 8 rub'īje oder 16 tumnīje und 1 tumnīje gleich 2,25 l.



Berichtigungen.

Seite 9 mitte, lies: Jos 15, 11 statt Joh 15, 11
„ 32 „ „ 1 Mo 49, 66 „ 1 Mo 49, 61
„ 88 „ „ 1 Mo 34, 12 „ 1 Mo 34, 11

„ 114 erste Zeile nach Januar füge hinzu: letzterer mit einem durchschnittlichen Niederschlag von 164 mm (für Jerusalem). Die Zahl der Tage mit Niederschlag im Lauf eines Jahres beträgt ungefähr 56 (für Jerusalem). Die in den vier letzten Dezennien von 1860/1861 bis 1899/1900 gefallene durchschnittliche Regenmenge beträgt 65,5 cm für Jerusalem).

„ 122 setze den Abschnitt über die Heuschrecken wie folgt:

Die Beduinen des Ostjordanlandes unterscheiden zwei bezw. drei Arten von Heuschrecken: 1) eǧ-ǧarād en-naǧdi, eine gelbliche Art, die in dichten Schwärmen weit fliegt und sich nirgends lange niederläßt. Ihre Eier werden innerhalb vierzig Tagen ausgebrütet. Diese Art heißt auch eṭ-ṭajjār und dürfte die eigentliche Wanderheuschrecke (Oedipoda mirgratoria) sein. Sie wird von den Beduinen gesammelt und verspeist (Kap. 19). 2) ǧarād abu sible d. h. Mistheuschrecke, so genannt, weil sie sich mit Vorliebe auf Mist niederläßt (vielleicht Acridium tataricum oder peregrinum). Es ist eine rötlichgelbe, gefräßige Art, die in kürzeren Strecken fliegt. Sie legt ihre Eier im September und Oktober in die Erde, wo sie den Winter über verbleiben. Im März und April schlüpfen sie aus und schon nach 30 — 40 Tagen fügen diese Tiere, saḥḥāf genannt, den Feldern namhaften Schaden zu. Von einigen werden die saḥḥāf als eine selbständige Art kleiner Wanderheuschrecken angesehen. Sie ziehen nur hüpfend weiter.

Seite 139 mitte, setze als weitere Olivensorte ein: ßurri eine geschätzte Art mit länglich-ovalen Oliven.
„ 144 unten, lies: bewässerten statt gewässerten
„ 157 mitte „ Hes 27, 17 „ Hes 27, 27
„ 172 „ „ 1 Sa 17, 34 „ 1 Sa 17, 13
„ 172 „ „ 1 Sa 1, 17 „ 2 Sa 1, 17
„ 208 letzte Zeile lies: Eiweiß und Kandis.
„ 226 mitte lies: Haut statt Hand.
„ 256 im arab. Text lies: mā jiḳrūh illä‿ß-ßuāḥ . . . naṣṣāḥ . . . fīhin . . . ḳarāmīleh
„ 266 in Melodie Nr. 1 dritte Zeile vornen setze c statt b

Inhalt.

Widmung.

Vorrede.

Kap.		Seite
1.	Bevölkerung. Religion. Religiosität. . . .	1
2.	Der Volkscharakter.	18
3.	Bau und Einrichtung der Häuser.	36
4.	Kleidung und Schmuck	47
5.	Geburt. Name. Kinderspiele und Kinderarbeiten.	56
6.	Schulwesen.	63
7.	Berufsarten.	70
8.	Verlobung und Hochzeit.	82
9.	Die Stellung der Frau.	96
10.	Arbeiten der Fellachinnen.	104
11.	Der Kreislauf des Jahres.	112
12.	Ackerbau.	119
13.	Weinbau	131
14.	Öl- und Feigenbaum. Gemüsebau.	137
	Früchte- und Gemüsekalender.	147
15.	Rindvieh- und Bienenzucht oder: „Das Land, da Milch und Honig fließt".	149
16.	Steuerverhältnisse.	159
17.	Kauf und Verkauf.	165
18.	Der gesellschaftliche Verkehr.	168
19.	Nahrungsmittel und Speisen.	173
	Nationalgerichte und Nationalgebäck.	178

Kap.		Seite
20.	Mahlzeiten.	179
21.	Gastfreundschaft.	182
22.	Brunnen.	185
23.	Alte Kultusstätten.	187
24.	Synkretismus. Geisteskranke.	192
25.	Abergläubisches.	194
26.	Klima, Krankheiten und Heilmittel.	201
27.	Tod, Leichenklage, Grab.	211
28.	Gesten.	217
29.	Sprichwörter und Rätsel.	225
30.	Poesie und Musik; Musikinstrumente. Volkslieder (Wiegenlieder, Liebeslieder, Hochzeitslieder, Erntelieder, Maurerlieder, Reiselieder, Lagerfeuergesänge, Klagelieder) und Melodien.	242
31.	Reisebuchblätter.	265
	I. Jaffa. Jerusalem.	265
	II Hebron. Gaza. Bir Salem	270
	III. Im Lande Gilead.	282
32.	Jerusalem im 19. Jahrhundert.	291
	Verzeichnis der Bibelstellen	304
	Umschrift und Aussprache	309
	Münzen und Gewichte	309
	Berichtigungen	310
	Inhaltsverzeichnis	311



Druck des Syrischen Waisenhauses, Jerusalem.

